Enc

606

-26

Neueste

Sammlung

jener

Schriften,

die

von einigen Jahren her über verschiedene wichtigste Gegenstände zur Steuer der Wahrheit im Drucke erschienen sind.

Sechs und zwanzigster Band.

Im Jahre 1786.

Zu

Augsburg,

hats in Commission das Oberpostamt, wie auch Johann Georg Bullmann in der Fuggerey Nro 45, und Johann Seiz Papierhändler in der Schmidgasse Nro 34.

Beytrag
zu einer Apologie des Mönchs-Standes.

Nachläßigkeiten und Versäumnisse sind von der menschlichen Schwachheit unzertrennlich. Obgleich die heiligsten Gesetze die Religion dagegen schützen sollten, so haben sich doch auch hier Mißbräuche eingeschlichen, welche die Vorsteher der Kirche vielfältig bewogen haben, an ihrer Ausrottung zu arbeiten, und zu trachten der Kirchendisciplin ihren alten Glanz wieder zu geben. Die Sitten der geistlichen haben einen sehr grossen Einfluß auf die Denkungsart des Volks. Wer also zu jener ihrer Reinigkeit etwas beyträgt, der macht sich zugleich auch um das Wohl des Volks verdient; er giebt seinem

Glauben, seiner Liebe zu den Pflichten gegen Gott, gegen den Regenten, und gegen andere Menschen ein neues Leben, und sorgt zugleich für das Heil der Seelen, und für die Ruhe des Staats. Das ist der Zweck gewesen, den man sich großentheils bey den Kirchenversammlungen vorgesetzt hat. Beyde, die weltliche Macht und die Priesterschaft haben sich zu diesem wichtigen Geschäfte vereinigt, und mit Ernste an der Verbesserung der Kirchenzucht gearbeitet.

In unsern Zeiten scheint man vorzüglich aufmerksam auf das Interesse der bürgerlichen Gesellschaften zu seyn, und das Verhältniß der Kirche zu dem Staate, und den Einfluß der Geistlichen in denselben auf das genaueste abzuwägen. Man hat insonderheit seit einiger Zeit die geistlichen Orden mit Macht angegriffen, und theils aus der großen unverhältnismäßigen Zahl ihrer Mitglieder, theils aus den Fehlern und Mißbräuchen, die darinnen herrschen, ihre Schädlichkeit ableiten und die Nothwendigkeit zeigen wollen, ihnen Schranken zu setzen. Die Zahl der Mönche, sagt man,

ist allzugroß, und daher dem Staate nachtheilig. Es fehlt an weltlichen Arbeitern, alldieweil die Religion deren zu viele hat, und öfters über die Unordnungen erröthen muß, welche bey einer so großen Menge nicht zu vermeiden sind. Deßwegen haben wohldenkende Regenten, denen es daran gelegen war, ihren Unterthanen alle mögliche zeitliche Vortheile zu verschaffen, und auf der andern Seite die Kirchendisciplin aufrecht zu erhalten, für nothwendig geachtet, damit das Gleichgewicht hergestellt, und die Zahl der Ordensgeistlichen ohne Gewaltthätigkeit vermindert würde, die Ablegung der Klostergelübde erst nach einem Alter von zwanzig Jahren zu erlauben. Sie hofften noch andere Vortheile aus einer solchen Verordnung zu ziehen. In einem solchen Alter, dachten sie, ist der Beruf weniger zweifelhaft, der Staat erhält viele nützliche Bürger, und die Kirche bessere Arbeiter. Dies scheint in der That vernünftig, und keinem Tadel ausgesetzt. Allein es **scheint** nur. Denn so sehr dieses einfache Mittel dem ersten Anblicke nach, Beyfall findet, so gründlich hoffe ich zeigen

zeigen zu können, daß es für die Kirche und für den Staat höchst verderblich ist.

Unter den vielen Schriftstellern, welche den Mönchsstand angetastet haben, giebt es welche, bey denen nicht gottlose und feindselige Absichten gegen die Religion, sondern eine wahre Ueberzeigung, daß sie für das Beste des Staates und der Kirche sorgen, die Feder geführt hat. Sie verdienen allerdings, daß man ihre Gründe untersuche und prüfe, um desto mehr, da der edle Zweck, welchen sie sich vorgesetzt haben, desto eher im Stande ist, andere zu verblenden. Ich werde daher den Hauptgrundsatz den sie vorbringen, beleuchten, und untersuchen, ob die **Mönchs-Orden ihrer Natur nach der Bevölkerung und der Industrie im Wege stehen.** Es ist desto nöthiger hiebey zu verweilen, da, so viel ich weis, alle diejenigen, durch welche der Mönchsstand vertheidigt worden ist, diesen Punkt gar nicht, oder doch nur im Vorbeygehen berührt haben. Theologische Gründe aus der H. Schrift, aus den Koncilien, aus den Kirchenvätern, und aus dem Herkommen

der Kirche hergeleitet, helfen nichts bey befangenen Menschen. Man hört sie an, und glaubt doch nach wie vor, daß die Ordensgeistliche der Bevölkerung und der Industrie schädlich sind. Weil man nun dafür hält, dieser Schade werde durch das Gelübde der Keuschheit erzeuget, welche die H. Schrift dem Ehestand vorzieht, so giebt man nach und nach dem gottlosen Gedanken Platz, als streite das Evangelium mit den wahren Vortheilen des Staats. Um eine so unglückliche Wirkung zu vereiteln, will ich beweisen:

1. Daß die Mönche nicht die wahre Ursache der Entvölkerung, oder der Trägheit sind, über welche mancher Staat zu seufzen hat.

2. Daß die Unordnungen in den weniger gesitteten Klöstern nicht daher kommen, daß ihre Mitglieder sich schon im 16ten Jahre binden.

3. Daß das Verbot vor dem 21ten Jahre Klostergelübde zu thun, in kurzem den Ruin der Mönchsorden nach sich ziehen, oder wenigstens sie unnütz, und selbst der Kirche schädlich machen muß.

4. Daß

4. Daß aus diesen Ursachen die Kirche nie die Ablegung der Klostergelübde weiter als bis in das 16te Jahr verschoben hat.

5. Will ich diesem noch einige Beobachtungen über die schickliche Zahl der Mönche in Verhältniß auf das Beste des Staats, beyfügen.

§. 1.

Die Religiosen sind nicht die wahre Ursache der Entvölkerung, noch des Mangels an Industrie in einem Staate.

Ich streite nicht wider diejenigen Philosophen, welche alle Religion und deswegen auch alle Religiosen für unnütz oder gar für schädlich halten, weil sie weder Landbauern, noch Handwerker, noch Kaufleute, noch Soldaten, noch Advokaten u. s. w. sind.

Denn ein Staat ohne Religion ist ein Unding, ein fürchterliches Cahos, wo der Gehorsam nur aus Furcht vor der Strafe entsteht, wo die eheliche Treue für ein eitles Vorurtheil, die Gerechtigkeit im Handel und Wandel für eine Thorheit geachtet wird, wo man als eine viehische Raserey ausschreyt (wie sich ein neuerer Philosoph ausdrückt), wenn

man zur Vertheidigung der Rechte des Regenten die Waffen ergreift. Und unter allen Religionen ist gewis die christliche dem Wohl der Gesellschaft am meisten angemessen. Daher sagt **Montesquieu**: „Die christliche Religion, welche nur die Glückseligkeit des künftigen Lebens zum Gegenstand zu haben scheint, sorgt auch für das Glück in diesem Leben. Ihr sind wir in der Staatsverwaltung und im Kriege politische und Völkerrechte schuldig, wofür ihr die menschliche Natur nicht genug danken kann. Deswegen widerspricht er mit Nachdruck dem Bayle, welcher vorgiebt, ein Staat von lauter wahren Christen, könnte nicht bestehen, und fragt: „warum nicht? er würde ungemein aufgeklärte Bürger haben, die mit Eifer ihre Pflichten erfüllten; wahre Christen würden die Rechte der natürlichen Vertheidigung fühlen; je mehr sie glaubten der Religion schuldig zu seyn, desto mehr würden sie glauben dem Vaterlande leisten zu müssen. Die Grundsätze der Religion tief in das Herz eingegraben, würden unendlich wirksamer seyn, als die falsche Ehre in den Monarchien, die menschlichen Tugenden in den Republicken, und die knechtische

tische Furcht in den despotischen Staaten. „— Sobald von einem Reiche die Rede ist, welches sich zur christlichen Religion bekennt, so muß man auch zugeben, daß Leute darinn seyn müssen, die sich ihrem Dienste widmen. Diese Männer können weder Bauern, noch Handwerker, noch Kaufleute, noch Soldaten, noch Advokaten seyn; aber sie werden die Bauern, die Handwerker, die Kaufleute, die Advokaten unterrichten; sie werden sie ihre Pflichten, gegen Gott, gegen den Nächsten, gegen den Fürsten, gegen das Vaterland lehren. Man müßte diese Pflichten für unnütz oder schädlich achten, um die Diener der Religion, als entbehrliche, unnütze oder gar schädliche Leute ansehen zu können.

§. 2.

Allein, wird man sagen, warum müssen die Diener der Religion unverehlicht seyn? Warum müssen sie sich dem Celibate unterwerfen, der den Staaten so äusserst verderblich ist? Es ist wahr, der unverehlichte Stand der Geistlichen ist nicht göttlichen Ursprungs, und in sich selbst betrachtet, ist er nicht durchaus nothwendig. Allein in der H. Schrift ist der

unehliche

unehliche Stand, dem Stande der Ehe vorgezogen. (*) Denn zu dem Amte eines Dieners der Religion wird große Gottesfurcht und viel Unterricht erfordert. Die Sorgen der Ehe lassen aber nicht zu, daß sich einer mit ruhigem Gemüthe und anhaltendem Fleiße den Uebungen der Gottseligkeit und der Erlernung desjenigen wiedme, was einem Priester zu wissen zukömmt. Diese Sorgen würden noch durch den Mangel vermehrt, den die meisten Priester leiden müßten, um ihre Familie zu ernähren. Dieß ist eine von den Ursachen, warum etliche Weltpriester in älteren Zeiten durch die Sorgen zerstreut sehr unwissend

(*) 1. Korinth. VII. 38. u. a. m. Es ist unläugbar, daß Paulus in diesem Kapitel dem ledigen Stande, wenn er recht angewendet wird, den Vorzug giebt, aus der Ursache hauptsächlich, weil die verheiratheten viel mehr durch Weltsorgen zerstreut sind. v. 33. Das ist die Ursache warum die Kirche den Rath des Apostels in ein förmliches Gesetz verwandelt hat. Dieses Recht kann niemand der Kirche streitig machen. Unterwarfen sich doch alle Apostel dem Schluß der Kirchenversammlung zu Jerusalem. Wem dieses Joch zu hart scheint, der erwähle einen andern Stand.

wissend geworden; deswegen auch Arkadius den Bischöffen befohlen hat, sie sollten die Geistlichen, deren sie zu ihren Verrichtungen benöthigt wären, in den Klöstern suchen. Man sieht ja wie zu unsern Zeiten die Weltpriester nur dadurch, daß sie mit ihrer Familie leben, oder zu ihrem Unterhalt beytragen müssen, an der nöthigen Ruhe, an der Sammlung des Geistes zu ihren heiligen Geschäften, und an dem Studieren gehindert werden. In den Klöstern allein erhielt sich noch ein Schatten von Gelehrsamkeit, da die übrige Welt von der Barbarey überschwemmt war. Freylich ist heut zu Tag die Geistlichkeit gelehrter als vor Zeiten. Da aber auch die Feinde der Religion an Aufklärung zugenommen haben, so ist es itzo eben so nöthig als vorher, daß sich Männer von der Welt zurückziehen, und sich anhaltend im Gebeth und Studieren üben. Selbst die Feinde der Religion, seit dem Kaiser **Valens**, welcher der Arianischen Kezerey günstig gewesen, und die Mönchen verfolgt hat, bis auf **Calvin** haben diesen Vortheil des Mönchsstandes anerkannt. Deswegen haben sie hauptsächlich ihre Angriffe auf die Klö-

ster gerichtet, weil sie wohl eingesehen, daß, wenn diese gefallen sind, die Kirche nicht so leichtlich ihren Feinden widerstehen kann.

Vergebens beruft man sich auf das Beyspiel der griechischen Kirche, welche verehligte Männer zu Weltpriestern annimmt. Diese Erlaubniß ist etwa eine Folge des Verfalls der ersten Kirchenzucht, oder der geringen Zahl der Kirchendiener. Man muß zugeben, daß man in den ersten Zeiten verheirathete Männer ordinirte, wenn sie nur sonst würdig waren das Heiligthum zu betretten. Aber man forderte doch, daß sie nicht in zweyter Ehe lebten, noch sonst mit einer Wittwe in Verbindung stunden. Die meisten mußten auch vor der Ordination die Einwilligung ihrer Ehefrauen zu einer beständigen Enthaltung bringen. Man erlaubte ihnen aber, unter einem Dache mit denselben zu leben, weil sie das Gelübde nicht von der natürlichen Verpflichtung loszählen konnte, die sie übernommen, für die Bedürfnisse ihrer Frauen zu sorgen. Nach der Trennung der griechischen Kirche haben die Geistlichen diese Erlaubniß mißbraucht. Die lateini-

sche

sche Kirche, um die Wiedervereinigung zu erleichtern, hat zwar dafür gehalten, sie könne über diesen Misbrauch die Augen zudrücken, weil die geistliche Enthaltung nicht göttlichen Rechtes ist. Die griechische Kirche selbst aber zeigt, daß sie dieselbe für nöthig erachtet, weil weder vor noch nach der Trennung den griechischen Mönchen gestattet worden ist, sich zu verheirathen. Es konnten auch verheirathete Männer Mönchen werden, mit Einwilligung ihrer Ehefrauen; aber sie mußten ganz auf ihre Gesellschaft Verzicht thun. Doch bediente sich die Kirche am allermeisten derjenigen zu heiligen Verrichtungen, die von Jugend auf im ehelosen Stande erzogen waren; so daß in der griechischen Kirche, wie auch in der Lateinischen die Gewohnheit aufkam, die Bischöffe aus den Klöstern zu wählen. Gregorius der Große hat sich dieser Bischöffe bedient, um die Kirchendisciplin zu verbessern, und den christlichen Glauben unter abgöttischen Nationen zu predigen. Fleury sagt, (*) daß selbst Photius zu seiner obgleich unrechtmäßigen Ordination erst zugelassen worden, nachdem er den religiosen

(*) Buch 17, 19.

sen Habit angezogen. Die griechischen Bischöfe werden noch heut zu Tag aus den Klöstern gezogen. Und auch unter den Weltgeistlichen giebt es wenige, die verheirathet sind.

§. 3.

Wenn man annimmt, daß der unverehlichte Stand der Priester der Religion wo nicht nothwendig, doch höchst vortheilhaft ist, so wird er wohl nicht dem Staate schädlich seyn können, von welchem die Religion ein so wesentlicher Theil ist. Jeder Theil eines Staats muß dem andern zum Besten, einige Aufopferungen thun, sonst wird aus ihm ein Ungeheuer. Es ist ohnstreitig ein großer Vortheil, wenn ein Reich eine ansehnliche Armee auf die Beine stellen kann; und doch müßte daraus ein großer Schaden entstehen, wenn man, um sie zusammen zu bringen, die Felder entblößen, und den Landbau hemmen würde. Es wäre also allerdings vortheilhaft, die Ehen der Soldaten zu erlauben. Warum geschieht das nicht? Weil der Regent einsieht, daß ein solches Band die Soldaten zu seinem Dienste weniger tüchtig machen würde, und weil er weiß, daß sich

das Soldatenleben mit der Ehe gar nicht verträgt. Nun ist aber die Anzahl der Soldaten weit grösser, als die Zahl der Geistlichen. Und doch soll die Religion nicht dasselbe Recht geniessen, welches jener Stand geniesst? Wird wohl jemand einwenden können, daß Armeen dem Staate nothwendiger sind als Religion.

§. 4.

Ich komme näher zur Sache, und behaupte, daß die Bevölkerung eines Landes nach einer gewissen Zeit vollkommen dieselbe seyn wird, es seye daß sich die Diener der Religion verheirathen oder nicht. Nach der Berechnung des ber. Leonhard Eulers, (*) würden die Ehen einer einzigen Hauptstadt in einem Zeitraum von zwey oder drey Jahrhunderten, die ansehnlichste Provinz bevölkern, wenn den Heirathen, dem Kinderzeugen, und der Nahrung keine Hinternisse im wege stünden. Was nützt die Freyheit sich zu verheirathen, wenn man seine Frau nicht ernähren kann, wenn Elend oder Laster das eheliche Bett unfruchtbar machen; wenn die Armuth des Landes die Einwohner weg=

(*) Introd. ad analys. infin. T. 1. c. 6.

wegtreibt? Das Gesetz gestattet den Türken die Vielweiberey: aber nur wenige machen sich diese Erlaubniß zu Nutze, weil ihnen ihre Glücksumstände nicht zulassen, eine zahlreiche Familie zu ernähren; und ohngeachtet dieser Freyheit sind doch große und unbewohnte Strecken Landes in den Staaten des Kaisers. Die Menschen ziehen wie die Pflanzen ihren Unterhalt aus dem Boden, auf dem sie sind. Ihre Vermehrung hängt also gleichsam von dem Anbau des Landes und der Fruchtbarkeit des Bodens ab. Künste ohne Ackerbau, verarmen das Land, weil ihnen eine Stütze fehlt. Der Ackerbau hingegen, wenn anders der Bauer nicht geschunden wird, bringt wegen des Ueberflusses, den er darreicht, aus seinem Busen Handlung und Industrie hervor. Deswegen wird ein jedes Land, wo der Ackerbau blüht, bevölkert seyn, es mögen darinn Mönchen wohnen oder nicht. So wird auch dasjenige, wo der Ackerbau darnieder liegt, an Einwohnern Mangel haben, ganz unabhängig von der Zahl der Mönchen, die darinn sind. Die kleinsten Provinzen Spaniens ernähren mehr Mönchen, als die größten; und doch sind jene mehr be-

völkert als diese. Man darf nur einen Blick auf ihre Aecker werfen, um die Ursache davon einzusehen. Der H. Ambrosius hat in seinem Buche von der Jungfrauschaft schon dieselbe Bemerkung, in Ansehung der Provinzen des römischen Reichs gemacht. Syrien, Aegypten, Afrika sagt er, wo viele unverehlichte Personen leben, sind viel mehr bevölkert, als manche Provinz im Abendland. Der Kirchenvater spührt der Ursache nicht nach. Aber es ist dieselbe, welche wir angeben. Afrika und der Orient waren die Kornkammern des ganzen Reichs. In diesen Ländern beschüzten Municipalrechte und Freyheiten den Ackerbau und die Industrie, alldieweil das Abendland durch innerliche Kriege und durch die Tyranney der Fürsten zerrüttet war, und seine Felder verwüstet sahe. Hieraus erhält die Unrichtigkeit der Bemerkung des Verfassers des Geists der Gesetze, welcher behauptet, daß der uneheliche Stand just in den Ländern eingeführt seye, welche die wenigsten Einwohner besitzen. Die Begierde Krieg zu führen, innerliche Unruhen, tyrannische Regierungen despotischer Regenten haben mehr Provinzen entvölkert, als kein

Celibat je gethan hat. Ja, was noch mehr gegen den Montesquieu zeugt, ist, daß in denselben Provinzen, die er als solche, die durch den Celibat entvölkert worden, ausgiebt, sich seit dieser Zeit die Zahl der Einwohner vermehrt hat, ohne daß man um ein Haarbreit von dem Celibat abgewichen wäre. Ehe Ludwig Sforza fremde Heere nach Italien gerufen hat, war dieses Land ohnstreitig der reichste, und bevölkerteste Theil Europens. Die Waldungen und Moräste, zu welchen die Verheerungen der barbarischen Völker Gelegenheit gegeben, waren in reizende Gefilde umgeschaffen, alldieweil aller Orten Tempel und Klöster emporstiegen. In Teutschland beklagte man sich eben zu der Zeit über die allzugroße Menge der Geistlichen, da die grenzenlosen Wälder von der Oberfläche verschwanden. Die Niederlande waren zu gleicher Zeit stark bevölkert, und mit vielen Klöstern besetzt, und das aus der Ursache, weil die Produkten der Rhein-Ufer, und die große Freyheiten, welche sie genossen, ihrem Handel, und ihrer Industrie einen sehr vortheilhaften Schwung gaben.

ben. (*) England hingegen, welches in vorigen Zeiten an Menschen und an Nahrung Mangel hatte, wäre durch die Austreibung der Mönche weder bevölkerter noch fruchtbarer geworden, wenn die Regierung nicht Preise auf den Ackerbau, und auf die Manufacturen gesetzt hätte. In England und Holland steht jedem frey sich zu verheirathen; gleichwohl leben unzählige Menschen daselbst, entweder aus freyer Wahl, oder aus Noth im ehelosen Stande. Warum klagt man nicht darüber? Vielleicht weil sie keine besondere Kleidung tragen, die sie auszeichnet.

Wahr ists, das vierzig tausend Ehen in einem Jahre 10 oder 15 tausend Menschen mehr gäben. Allein wenn der Ackerbau und die Industrie im Flore sind, so ist diese Lücke gar bald durch die vortheilhaften Heirathen der Handwerker und Ackerleute ausgefüllt. Da wo man sich leicht ernährt, finden sich in we-

(*) In den Vorstellungen des Kardinals Bathiani, Primaten in Ungarn, wird ausdrücklich gesagt, daß dieses Königreich immer eine große Zahl geistlicher Gesellschaften, und Klöster gehabt hat, und ohngeachtet dessen blühend, und mit Ueberfluß gesegnet gewesen ist.

nig Jahren so viel Einwohner, als das Land tragen kann, es mögen Mönchen darinn wohnen oder nicht. Man haue einen Baum aus einem guten Boden, so werden bald neue Schößlinge hervorkommen, die den Boden ganz bedecken. Ist der Boden schlecht, und mager, so verderben die besten Pflanzen. Holland schickt jährlich eine große Anzahl Schiffer und Handelsleute nach beyden Indien, wovon gewiß der achte Theil das Vaterland nicht mehr zu sehen bekommt, weil sie entweder umkommen, oder sich in einem andern Lande niederlassen. Dessen ohngeachtet ist Holland sehr volkreich, weil der blühende Handel und die Industrie zahlreiche und fruchtbare Ehen verursachen. **Petrus Fernandes Navaretta**, Secretär König Philipps III. giebt in seinem Buche von **der Erhaltung der Monarchien** verschiedene Ursachen der Entvölkerung Spaniens an. Er zählt dahin die vertreibung der Juden und Mauern, die Kolonien, welche täglich nach Amerika abgehen, die Fidei-Commisse, welche den Jüngern Kindern die Mittel rauben, sich zu verheirathen, das Wegziehen der Familien aus den Dörfern, und kleinern

nern Städten in die Hauptstadt; die Zahl der Mönche, die Menge der lateinischen Elementar-Schulen, die Verrachtung des Ackerbaues, den Gebrauch fremder Waaren und Producten, oder vielmehr die Nothwendigkeit sich ihrer zu bedienen. Allein von allen diesen Ursachen, so häufig sie ihm auch nachgezählt worden sind, gelten nur die zwo letztern. Wenn man den Ackerbau empor brächte, und dem letztern Uebel abhelfe, so würden alle andere von geringen Folgen seyn. Freylich sieht man die 40 tausend heirathen als ein geschwindes Mittel an, die Bevölkerung zu vermehren. Allein wenn es an Nahrung fehlt, so müssen doch die Menschen bald wieder eingehen. Ist jene aber leicht zu finden, so werden sich gewiß auch diese in kurzer Zeit vermehren, ohne daß nöthig wäre zu einem gewaltsamen Mittel zu schreiten, welches der Religion Schaden bringt.

§. 5.

Man meynt, wenn man die Zahl der Religiosen festsetzte, so würden die übrigen ihrer Freyheit gemäß sich verheirathen, oder in Manufakturen arbeiten, oder das Land anbauen. Allein fehlt es an Leuten, welche Künste und

Handwerke treiben, und das Feld bauen; oder sich verheirathen, weil man überflüßige Religiosen in einem Lande duldet? oder sind nicht vielmehr deswegen überflüßige Religiosen da, weil kein Vortheil dabey ist, das Feld zu bauen, und in die Ehe zu treten? Daher kommt es eben, daß die überflüßigen Mönche ohne besondere Vokation nur deswegen oft in ein Kloster gehen, weil sie die Mühe sehen, mit welchen sich so viele Familien ernähren, und das Elend, dessen sie sich nicht erwehren können, ob sie gleich Tag und Nacht gearbeitet haben. Wir wollen uns eine unfruchtbare dürre Gegend vorstellen, wo die Felder etwa die Hälfte einer guten Erndte tragen, wo der Bauer mit saurem Schweiße kaum soviel gewinnt, als er braucht, um seine zahlreiche Familie zu ernähren und wo er sich zur Zeit der Erndte von Glaubigern und Wucherern gedrungen sieht, die auf seinen armseligen Gewinn lauren; wo keine Künste noch Handwerker getrieben werden, um den Mangel an Früchten zu ersetzen; wo die Wege, worauf die Waaren weggebracht werden sollen, unbrauchbar sind, und wo, wenn man sie von einem Orte zum

andern

andern führt, schwere Abgaben entrichtet wer-
den müssen; mit einem Worte, wo alles zu-
sammen stimmt, um den armen Bauern zu
unterdrucken, und ihm sein dürftiges Leben recht
sauer werden zu lassen. Welcher junge Mensch
wird beym Anblick solcher Bedrückungen und Ue-
bel, die Gelegenheit ausschlagen, ein Mönch
zu werden, wenn sie sich zeigt; gesetzt auch er
fühlte keinen wahren Beruf dazu? die Aeltern
selbst werden alles anwenden, damit er in die-
sen Stand trete, um der Sorge für seine Er-
haltung überhoben zu seyn. Wir wollen nun
annehmen, die Gesetze hätten ihm den Weg
ins Kloster versperrt; was wird der Staat für
Nutzen aus ihm ziehen? Entweder wird er aus
Mangel an Nahrungsmitteln sich nie verheira-
then, oder wenn er sich je verheirathet, so
wird das elende schlechte Leben, daß er führen
muß, ihn wenig geschickt machen, etwas zur
Bevölkerung beyzutragen. Und wollte Gott,
daß, was ich hier sage, falsch wäre; daß es
keine Eheleute gebe, welche, da sie nicht wissen
wie sie ihre Kinder ernähren sollen, mit einan-
der übereinkommen, die Früchte der Ehe zu
verhindern! In manchen Städten sind die

Schwierigkeiten nicht geringer. Da wo die Industrie nicht blüht, und nur so viele Handwerker sind als der Bürger braucht, muß es nothwendiger Weise viele Elende geben. Was thut in solchen Umständen ein Handwerksmann, der fünf oder sechs Kinder hat? den einen wird er sein Handwerk lehren, den andern wird er zu einem andern Handwerke thun; aber gewiß er wird auf alle Art froh seyn, einen oder zwey dem geistlichen Stande oder dem Klosterleben zu wiedmen. Der Misbrauch so vieler lateinischer Elementar-Schulen, welche man allet Orten, und selbst in den ärmsten Dörfern antrift, entspringt nur aus der Schwierigkeit, die Kinder Handwerke zu lehren. Man glaubt auch noch, daß diese Schulen der Bevölkerung schaden, weil sie die Jugend von dem weltlichen Nahrungsstande weg, zu dem geistlichen Stande führen. Allein die Menge dieser Schulen ist nie die wahre Ursache der Entvölkerung gewesen; sie beweißt nur, daß die Industrie nicht genug vervielfältigt, und der Ackerbau nicht geehrt genug ist. Sobald diese blühen, werden die Heirathen sich vermehren, und die Zahl der Schulen abnehmen.

§. 5.

Es ist jtzt nicht meine Sache, einzeln zu untersuchen, worinn die Verachtung des Ackerbaues besteht, noch warum in einigen Ländern die Eigenthümer lieber Gras zur Weide wachsen lassen, als es zur Erndte anzusäen. Ich sage auch nichts über die verderbliche Gewohnheit, die in großen Städten herrscht, sein Geld, zum Nachtheil des Ackerbaus auf Renten auszuleihen. Ich will nur bemerken, daß in den Ländern, wo der Ackerbau vernachläßigt ist, doch so viel Feld angebaut wird, als zum Nutzen der Eigenthümer geschehen kann, und daß die Bauern von den übrigen Feldern vorgeben, es würde kein Nutzen heraus kommen sie anzubauen. So daß also doch ein solches Land Bauern genug hat für das Feld, welches mit Vortheil bearbeitet werden kann. Dasselbe kann man von den Handwerksleuten in den Städten sagen, wo der Handel nicht im Flore ist; die, zu dem Dienste der Bürger nothwendige Handwerker fehlen nicht. Das beweist zur Genüge der Mangel, welchen einige leiden. Gesetzt denn also, die sechszig tausend Personen, die dem Altar dienen, würden in

einem

einem Reiche, wo der Ackerbau und die Industrie nicht blühen, wieder in ihren ersten weltlichen Stand zurück treten, so sieht jedermann ein, daß sie nur die Zahl der Müssiggänger und Landstreicher vermehren würden. Wenn aber Industrie und Ackerbau empor kommen, so wächst nach und nach die Zahl der Einwohner, ohne jene sechszig tausend Personen. Die Bequemlichkeit des Transports, die Belohnungen auf die Ausfuhr überflüßiger Producten, und andere Vortheile, welche den Ackerbau betreffen, können öfters so viel wirken, daß das Feld 30 von 100. trägt. Ein Winser der einen Weinberg besitzt, wird bald im Stande seyn, einen zweyten zu kaufen, und ihn mit eben so viel Nutzen anzupflanzen. Die Kinder werden ihm keine Bürde seyn. Er wird sie brauchen, um auf seinen Nutzen zu wachen. Er wird nicht daran denken, sie die Grammatik lernen zu lassen. Sobald sie lesen und schreiben können, wird er sie zu den Feldarbeiten anziehen, und wenn die Zeit dazu kommt, wird er sie leicht verheirathen. Dasselbe wird auch in den Städten in Ansehung der Handwerker statt finden. Und so ist der Man-

gel

gel an Einwohnern sicherer gehoben, als durch Einschränkung der Klostergelübde.

§. 6.

Diesen zwey Ursachen der geringen Bevölkerung, kann man noch zwey andere beyfügen; ich meyne das **Verderbniß der Sitten**, und die Nothwendigkeit, in welcher die Staaten sind, **geübte Truppen** immer auf den Beinen zu haben. Eine der größten Wohlthaten, welche die Gesellschaft den Regenten zu danken hat, ist die im sechszehnten Jahrhunderte bewirkte Zerstöhrung des Feudalsystems fast in ganz Europa. Das Volk arbeitete, nur um seine Baronen zu bereichern, und zu mästen, und diese brauchten ihre Unterthanen, nur um den Staat durch beständige innerliche Kriege zu zerrütten, und die Rechte der Menschheit und der Gerechtigkeit mit Füßen zu treten. Das war gewis ein großes Uebel. Allein, wie es in diesem Thränenthal meistens zu geschehen pflegt, dieses Uebel war von etwas gutem begleitet. Das Feudalsystem gestattete den Regenten nicht mehrere Soldaten zu halten, als zu ihrer Bewachung nothwendig war. Bey einem Kriege mußten die Baronen selbst, nach Verhältniß ihrer

rer Lehen, Truppen schicken. Diese Truppen bestunden aus verheiratheten Männern, meistens aus Bauern, welche nach einem Feldzuge von fünf oder sechs Monaten wieder nach Hause zogen, und man richtete sich so ein, daß die Einsaat und die Erndte nicht darunter litten. Das ist der Ursprung der Gewohnheit, welche noch hin und wieder angetroffen wird, daß Bauern mit dem Degen an der Seite das Land bauen. Bey der Zerstörung dieses Systems kam die ganze Verwaltung und Vertheidigung des Staats an den Regenten. Er mußte nunmehr, um die Baronen im Gehorsam zu erhalten, und sich den Nachbaren furchtbar zu machen, immer eine Armee auf den Beinen halten. Das ist ein Uebel, welches eine nothwendige Folge von dem großen Guten ist. Der ganze Nachtheil, welchen diese Truppen der Bevölkerung bringen, besteht nicht in 60 oder 70. tausend Mann, die unverehligt leben. Weil der Stand eines Soldaten mühsam, und beschwerlich ist, so finden sich natürlicher Weise nicht sehr viele, die ihn aus Vergnügen und aus freyem Willen erwählen. Und ist es nicht ein rührendes Schauspiel zu sehen, wie das

Volk wehklagt, wenn die Zeit hernaht, wo der Unterthan dem Regenten Soldaten liefern muß. Viele, um dem Unglücke vorzukommen, welches sie für sehr groß halten, verbannen sich selbst aus dem Lande. Andere schließen schlechte Ehen, und verlassen ihre Angetraute den Tag nach der Hochzeit, oder erwählen ohne Beruf den Mönchsstand. So daß für einen Soldaten, den das Volk dem Fürsten stellen muß, bisweilen sieben oder acht junge Leute sich zerstreuen, oder verlaufen, und das Feld ohne Arbeiter zurücklassen. Die Milizen endlich selbst vermehren die Zahl der Müßiggänger, wenn ihre Dienstzeit aus ist.

§. 7.

Die andere Ursache der Entvölkerung ist in den verderbten Sitten des Zeitalters zu suchen. Der Ehestand würde dem Staate gar viel zuträglicher seyn, wenn die Aeltern mit gehörigem Fleiße über die Erziehung der Kinder wachten. Die Nachläßigkeit, welche hierinn fast allgemein herrschet, verleitet die meisten zur Schwelgerey, wodurch die Früchte der Ehe vergiftet werden. Personen hingegen, welche sich durch gute Sitten ausgezeichnet haben, bringen den

Segen in ihre Ehe, und beweisen ihn an den Früchten derselben. Man füge hinzu, die Abneigung von der Ehe, welche eine freye Aufführung in Jugendjahren einflößt, und überzeuge sich von der Nothwendigkeit einer guten Kinderzucht, und einer gesitteten Aufführung um fruchtbare Ehen zu schließen, so wird man den Schaden des immerwachsenden Luxus nicht mehr in Zweifel ziehen. Die Römer, welchen besonders daran gelegen war, bey ihrem großen Plane die Welt zu unterjochen, immer die Lücken wieder auszufüllen, welche die vielen Kriege und Seefarten in ihrer Bevölkerung machten, waren ungemein aufmerksam auf die Fruchtbarkeit der Ehen. Sie begnügten sich nicht Belohnungen auf dieselbe zu setzen, sondern sie trugen hauptsächlich Sorge, daß mit Hülfe einer scharfen Aufsicht die Sitten rein gehalten, und die Ausschweifungen verhindert wurden. Nachdem aber einmal die Sittenverderbniß über die Censur gesiegt hatte, wurde die Abneigung vor dem Ehestand fast allgemein. Julius Cesar und August sahen es ein, und wendeten alles an, die Sittenrichter wieder furchtbar zu machen, setzten Belohnungen auf

die Heirathen, und belegten die muthwilligen Hagenstolzen mit Schimpf und Schande. Allein alle diese Verordnungen blieben fruchtlos, weil die Censur die wahren Ursachen der Sittenverderbniß nicht heben konnte. Im Jahre 772. von Erbauung der Stadt Rom, fand man bey einer Musterung der römischen Ritter, welche ihrem Reichthume nach am besten geschickt waren, die Last der Ehe zu tragen, daß über die Hälfte unverehligt war. August erzürnte sich so sehr darüber, daß er sie mit den Worten anredete: „ Es geschieht nicht um allein zu leben, daß ihr unverehlicht bleibt, weil es euch nie an Gesellschaft weder am Tisch noch im Bett fehlet; ihr wollt euch nur von den Sorgen befreyen, welche Frau und Kinder geben, um Ruhe und Frieden einen Ausschweifungen nachhängen zu können. (*) Er gab darauf das Gesetz Pappia Poppea, welches dem Ehestande besondere Freyheiten zusichert, und auf den Celibat empfindliche, und die Ehre angreifende Strafen setzt. Aber was halfen diese vernünftigen Gesetze? die Nachfolger Augusts muß-

(*) Dio C. L. LVI.

mußten fremden Nationen das Bürgerrecht ertheilen, damit der Namen eines römischen Bürgers nicht eingienge; und die furchtbaren Armeen, die zu den Zeiten des Augusts aus mehr als vier mal hundert tausend römischen Bürgern bestunden, schmolzen nachher so zusammen, daß die Nachfolger Konstantins Barbaren anwerben mußten, um sie den Feinden des Reichs entgegen zu stellen. Hieraus sieht man, daß Gesetze für die Ehen, und wider den Celibat nichts nützen; daß eine so geringe Classe von unverehlichten Personen als die Mönche sind, die Entvölkerung nicht bewirken, sondern daß diese der Verderbniß der Sitten, und der Verachtung oder Unterdrückung des Ackerbaues zugeschrieben werden muß. Man verhindere die Ausschweifungen, man sorge für eine gute Kinderzucht man suche die Industrie und den Ackerbau zu heben, man bemühe sich den Oelzweig immer grünend zu erhalten, damit der Unterthan im Frieden das Feld baue, und durch kein Kriegsgeschrey erschreckt werde, und Länder und Städte werden reichlich mit Einwohner besetzt werden.

§. 8. Hier-

§. 8.

Hieraus kann ein jeder leicht urtheilen, ob man mit Recht die christlichen Kaiser tadelt, daß sie die, dem Celibat nachtheiligen Gesetze wiederrufen haben. Dadurch haben sie der Bevölkerung so wenig geschadet, als diese Gesetze ihr genützt hatten. Zudem sieht man aus der öftern Bekanntmachung derselben Gesetze, und dem häufigen Widerspruch der sich in den Gesetzen findet, daß man es sich eben nicht sehr angelegen seyn ließ, den Gesetzen zu gehorsamen. Der Verfasser des **Geistes der Gesetze** bekennt, daß man kein Gesetz christlicher Regenten findet, welches ausdrücklich die Vorzüge widerruft, welche die Römer dem Ehestande zuerkannt hatten. Doch fügt er bey: „da, wo der Celibat den Vorzug hatte, konnte der Ehestand nicht mehr in Ehren seyn.„ Aber warum das nicht? Verträgt sich denn die Ehre, welche man einem General erweißt nicht mit derjenigen, die den übrigen Officieren zukömmt? Haben doch die Römer selbst den Vestalinnen mehr Ehre erwiesen als den verheiratheten Personen. Sie sahen die Enthaltsamkeit als ein Geschenk des Himmels an, welche

den Segen der Götter auf die Menschen ziehen könnte. Dasselbe lehrt auch das Evangelium. Man lasse daher der Jungfrauschaft ihre Vorzüge und dem Ehestande die seinigen; die letztern können als Mittel dienen, diejenigen unter das Joch des Ehestandes zu locken, welche nicht stark genug sind nach jenen trachten zu dürfen. Das hindert nicht, daß nicht Strafgesetze gegen den ehelosen Stand in demselben christlichen Staate Plaz finden könnten, wie es in Rom gewesen, wo die Vestalinnen durch solche Gesetze nichts von ihren Vorzügen verloren haben. Die christliche Religion hat nicht jeden Celibat in Schutz genommen, besonders den nicht, welchen man aus Neigung zur Freyheit oder zur Schwelgerey erwählt. Eine unverheirathete Person, welche im Wohlleben und in den Vergnügungen der Welt ihre Tage durchbringt, wählt deswegen jenen Stand, um desto unbesorgter ihren Neigungen nachleben zu können, oder weil es ihr an genugsamen Mitteln fehlt, um ihre Familie in einer größeren oder doch einer der ihrigen angemessenen Pracht erhalten zu können. Wenn die Gesetzgeber auf einen solchen Celibat Strafen

setzen, so handeln sie ganz übereinstimmend mit dem Evangelium. Man verbiete den allzugroßen Luxus, die Ausschweifungen der Eitelkeit, und man wird der Bevölkerung mehr nützen, als durch Verschreyung des Mönchsstandes. Ich folgerere hieraus, daß es nicht nöthig ist, direkte Mittel zu suchen um der Bevölkerung aufzuhelfen! daß die Indirekten wirksam genug sind, weil der Mensch von Natur stark genug zur Fortpflanzung seines Geschlechts angereizt ist. Ueberhaupt giebt es nur drey Haupt = Beweggründe, welche den Menschen verhindern können in die Ehe zu treten. Der erste ist ein heroischer Entschluß unverehlicht zu bleiben, aus dem wahren Geiste der Religion; und diese Ursach müssen christliche Gesetzgeber eben so wohl verehren, als das Gelübd der Vestalinnen in Rom verehrt worden ist. Der zweyte Beweggrund ist wirkliches Unvermögen, die Lasten der Ehe zu tragen; dieser wird großentheils wegfallen, wenn man den Ackerbau und die Industrie emporhebt, und das Volk im Ueberfluß, und im Frieden leben läßt. Der dritte ist die Sittenverderbniß. Gegen den Cölibat, der aus dieser Quelle fließt, sollen Ge-

setzgeber alle Verordnungen machen, welche das Beste des Staats erfordern.

§. 9.

Wir müssen zu unserer Schande bekennen, daß man nach der Vertilgung des Feudalsystems mit viel glücklicherm Erfolge an dem Flore der Industrie und des Ackerbaues in Protestantischen Ländern gearbeitet hat, als in Katholischen. Das ist aber weder der Aufhebung der Klöster noch der Verheirathung der Geistlichen, sondern verschiedenen Ursachen zuzuschreiben, welche im sechszehnten Jahrhundert zusammen getroffen haben. Ich nenne unter andern die Gährung, welche die Religionsveränderung verursacht hat, den Schwung den die Kriegsunruhen dem Freyheitstriebe gegeben haben, die vermehrten Einkünfte der Fürsten, wodurch sie in den Stand gesetzt worden jede Annahme der Künste und des Ackerbaues nachdrücklich zu betreiben u. a. m. auch ist der Satz nicht durchgängig wahr. In Helvetien ist die Bevölkerung der Katholischen Cantone verhältnißmäßig stärker, als sie es in den protestantischen ist. In diesen letztern selbst ist die Volksmenge sehr verschieden, je nachdem ein Strich Lan-

Landes mehr oder weniger fruchtbar dem Acker-
bau oder der Viehzucht gewiedmet ist, oder
Handel, und Industrie darinnen blühen.
Schweden und Dännemark sind gewiß nicht
reich an Menschen, und diese Reiche können es
lange nicht mit dem ganz Katholischen Italien
aufnehmen. Die Wahrheit des Sazes ist al-
so nur scheinbar. Man will dadurch Leuten
die nicht tief nachforschen, und nur auf der
Oberfläche beobachten, Staub in die Augen
werfen, und sie mit Vorurtheilen gegen den
Mönchsstand anfüllen. Voltäre selbst, nach-
dem er den Flor Hollands und Engellands dem
aufgehobenen Celibat der Priester zugeschrieben,
stellt im 16ten Kap. des **Jahrhunderts Lud-
wigs des 14ten** den Regenten ein ganz an-
ders Beyspiel zur Nachahmung vor: Er findet
es in **Leopold** Herzog von Lothringen. Die-
ser große Fürst fand sein Land nach dem Riswi-
cker Frieden ganz entvölkert und öde. Er ließ
die Religion unangetastet, und wußte diesem
Lande eine Volksmenge, und einen Reichthum
zu verschaffen, welchen es vorher niemals ge-
habt hatte. Den Adel, welcher in das äu-
ßerste Elend herabgesunken war, setzte er durch

seine Fürsorge in Ueberfluß, und während seiner ganzen Regierung sann er auf nichts als Ruhe und Wohlstand in seinen Staaten zu befördern, und Künste, und Wissenschaften in Flor zu bringen. Ich würde Morgen, auf die Regierung Verzicht thun, pflegte er zu sagen, wenn ich nicht Gutes thun könnte. Auf solche Art fühlte er das süße unbeschreibliche Vergnügen von seinen Unterthanen geliebt zu seyn, und lange nach seinem Tode noch, war die Erinnerung an Leopold mit Thränen der Freude begleitet. In der That, man kann für Industrie und Ackerbau sorgen, ohne deswegen der Religion nahe zu treten; sie würde vielmehr selbst dadurch mehrern Glanz erhalten. Wenn die jungen Leute aus der niedrigsten Classe des Volks die auf dem Lande oder in den Fabriken erzogen worden, den Weg offen fänden um ihr Brod zu verdienen, und sich zu verheirathen, so würden sie nicht daran denken, in den geistlichen Stand zu treten, oder in ein Kloster zu gehen. Dadurch würde die Kirche durch Leute bedient werden, welche eine bessere Erziehung genossen hätten, und aus Neigung zur Abgezogenheit, zu den Studien, und zur

wahren

wahren Gottseligkeit sich dem geistlichen Stande widmeten. Man vermehre die Mittel sich zu verheirathen, und ordentlich zu leben, so wird die Zahl der überflüßigen Ordensgeistlichen abnehmen. Alles wird dabey gewinnen. Ackerbau und Industrie werden blühen. Die Zahl der Mönche wird geringer werden, aber ihr Beruf wird desto sicherer seyn. Der Staat wird an nützlichen Bürgern einen Ueberfluß haben, die Religion wird durch würdigere Arbeiter bedient werden. Da im Gegentheil die Aufhebung der Klöster, wenn jene Mittel versäumt werden, gar keinen Nutzen stiftet, und dabey für die Bevölkerung nichts gewonnen wird. —

II.

Der Verfall der Klöster kömmt nicht daher, weil ihre Mitglieder schon im sechszehnten Jahre die feyerlichen Gelübde ablegen.

Christus läßt es bisweilen geschehen, daß die Aergernisse, welche die Diener der Religion dem Publikum geben, übertrieben, und mit den schwärzesten Farben abgemalt werden, um sie zu zwingen, desto mehr über die Reinigkeit ihrer Sitten zu wachen, und um sie vor dem

Hochmuthe zu warnen, dem sich die Menschen so leicht überlassen. Freylich sind Misbräuche in den Klöstern, und man kann ihnen mit Recht Fehler vorrücken. Der Mönchsstand ist ein Weg, der zur Vollkommenheit führt; aber es ist nicht genug auf demselben zu gehen, um vollkommen zu seyn. Wer nur im geringsten rechts oder links von demselben abweicht, verirret sich so sehr, daß er sich endlich selbst in einen Abgrund von Elend stürzt. Wer sich einbildet, daß der Mönchsstand an sich schon heilig macht, der weiß nicht, was christliche Heiligkeit ist. Auch der reinste und vollkommenste Mensch hat bis an seinen Tod mit seinen Leidenschaften, und mit dem Bösen, das ihn umgiebt, zu kämpfen.

Die Kirchenväter rügen schon viele Fehler der Religiosen, und die Mönchen müßten wahre christliche Pharisäer seyn, wenn sie nicht gestünden, daß kein Fehler ist, dessen sie sich nicht schuldig machen können. Aber kann man im Ernste behaupten, daß sie so zahlreich und so ärgerlich sind, als man vorgiebt. Ist es nicht ein auffallender Kontrast, daß unser Jahrhundert, welches mit den Zeiten des Alexanders und des Augusts verglichen, und das Jahrhun-

dert der Entnervung und Weichlichkeit genennt werden kann, auf der andern Seite die gewissenhafteste Strenge gegen die Sitten der Religiosen bezeigt? und das zu der Zeit, wo Christen ohne Scheu zu tausenden den Glauben verlassen, den sie in der Taufe beschworen, und die Zahl der widerchristlichen Bücher so zunimmt, daß sie einen besondern Handelszweig ausmachen? Das ist die Wirkung des Lichtes, welches in unserm Jahrhunderte scheinet! Hier lobt man den Scharfsin, den Witz, das Genie, die Schreibart, den Innhalt der gottlosesten Bücher, und dort vergrössert man jeden Fehler, den ein schwacher Mönch begehet, zur unverzeihlichen Todsünde, und fordert die weltliche Macht zur Rache auf.

§. 2.

Ja die Mönchen sind gebrechliche Menschen, die sich bisweilen schändlicher Vergehungen schuldig machen. Aber es giebt auch unter ihnen eine Menge ehrwürdiger Männer, deren Rechtschaffenheit, Tugend und Religion verdient als Muster vorgestellt zu werden. Wie viele giebt es nicht, die sich durch ihren unsträflichen Lebenswandel, durch ihre Wissenschaft, durch ih-

re

re Bereitwilligkeit sich beym Altar, in dem Beichtstuhl, in den Hospitälern, auf der Kanzel und in den Schulen sich einzufinden auszeichnen (*)? Wo ist eine Gesellschaft auf der Welt, deren Mitglieder alle heilig wären? Kann man es ja nicht einmal von den zwölf Aposteln sagen, die Christus doch selbst gewählt und unterrichtet hat (**)? Warum denn wegen den Fehler einiger

(*) Man redet nur immer von den Fehlern und Misbräuchen der Klöster; aber von ihren Vorzügen, von den Vortheilen, welche sie der Kirche und dem Staate verschaffen, ist ein tiefes Stillschweigen. Wo ist denn eine Religion, sie mag wahr oder falsch seyn, welche nicht ihre Diener hat, und haben muß? Wer giebt sich denn in den christlichen Staaten mit der Aufsicht über die Sitten ab? Wer erhebt sich mit Macht gegen die schändlichen Laster, welche die Menschheit anstecken, die Unfruchtbarkeit erzeugen, und den Zorn Gottes auf die Erde ziehen? Wer opfert denn Bequemlichkeit, Ruhe und Leben den Bedürfnissen seiner Nebenmenschen unverdrossen auf; wer unterrichtet, bessert, ermahnt, tröstet; wer sucht Liebe, Gerechtigkeit, Mitleiden, Barmherzigkeit zu erregen, und den Lastern die Larve abzuziehen? Wer thut alles dieses, als der geistliche Stand! während als weltliche Bürger mit ihren Einsichten und Kräften dem Staate dienen, so erflehen ihnen die Religiosen Tag und Nacht den Segen vom Himmel. David erlegt den Riesen mit einem Stein, weil er ihn im Namen des HErrn warf. Vergebens wird eine Stadt bewacht, wo der HErr sie nicht behütet u. s. f. und der geistliche Stand soll unnütz seyn? S. Vorst. H. B.

(**) Dieses Beyspiel ist schon oft gebraucht wor-

den

ger Mönche, den ganzen Orden verdammen, und von seiner gänzlichen Zerstöhrung sprechen? Man untersuche unpartheyisch, ob die Klöster zu dem Zweck, zu welchem sie gestiftet worden, nämlich das Christenthum zu erhalten, zu lehren und auszubreiten, ganz untüchtig worden sind; und wenn es sich nicht findet, so spreche man eher von ihrer Verbesserung, als von ihrer gänzlichen Vertilguug.

§. 3.

Die Erlaubniß im sechszehnten Jahre Ordensgelübde zu thun, ist nicht die Ursache des Verfalls der Disciplin in den Klöstern. Es scheint zwar, als ob ein junger Mensch von sechszehn Jahren weder das Joch genug kenne, welches er sich auflegt, noch die Freuden, auf welche er feyerlichst Verzicht thut. Sein Entschluß ist vielleicht die Folge einer eitlen Hoffnung, oder der Verführung anderer Mönche,

oder

---

den, aber es ist ein wahrer Misbrauch. Christus kannte alle seine Jünger ehe er sie wählte, und wußte wohl, das Judas seinem Unterrichte nicht entsprechen, und ihn verrathen würde. Aber er wußte auch, daß dieses so seyn mußte, wenn das große Werk der Erlösung vollbracht werden sollte. Die Stelle des Judas wurde wieder besetzt, und nun hören wir nicht mehr, daß ein Unwürdiger unter den Zwölfen gefunden worden.

oder des Zuredens seiner Aeltern, oder der Begierde einen Stand zu haben. Wächst er nun heran, so seufzt er unter der Last der strengen Klosterzucht, er fühlt den Kitzel der Natur, er findet Langeweile in der Einsamkeit, er haßt die Studien, er schmachtet nach Freyheit, er widersteht seinen Obern, er verflucht den Tag, an welchem er seine Gelübde abgelegt hat, er bemüht sich endlich, die Fesseln zu zerbrechen, und erflecht die Hilfe der weltlichen Gerichte, oder fällt auf gefährlichere Mittel. Nun ist sein erster und vornehmster Grund, um sich vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, dieser: er habe die Wichtigkeit dieses Schrittes nicht gekannt, da er ihn gethan. Was ist wohl alsdann natürlicher, als daß man glaubt, man könne am besten solchen Klagen damit abhelfen, daß man die Gelübde bis nach dem ein und zwanzigsten Jahr verschiebt? Ein jeder, der nicht im Kloster lebt, oder das Klosterleben genau kennt, muß so denken. Aber gewiß, man würde auf andere Gedanken gerathen, wenn man das innere der Klöster kennte? So paradoxisch es scheinen mag, so gewiß ist es doch, daß Niemand hierüber urtheilen kann, als die Obern der Klöster.

§. 4.

§. 4.

Wenn das Alter, in welchem die Kloster-gelübde abgelegt werden, an dem Verfall der Mönchsorden Schuld wäre, so müßte sich dieser Verfall überall zeigen, wo in gleichem Alter Mitglieder aufgenommen werden. Das ist aber nicht. Bey derselbigen Regel giebt es Klöster, wo man nie von keinem Aergerniße hört. In einem Orte blüht die Klosterzucht, die an einem andern Orte mit Füssen getreten wird. Hier verschwendet man eine edle Zeit, welche dort auf die würdigste Art zugebracht wird. Und überall legt man im sechszehnten Jahre Klostergelübde ab. Woher kommt also der wirkliche Unterschied? Von der Verwaltung! von den Obern. Würde man gewissenhaft und genau den Beruf eines jeden untersuchen, der sich anbietet, würde man über die Erziehung der Novizen, über die nüzliche Anwendung der Zeit, über die Beschäftigungen, die Neigungen, die Denkungsart der Mönche wachen, gewiß man würde bald aufhören müssen, über den Mönchsstand Klagen zu führen.

§. 5.

Auf den Beruf hat die weltliche Regierung großen Einfluß. Wo der Ackerbau und

die

die Industrie schläfrig getrieben werden, und viele Schwierigkeiten herrschen sein Brod zu verdienen, da läßt sich gar leicht ein junger Mensch von seinen Aeltern bereden, seinen Unterhalt in einem Kloster zu suchen. Wendet er sich nun unglücklicher weise an einen Obern, der die Gabe der Geisterprüfung nicht hat, und den Glanz des Ordens nur in der Menge sucht, so findet er den Weg offen, seinen Entschluß auszuführen. Kein Wunder, wenn ihm inskünftige das Klosterjoch unerträglich vorkommt, weil ihm die gehörigen Eigenschaften zum Klosterleben fehlen; kein Wunder wenn sein Mißvergnügen Unordnungen erzeugt, wodurch gutartige, wohldenkende Personen, die an der Welt kein vergnügen haben, abgeschreckt, und von einem Stande entfernt gehalten werden, in welchem sie der Religion so große Dienste hätten leisten können. Man hilft hier nicht, wenn man die Gelübde bis nach ein und zwanzig Jahren verschiebt. Denn alsdann ist es noch schwerer, den wahren Beruf zu erkennen, weil die Begierde größer ist, einen Stand zu haben, in welchem für die Bedürfnisse des Lebens besorgt ist. Der sechszehnjährige Jüngling,

der

der noch immer an des Vaters Tische gegessen, weis noch nicht, wie sauer die Erwerbung des nöthigen Brodes werden kann. Der ältere hingegen, der in dem Mönchsstande nur den Vortheil sieht, ohne Sorgen und ohne Arbeit seine Nahrung zu haben, wendet mehr List an, und heuchelt mehr wahre Begierde, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Der sechszehnjährige Jüngling, welchen schlechte Ursachen bewegen, an der Klosterthüre anzuklopfen, wird von dem unerfahrensten Obern leicht entlarvt. Seine Unschuld, seine Unerfahrenheit, alles trägt dazu bey, sein Herz aufzudecken. Hingegen der ältere Jüngling, der den Gegenstand und die Beschäftigungen der Klöster schon kennt, und weiß, daß man eine gottsfürchtige Miene annehmen müsse, wenn man Gehör finden wolle, sucht mit so vieler Verstellung das zu scheinen, was er seyn soll, daß auch die aufmerksamsten Obern oft nicht im Stande sind hinter die Wahrheit zu kommen. Man hat zwar im Noviziate noch Mittel, dem Heuchler die Larve abzuziehen, oder ihn durch harte Proben zu bewegen, in die Welt zurückzukehren. Wenn er es aber in der Verstellung so weit gebracht hat,

daß er den Novizenmeister betrügt, wenn dieser im geistlichen Leben wenig erfahren ist, und den Schein für das Wesen nimmt, oder sich durch zeitliche Absichten leiten läßt, so ist das Uebel geschehen. Der Novize thut sein Gelübde und wird ein schlechter Mönch; es seye dann, daß er der Gnade Gehör gebe, und sich bekehre.

§. 6.

Es ist nicht hinreichend von einem wahren Beruf zum Klosterleben getrieben zu seyn. Es ist überdas auch nothwendig, daß die Erziehung dem Stande angemessen seye. Wenn man sich nicht während des Noviziats im geistlichen Leben übt, wenn man sich nicht befleißigt, seine Leidenschaften zu bezähmen, wenn man die Aufopferung nicht ganz kennt, zu welcher feyerliche Gelübde verpflichten, und nicht völlig den Geist des Instituts annimmt, so wird der wahre Beruf nicht viel nützen. Man wird aus dem Noviziate mit denselben Leidenschaften treten, welche man hineingebracht hat, und noch den Schleyer der Heucheley hinzuthun; man wird keinen richtigen Begriff vom Klosterstand, und keine Achtung für denselben haben; man wird bey den Uebungen der Gottselig-

seligkeit gähnen; man wird sich nur mit Zwang dem einsamen Leben wiedmen; die Gewalt der Obern wird eine Last, und die Klosterzucht eine unerträgliche Marter scheinen. Ist man nicht so glücklich, dem jungen Klosterbruder Liebe zum Studieren einzuflößen, um ihn zu einem gelehrten und tugendhaften Kirchendiener zu bilden, so wird das Uebel täglich ärger. Dieß ist genug, um zu zeigen, wie viel von dem Noviziate abhängt. Ich übergehe mit Fleiß andere Quellen der Unordnungen, die in den Klöstern entstehen, und begnüge mich zu wiederholen, daß dieser Fehler dadurch nicht verbessert wird, daß das Alter der Gelübde auf das ein und zwanzigste Jahr festgesetzt wird. Der beste Baum will Wartung haben, wenn er Früchte tragen, und gedeihen soll.

§. 7.

Wenn Religiosen, die das Unglück gehabt haben, ohne wahren Beruf sich dem Klosterleben zu wiedmen, oder in der Klostererziehung versäumt worden sind, nachgiebige Obern haben, so sind sie ruhig, und entschädigen sich wegen ihrer Langenweile, durch geheime Belustigungen und Vergnügen, die sie verstohlen

genieſſen. Haben ſie aber einen eifrigen Vorſteher, der ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet glaubt, über die Regel und Ordnung zu wachen, ſo fangen dieſe Unglücklichen an ſich zu widerſetzen; ſie ſcheuen ſich nicht ihre Vorgeſetzte auf die ſchändlichſte Art zu verläumden, und alles Uebel von einem Orden zu ſagen, der ſie bisher ernährt, und unterrichtet hat. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß es auch unkluge und unwürdige Obern giebt, welche ſich durch Leidenſchaften verblenden laßen, und Stoff zu gerechten Klagen bey weltlichen Gerichten geben. Aber es wäre auf der andern Seite zu wünſchen, daß weltliche Gerichte nicht ſo leicht jeder Klage Gehör gäben, ſondern die Sache wohl unterſuchten, und die Aufführung ſolcher Brüder mit der Aufführung der andern Brüder verglichen, und ſähen, ob dieſe ſich fleißig beym Altar, im Beichtſtuhl, auf der Kanzel und beym Studieren einfinden. Auf ſolche Art würde oft der Ungrund der Klage in die Augen fallen. Man könnte vielen Aergerniſſen vorkommen, wenn man nach der Vorſchrift der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung die Generale der Mönchsorden anhielte, der Kirche und dem

Regen-

Regenten von ihrer Gesellschaft Rechenschaft abzulegen. Von den Generalen und Obern hängt die Klosterzucht und die Abschaffung der Misbräuche ab.

§. 8.

Aber wie ist es möglich, wiederholt man, daß ein Jüngling im sechszehnten Jahr eine Kenntniß des Standes habe, in den er tritt, und der Freyheit, auf welche er verzicht thut? Was hat denn aber ein Jüngling von vierzehn Jahren, oder eine Jungfrau von zwölf Jahren für Kenntniß vom Ehestand, und von der Freyheit, welche sie ihm aufopfern? Und doch ist es erlaubt in diesem weit jüngern Alter die unauflöslichen Bande der Ehe zu knüpfen. Warum soll der Mönchsstand nicht dasselbe Recht geniessen, das man dem Ehestand zukommen läßt? *um so* mehr, da vor den feyerlichen Gelübden ein Probjahr vorher geht, welches bey der Ehe nicht statt hat. Will man sagen, die Zahl der Unzufriedenen seye nicht so groß bey diesen als bey jenen, so möchte wohl die Erfahrung das Gegentheil zeigen. Beyde Bande sind unzertrennlich; aber es sind bey weitem nicht so viele Beyspiele vorhanden, da man die Nullität der

Klostergelübde, als die Nichtigkeit der Ehebande zu beweisen sucht. Und wenn die Kirche nur in etwas von ihrer Strenge nachlies, so würde man bald sehen, wie oft man um die Trennung der Ehen einkommen würde.

§. 9.

Weil die Mannbarkeit gewöhnlich bey den Jünglingen im vierzehnten Jahr, und bey den Mädchen im zwölften Jahr Eintritt, und aus der frühen Verheirathung allerley Nutzen, und die Vermeidung verschiedener Uebel entstehen kann, so sind die Kirche und der Staat einig, sie in diesem Alter zu erlauben. Freylich hat man nicht die Kenntniß, die aus der Erfahrung kömmt. Aber diesem Mangel helfen die Aeltern durch ihre Kenntniß und ihre Erfahrung ab. Ihnen liegt es ob, die Neigung ihrer Kinder zu studieren, und die Umstände zu untersuchen, welche zu einer glücklichen Ehe erfordert werden. Ihre Schuld ist es, wenn sie nicht für eine christliche Erziehung ihrer Kinder gesorgt, wenn sie dieselbe nicht mit den Pflichten der Ehe bekannt gemacht, oder wenn sie sich von Eigennutz oder andern schlechten Ursachen haben leiten lassen. Eben so sorgfältig muß man auch den

Beruf

Beruf eines Kindes zum Klosterleben untersuchen. Ein sanftes Gemüth, Liebe zur Eingezogenheit, und zur Beschäftigung, der Geschmack an Religionsübungen sind Merkmale eines wahren Berufs, und diese kann man gar wohl schon im sechszehnten Jahre haben. Ja, wollte Gott, diese treflichen Eigenschaften wären so gemein bey Erwachsenen, als sie es in jüngern Jahren sind. Der H. Ambrosius sagt in seinem dritten Buch von den Jungfrauen: Wenn man das Alter von vierzehn Jahren schon reif genug findet, um den Süssigkeiten des Lebens die Schmerzen der Marter vorzuziehen, warum sollte es nicht des Entschlusses fähig geachtet werden, sein Leben Gott zu weihen? Wenn eine Jungfrau im zwölften Jahr einen Ehemann wählen kann, warum sollte sie sich nicht Gott zur Braut ergeben können? Es ist wahr, ein junger Mensch weis noch nicht alles, was zum abgezogenen Klosterleben erfordert wird; dafür sind aber Lehrer da, welche seinen Charakter, seine Neigungen, seine Empfindungen studieren sollen, um zu sehen, ob sie gute Früchte vermuthen lassen. Deswegen sind Obere da, welche den Beruf un-

tersuchen; deswegen ist ein Novitiat und sind Prüfungen vorhanden, die das Gold von dem Zusatze trennen sollen. Warum will man sich also einem Zeitpunkte widersetzen, der nicht nur keine Unordnungen erzeugt, sondern durchaus nothwendig ist, wenn junge Leute zum abgezogenen Leben erzogen, und mit dem wahren Geiste der christlichen Religion sollen bekannt gemacht werden?

§. 10.

Was ist es denn für eine Kenntniß, die man bey einem sechszehnjährigen Jünglinge vermißt? die Kenntniß der Welt, und ihrer Freuden. Ist denn das nicht gegen den Zweck des Klosterlebens! Ja wird durch einen solchen Grundsatz nicht die Unschuld verbannt, und die Verderbniß der Sitten befördert? Welcher vernünftige Mensch wird behaupten, daß, um die Freyheit recht zu können, die man der Ehe aufopfert, man vorher alle ihre Vortheile und Nachtheile versuchen müsse? Und wie viele junge Leuthe würden nach solchen angestellten Versuchen in die Ehe treten, und darinn glücklich seyn? Man betrachte nur die Wirkungen, welche der philosophische Freyheits-

Geist

Geist in unserm Jahrhunderte hervorgebracht hat, und sehe, ob sie dem Ehestand, und der Bevölkerung vortheilhaft sind? Die praktische Kenntniß der Vergnügen der Welt ist in jedem Stande schädlich; sie steckt Geist und Körper mit einem durchdringenden Gift an, welches sich unvermerkt ausbreitet, und die beste Kraft des Lebens tödtet. Je mehr junge Leute von den ausschweifenden Freuden zurückgehalten werden, desto mehr wird die Zahl der guten Ehemänner, der starken Ackersleute, der arbeitsamen Künstler und Handwerker, der tapfern Soldaten zunehmen. Wer fordert, daß Klöster nur aus erwachsenen Personen sollen besetzt werden, welche an ein freyes Leben gewöhnt sind, und sich mit den Zerstreuungen und Weltfreuden gesättigt haben, der will die Mönchsorden vertilgen, und die Zahl der Unordnungen und Aergernisse mit einer Menge neuer vermehren.

III.

Das Verbot vor dem 21ten Jahr Klostergelübde zu thun, muß in kurzem den Ruin der Mönchsorden nach sich ziehen, oder sie wenigstens unnütz,

und sogar der Kirche schädlich machen.

Guerrero, Erzbischoff von Grenada, hat viel dazu beygetragen, daß die Tridentinische Kirchenversammlung den Entschluß fahren gelassen, die Klostergelübde erst im zehnten Jahre zu erlauben. Er sagte: ein Mädchen kann sich nach dem gemeinen Rechte im zwölften Jahre verheirathen; wenn es aber vor Vollziehung der Ehe in ein Kloster gehen wollte, so müßte der Mann sechs Jahre warten, ehe er sich mit einer andern verheirathen könnte, weil die Ehe nur durch die Profeßion getrennt werden kann. Dieser Grund ist noch bündiger gegen den Aufschub der Profeßion bis ins ein und zwanzigste Jahr. Eine Jungfrau, welche sich mit einem jungen Menschen von vierzehn Jahren verheirathete, der vor Vollziehung der Heirath den Entschluß faßte die Welt zu verlassen, müßte sieben bis acht Jahre harren, und dürfte nicht eher an eine zweyte Ehe denken, als bis ihre Reize großentheils verschwunden wären, die doch oft das kräftigste Heirathsgut sind. Auch in Ansehung des Vermögens würde ein so langer Aufschub viele Unordnung verursachen.

Von dem Verzicht, welchen die Klostergelübde erfordern, hängt oft die Versorgung eines Kindes, das Heirathsgut einer Tochter ab. Wie viel Verwirrung würde nun das nicht in den Familien anrichten, wenn alle Vermögenseinrichtungen bis in das ein und zwanzigste Jahr des in den Klosterstand tretenden Kindes ausgesetzt bleiben müßten? Diesen Schwierigkeiten ist nicht abzuhelfen. Denn man kann nicht die Ehen bis in das ein oder zwey und zwanzigste Jahr verschieben, weil daraus Schade und Unordnungen entstehen, und die meisten Aeltern sterben würden, ohne ihre Kinder versorgt zu sehen. Wollte man denjenigen, welcher sich dem Mönchsstande widmet, zwingen vor dem Gelübde auf sein Vermögen Verzicht zu thun? so wäre dieses eine Tyranney. Wollte man Eheleuten, vor Vollziehung der Ehe nicht erlauben in ein Kloster zu gehen, so würde man dadurch ein Hauptprivilegium zur evangelischen Vollkommenheit zu gelangen schmälern. Vor dem Gelübde die Ehe zu scheiden, wäre der Unzertrennlichkeit der Ehe zuwider. Denn vor dem Gelübde kann man immer noch zurücktreten; auf solche Art könnten alsdann Eheleute sich anderwärts

wärts verheirathen, und man würde bald lernen den Entschluß in ein Kloster zu gehen, blos als einen Vorwand zu brauchen, um eine rechtmäßige Ehe zu trennen.

§. 2.

Mann könnte freylich einwenden, daß diese Schwierigkeiten nur sehr selten sich zeigen würden, wenn man die Klostergelübde erst nach dem ein und zwanzigsten Jahre zuließe, weil alsdann die Zahl derjenigen, welche sie ablegen wollten, sehr gering seyn würde. Und wirklich diese Einwendung ist sehr gegründet. Denn wie kann man hoffen, daß die Familien die Last der Kinder ertragen würden, wenn sie die Wahl eines Standes bis ins ein und zwanzigste Jahr verschieben müßten? Werden nicht oft Kinder, welche der Vater zur Erwählung eines Standes, zu Erlernung einer Kunst antreibt, ihre Abneigung vor aller Arbeit und Anstrengung mit dem Vorwande entschuldigen, sie wollten in ein Kloster treten, und so bis in das ein und zwanzigste Jahr in ungebundener Freyheit, und im Müßiggange herumschleidern? Und soll der Vater unterdessen den Müßiggänger ernähren? Wäre das nicht unrecht? Gesetzt

aber

aber der Vorsatz würde nicht vollzogen; wie dann? Was anfangen mit einem jungen Menschen, der ein und zwanzig Jahre alt ist, und nichts kann, nichts weis? Man wird einwenden, daß der Entschluß ins Kloster zu gehen, nicht nothwendiger weis zum Müßiggang einlade. Wer ein Layenbruder werden will, der soll irgend eine Kunst oder ein Handwerk lernen; und wer sich dem Priesterthume wiedmet, soll studieren. Es ist wahr ein junger Mensch kann das thun. Aber wie viel werden auf gerade wohl etwas lernen wollen, ohne zu wissen, ob sie damit werden ihr Brod verdienen können? Und wer wird studieren wollen, der weis, daß er im Kloster aufs neue nach einem andern Plane, in einem andern Sinn und Geiste wird seine Studien anfangen, und treiben müssen? Nichts von dem Nachtheil zu sagen der daraus entstehen würde, wenn ein Mönch gleich nach dem Noviziate öffentliche Kirchendienste verrichten sollte, ehe er sich recht in der Ausübung der Tugenden geübt hätte.

§. 3.

Gesetzt aber, man sehe diese Schwierigkeiten für gering an, so frage ich, was würden

die fünf und sechs Jahre, welche der junge Mensch noch in der Welt zubringen muß, für eine Vorbereitung zum Klosterleben seyn? Wie wird er der Versuchung widerstehen können, an den Freuden der Welt Theil zu nehmen; wie wird der gute Sammen der Unschuld, welcher seine Begierde zum Klosterleben erzeugt hat, in einem solchen Boden sich erhalten, oder ausschlagen, und reifen können? Ist nicht zu fürchten, daß die rauschenden Vergnügen, die Zerstreuungen, die Vorurtheile der Welt, ihm einen Eckel vor der Gottseligkeit, vor der Abgezogenheit, vor dem Studieren, vor dem Gehorsam beybringen, und ihm den Mönchsstand verleiden werden? Ich getraue mir zu behaupten, daß unter zwanzig Jünglingen, welche im sechszehnten Jahre der Welt mit Freuden entsagt hätten, kaum zwey werden gefunden werden, die ihrem innern Berufe bis in das ein und zwanzigste Jahr getreu bleiben.

§. 4.

Aber man behalte und ernähre mitten unter den Gefahren der Welt den Klosterberuf, so werden doch die Klöster nicht besser dabey fahren. Damit ein Mönch dem Publikum

nützlich

nützlich seye, muß er die Sitten, die Denkungsart, die Wissenschaft haben, die seinem Stande angemessen sind. Welcher junge Mensch von 21 Jahren, der bisher ein freyes Leben geführt hat, oder doch mit wie vieler Mühe wird er sich der Regel, dem strengen Gehorsam, der Ordnung unterwerfen? Und wie ist es möglich, daß in einem Herzen, das den Zwang des Klosterlebens so sehr fühlt, Ruhe, Friede und Heiterkeit wohnen? Im Gegentheil werden sich alsdann nur verdorbene Jünglinge voller Laster und schlechter Neigungen die in der Welt ihr Brod nicht finden, in die Klöster, als in Zufluchtsörter der Faulheit und des Ueberflußes fliehen. Die Erfahrung beweißt, daß keine Mönche unbiegsamer und ungelehriger sind, als die erst in einem gewissen Alter diesen Stand erwählt haben. Zwey oder drey dergleichen in einem Kloster sind hinreichend alles zu verwirren, und die Ordnung zu stören. Das sind die Früchte, welche eine Verordnung erst im 21sten Jahr Klostergelübde abzulegen, hervorbringen würde. Anstatt die Mißbräuche und Mängel zu heben, würde sie dieselbe mit neuen vermehren, und den gänzlichen Sturz

dieser

dieser heilsamen und nothwendigen Stiftungen vorbereiten, und bewerkstelligen.

§. 5.

Wollte Gott, die Erfahrung bestätigte nicht diesen Satz in den Ländern, wo man angefangen hat eine solche Verordnung ins Werk zu setzen.

Wenige junge Leute klopfen an der Klosterpforte, welche die Noth nicht dazu treibt. Die Obern sind in großer Verlegenheit, weil sie nicht wissen, wo sie Leute aufbringen sollen, die im Chor, am Altar, und sonst der Religion dienen. Eine Magistratsperson rieth ihnen an, im fürfzehnten und sechszehnten Jahre Novizen anzunehmen, und sie zu erziehen, aber ohne sie durch das Gelübd zu binden. Allein welche überaus große Schwierigkeit, junge Leute zu erziehen, die sich für völlig frey ansehen? Bey dem geringsten Misvergnügen, das aus nothwendiger Strenge zur Handhabung der Ordnung entstehet, werden sie in die Welt zurückkehren. Ueberdas würden viele junge leute den Habit anziehen, um sich einige Jahre hindurch Unterhalt und Unterricht zu verschaffen, und hernach vor der Profeßion wieder nach Hause gehen.

gehen. Man mag so vorsichtig zu Werke gehen, als man will; sobald das Alter, Klostergelübde abzulegen, auf ein und zwanzig Jahre vestgesetzt wird, so können sich die Klöster unmöglich mehr aufrecht erhalten. Sie hören alsdann auf, dem Staate und der Religion nützlich zu seyn; ja sie werden ihr schädlich, und finden in dem Gesetz ihren Tod, welches ihnen ein neues Leben zu geben bestimmt seyn sollte.

IV.

Die Kirche hat die Klostergelübde nie weiter hinaus verboten, als das sechszehnte Jahr.

§. 1.

Die Liebe, welche Christus den Kindern erzeigt hat, ist den Christen der ersten Jahrhunderte ein Anlaß geworden, sie in frühern Jahren schon in Klöstern dem Dienste Gottes zu heiligen. Ueberhaupt aber war es gebräuchlich, das mannbare Alter abzuwarten, und die Jünglinge im vierzehnten, die Töchter im zwölften Jahre zu den Klostergelübden zuzulassen. Dieses Alter hatten alle Kirchenväter für geschickt gehalten, um willig das Joch des Herrn tragen zu lernen, und in die geistliche Ehe mit demselben zu treten, so wie es das Alter ist, wo die bürgerlichen Gesetze die Ehe erlauben. Bis zur triden-

tinischen Kirchenversammlung wich man nicht von dieser Gewohnheit ab. Erst da die Unkatholischen im sechszehnten Jahrhunderte Lermen geblasen, und die geistliche Orden, und insonderheit das frühe Alter, in welchem man zu denselben einweiht, angegriffen haben, so ist das Koncilium gezwungen gewesen, diese Sache reiflich zu untersuchen. Es war schon an dem, daß es, um sich in die Zeiten zu schicken, das achtzehnte Jahr dazu bestimmen wollte, als einige Väter der Kirche sich heftig widersetzten, und es dahin brachten, daß man das sechszehnte Jahr dazu erwählte.

§. 2.

Dieser Schluß misfiel gar sehr den Unkatholischen, weil er ihren Gründen nicht genug that, die sie gar zuweit ausdehnten; in der That aber, weil sie dadurch ihres Zwecks verfehlten, die geistlichen Orden zu vertilgen. Deswegen machten sie viele Bewegungen in Frankreich, und erhielten endlich während der Minderjährigkeit Karls des IX. daß auf der Tagsatzung zu Orleans von den Ständen das fünf und zwanzigste Jahr zu den Gelübden festgesetzt wurde. Heinrich der III. stieß dieses

Gesetz

Gesetz wieder um, und bestimmte auf der Tagsatzung zu Blois das Alter auf das Ende des sechszehnten Jahres. Hr. von Boutigny (*) gab sich unter Ludwig dem vierzehnten alle Mühe zu beweisen, daß die Bestimmung des Alters zur Profeßion von dem Könige abhänge. In der Verordnung zu Blois hatte Heinrich der dritte fast von Wort zu Wort den Schluß der tridentinischen Kirchenversammlung wiederholt, und bestättigt, und ausdrücklich beygefügt, er wolle die Kirchenzucht nach den heiligen Decreten wiederherstellen. Hr. von Boutigny hingegen meynte, es stehe blos bey der weltlichen Gewalt, das Alter zu bestimmen, in welchem es erlaubt seyn soll, Klostergelübde abzulegen. Allein seine Gründe sind schwach. Die Beyspiele aus der Kirchengeschichte sind offenbar übel verstanden. Die Stellen aus den Kirchenvätern sind verstümmelt, und aus dem Zusammenhange gerissen, und das Buch würde gar keine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, wann nicht die Feinde des Mönchsstandes es ausposaunet, und die gründliche Wiederlegung

(*) Traité de l'autorité du roi sur l'age nécessaire à la profession solemnelle des religieux. Paris 1669.

unterdrückt hätten, welche in demselben Jahre herausgekommen ist.

§. 3.

Aus allem, was ich gesagt habe, ziehe ich die Schlußfolge, daß die Kirche nie überhaupt die Profeßion abzulegen nach dem sechszehnten Jahre verboten hat, und daß, da durch den Aufschub der Profeßion bis nach dem ein und zwanzigsten Jahre, den Misbräuchen und dem Verfall der Klöster nicht vorgebeuget wird, man ihn nicht als ein Mittel brauchen soll, den Klöstern aufzuhelfen, weil daraus die gegenseitigen Wirkungen entspringen müßten. Ich will aber noch ganz kurz von denjenigen Mitteln etwas sagen, welche diese Vortheile verschaffen würden.

V.

Giebt es andere Mittel, die Zahl der Mönche auf ein schickliches Verhältniß mit der Religion und dem Staate zu bringen?

§. 1.

Ein Pfarrherr und sein Vikarius können auf dem Lande gemächlich eine Gemeinde von tausend Seelen versehen. In den Städten kann man, einen Kirchsprengel in den andern gerechnet,

rechnet, auf jede Gemeine sechs Priester zählen. Diesemnach könnten achtzehntausend Priester drey tausend Parochien in einem Staate versehen. Wegen der Bequemlichkeit der Studien, und der bessern Gelegenheit sich in der Gottseligkeit zu üben, ist es gut, wenn diese Priester in Klöstern leben. Das Kloster muß in dem Kirchsprengel liegen. In demselben müssen überdas fünf oder sechs junge Leute seyn, welche man nachzieht, ein Superior, ein Novizenmeister, zwey Professores, wenigstens drey Layenbrüder, und ein oder zwey Greise, welche ausgedient haben. Dieß giebt zwanzig Personen, oder, um achtzehntausend Priester zu haben, müssen sechzigtausend Mönche seyn. Diese Berechnung kann nur demjenigen übertrieben scheinen, welcher die Diener der Kirche, wie den Plan einer Schlacht auf dem Papiere betrachtet, wo man weder die wahre Grösse des Lagers, noch die Unebenheit des Bodens, noch die Bewegungen des Feindes, noch die besondern Vorfälle wahrnimmt, welche oft zwingen einen Posten zu verstärken, einen andern anzugreifen, hier Sturm zu laufen, dort sich zurückzuziehen — drey Punkte müssen reiflich er-

wogen werden, wenn man die nothwendige Zahl der Geistlichen bestimmen will. Man muß den jetzigen Zustand der christlichen Religion, die Arbeiten, die man von den Ordensgeistlichen fordern soll, und die Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen untersuchen.

§. 2.

Ehe die christliche Religion die Religion des Staats gewesen ist, haben sich nur eifrige Seelen dazu bekannt, die keine Mühe, keine Entfernung scheuten, um die Diener der Religion aufzusuchen, das Wort Gottes zu hören, und die H. Sakramenten zu empfangen. Seitdem aber das Christenthum die allgemeine Religion der Staaten geworden ist, hat sich eine gewisse Schläfrigkeit und Lauigkeit eingefunden, welche nach und nach alle religiöse Empfindungen tödten würde, wenn die Religion den Menschen nicht überall entgegen gienge, in ihre Häuser dränge, und sich ihnen gleichsam jeden Augenblick darstellte. Daher kommt es, das heutzutage eine viel größere Zahl Kirchendiener erfordert wird, als man in den ersten Jahrhunderten nicht gebraucht hätte. Wenn noch einiger

ger Eyfer bey den Christen wäre, so könnten wenigere Messen für alle Einwohner einer Stadt hinreichen. Man würde alles verlassen um in die Kirche zu gehen. Da man aber heutzutage die Pflichten der Religion vernachläßigt, so ist eine weit größere Anzahl Messen nicht hinlänglich. (1) Wenn man nicht täglich das Wort

(1) Der Pabst Leo giebt in seinem Briefe an den Patriarchen von Alexandrien (Ep. 81, c. 2.) eine etwas verschiedene Ursache der Vermehrung der Messen an. Hier sind die Worte: „ Illud quoque vo-
„ lumus custodiri, ut cum solemnior festivitas
„ conventum populi numerosioris indixerit, &
„ in eam tanta fidelium multitudo convenerit,
„ quam recipere basilica simul una non possit, sa-
„ crificii oblatio indubitanter iteretur, ne iis
„ tantum admissis ad hanc devotionem, qui pri-
„ mi advenerint, videantur hi, qui postmodum
„ confluxerunt, non recepti. Cum plenum pie-
„ tatis atque rationis sit, ut quoties basilicam in
„ qua agitur, præsentia novæ plebis impleverit,
„ toties Sacrificium subsequens offeratur. “ u. s. w. Hieraus fließt 1) daß in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche an Sonn- und Festtägen nur eine Messe ist gehalten worden, und zwar, wie dieser Pabst an einem andern Orte sagt, nur eine laute Messe, wo alle Glaubigen die gegenwärtig waren zugleich communicierten. (Von der stillen Messe wußte man damals noch nichts) 2) daß die Gewohnheit mehrere laute Messen in einem Morgen zu lesen, im Abendland eher aufkam, als in den morgenländischen Kirchen. 3) Daß die Ursache davon

Gottes auf den Kanzeln predigte, wer würde eine Stund Wegs gehen, um es anzuhören! Und wenn ohnerachtet des vielen Unterrichtes und der vielen Predigten doch die Sitten so verderbt sind, und so viel Unwissenheit unter dem Volke herrscht, wie würde es erst aussehen, wenn alle geistliche Nahrung nur in einer Predigt, in einer Messe bestünde? Würde nicht das Uebel schnell überhand nehmen, und alle Religion verlöschen? Unsere Zeiten fordern also viele Arbeiter in der Kirche. Dazu kommt nun, daß sich diese Arbeiter nicht gleich sind. Wenn alle gleiche Gesundheit, gleiche Gaben, gleichen apostolischen Eifer besässen, so würden wenige die Stelle von vielen versehen. So wenn alle Soldaten den Muth eines Horatius Cocles hätten, würden wenige mehr ausrichten, als eine große Armee. Da es aber nicht ist, so muß man durch die Zahl ersetzen, was an

Tapfer-

---

nicht in der Nachläßigkeit der Christen, sondern in ihrem Eyfer zu suchen sey, weil die Menge der Zuhörer zu groß war, als das man glaubte, daß sie alle am Opfer Theil nehmen könnten. 4) Daß aus derselben Ursache der Wiederholung keine Gränzen gesetzt worden sind. S. Traité de la Messe de Paroisse. Paris 1691. S. 12. In der griechischen Kirche hat man die alte Sitte beybehalten, und erlaubt nicht auf demselben Altar, denselben Tag mehr als eine Messe zu lesen.

Tapferkeit abgeht. In allen Ständen giebt es der vortreflichen Menschen wenige. Die meisten sind mittelmäßig, und hin und wieder finden sich auch schlechte. Man muß also die Arbeit schicklich vertheilen, damit sie doch gethan werde. Ein Religioſe, der in den Wissenschaften Unterricht ertheilt, kann sich nicht täglich im Chore, im Beichtstuhl, auf der Kanzel einfinden. Er braucht den größten Theil der Zeit um selbst zu lernen, und sich auf den Unterricht vorzubereiten. Wer predigt, muß sich vorzüglich auf das Studium der H. Schrift, der Kirchenväter, der Kirchengeschichte, und der Redner legen, und kann nur wenig zu andern Geschäften gebraucht werden. Diejenige, welche dem Chore dienen, können sonst nicht viel versehen, es seye dann, daß es junge Leute wären, die mehr Last tragen können. Die Beichtväter sind meistentheils bejahrte Ordensgeistliche, die dreyßig oder mehr Jahre gelehrt, gepredigt, dem Chordienst abgewartet, oder sonst der Kirche und dem Kloster gedient haben, und nun um auszuruhen, und ihre lange vielfältige Erfahrungen zum Nutzen der Christen in Anhörung ihrer Beicht zu verwenden, sich diesem

heiligen und wichtigen Geschäfte unterziehen, das auch seine Mühe und Last hat, theils wegen der öftern Besuche, die man erhält, oder bey Kranken abstattet, theils wegen des Nachforschens in der H. Schrift, in den moralischen Büchern, und in den Schriften, die vom geistlichen Rechte handeln. Und wenn man es recht überlegt, so sind diejenige Geistliche den Gemeinen die nützlichsten, welche sich durch ihr Alter und durch ihre Erfahrung und Weisheit ehrwürdig gemacht haben, und um Rath gefragt werden, ohne eben ein besonderes Amt zu verwalten. Gewiß, wer in das innerste der Klöster eindringt, wird finden, daß sie nicht der Aufenthalt der Faulheit und des Müßigganges sind. Ich habe nur von den Beschäftigungen im Chor, auf der Kanzel, in der Beichte, oder auf dem Lehrstuhle gesprochen, worauf die Bettelorden sich gründen. Allein um die nöthige Zahl der Mönche in einem Staate zu berechnen, darf man diejenige nicht vergessen, welche sich mit der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend befassen, oder umherziehen, um in Flecken und Dörfern zu predigen, oder endlich sich ganz den Betrachtungen und ihrer eige-

nen Vervollkommnung in der Einsamkeit wid-
men. Warum sollte man diesem kleinen Hau-
fen einen Zufluchtsort verweigern, und ihn
hindern, den Eitelkeiten der Welt zu entsagen,
und sich ganz von ihnen zu entfernen?

§. 3.

Alle diese Arten, wodurch Mönche der Gesellschaft nützlich sind, müssen sorgfältig auf-gezählt werden, wenn ihre Menge in einem Staate bestimmt werden soll. Man könnte auch dazu das Beyspiel des Israelitischen Staa-tes benutzen. Ein Stamm unter zwölfen war dem Kirchendienste geweihet. Das ganze Volk be rug unter David, eine Million und dreymal hundert tausend Mann, welche die Waffen tra-gen konnten: darunter waren acht und dreyßig tausend Priester und Leviten; also war der vier und dreyßigste Theil dem Gottesdienste gewied-met. Diesem zufolge müßte ein Staat von 10. Millionen, hundert und zwanzig tausend Geist-liche haben. Findet man aber dieses zu stark, so seye man doch billig genug der Kirche eben so viele Arbeiter und Vertheidiger zuzugestehen, als der Staat in Friedenszeiten Soldaten hält. Sollte das zu viel seyn? Insonderheit in un-

sern

fern Zeiten, wo Irreligion und Leichtsinn täglich überhand nehmen. (*)

§. 4.

Die Zahl der Geistlichen in einem Staate von 10. Millionen Seelen, seye also nur 60 tausend. Nun entsteht die Frage: wovon sollen sie leben? Sie mögen Zinse erheben oder Allmosen einsammlen, so muß man doch für einen jeden 400. zu seinem Unterhalte jährlich rechnen. Sechzig tausend Ordensgeistliche brauchen also vier und zwanzig Millionen Livres. Welch ungeheure Summe wird mancher ausrufen, der nicht gewohnt ist eine Sache zu untersuchen, sondern nur nach dem Schalle urtheilet. Wenn man in den Gesprächen von den Geistlichen spricht, so sollte man meynen, es wären Fremdlinge die gar nicht zu der Gesellschaft

(*) Ein neuerer Schriftsteller freuet sich, daß in weniger als 50 Jahren kein Kloster mehr in Europa seyn wird. In der That, er hat Ursache sich zu freuen. Es muß ein fröhlicher Anblick seyn, zu sehen, wie so viele Kirchen zerstöhrt, so viele Freystätten der Gotiesfurcht, der Abgezogenheit, der Uneigennützigkeit im Schutt liegen, wie die Diener der Religion auf eine geringe verachtete Zahl heruntter gesetzt worden: wie die Zufluchtsörter der Armen, Kranken und Reisenden, in den Händen eines wohllüstigen Hofmanns, oder eines harten Kriegers sind. — S. Anmerk. zu den angezogenen Vorstell.

schaft gehören, sondern sich nur von ihrem Fett mästen wollen. Man übertreibt ihre Einkünfte, und versagt ihnen das Recht sich vom Altar zu nähren, dem sie dienen. Wenn es Klöster giebt, die reich sind, so giebt es auch viele, die arm sind, wo kaum auf den Unterhalt eines Religiosen jährlich 250. ℔. kommen; so daß, wenn man alle Einkünfte in eine Masse wärfe, schwerlich 400. für jeden Mönchen heraus kämen. Vier und zwanzig Millionen scheinen eine überaus große Summe; aber man bedenke doch die Summe, die erfordert wird um 10. Millionen zu ernähren? 400. ein Unterthan in den andern gerechnet, giebt vier Millionen. Welch ungeheure Summe, und wie gering ist gegen sie die vorige Summe. Das ist aber nicht lauter Kapital, sondern Landes-Produkt und Gewinn vom Umlauf des Geldes. Ist es dann zu viel, daß ein Geistlicher, der dem Gottesdienste abwartet, mit Lehr und Unterricht und Trost seinen Mitmenschen zu Hülfe eilt, und ihrem Dienste im Dienste Gottes sein ganzes Leben weiht, kaum etwas über zwanzig Sols, oder etwa sieben und zwanzig Kreutzer des Tages für seinen Unterhalt verdiene? Wie unbillig urtheilen

ten haben, würden dadurch vereitelt werden. Man untersuche doch wohl, ob weltliche Unterthanen besser gehalten sind, als geistliche, ob weltliche Herren ihre Einkünfte besser verwalten als die Klöster und Verbrüderungen, ob es zuträglicher ist, daß die Güter zu den Domänen geschlagen, und ihre Einkünfte in den Landesherrlichen Fiscus, oder aber ob das Land nicht besser dabey fährt, daß alles so bleibe wie es ist, ehe man sich durch den Strom hinreißen laße zu einer Veränderung zu rathen, oder selbst zu schreiten. Man urtheile nicht partheyisch, nicht einseitig; man überlege kalt, und frage auch vernünftige und Einsichtsvolle Ordensgeistliche um Rath, und es kann nicht fehlen, man wird einsehen, wie wenig die allgemein vorgeschlagene Mittel zu einer wirklichen Verbesserung dienen, und diejenigen kennen lernen, die der Religion und dem Staate die Vortheilhaftesten sind.

Kann die

Ehrlichkeit mit der Freydenkerey

bestehen?

Es hat das Ansehen, die Freydenker haben keinen anderen Hauptzweck als daß auf den gänzlichen Verfall der Religion das Gesetz der Natur erbauet werde: wenn sie diese verachten, und verwerfen, geschiehet es (wenn man ihnen glaubt) nur derentwegen, damit das natürliche Gesetz besser befestiget sey: jener Gott, den sie erkennen, fragt nichts nach der Art, wie man ihn verehre, er ist in diesem Stück unempfindlich; alle, Christen sowohl, als Juden, und Mahometaner, ja der abgöttische Aberglaube selbst sind ihrem Vorgeben nach gleich in seinen Augen; die Ehrlichkeit allein kann unter ihnen einen Unterscheid machen: was immer für einen Gottesdienst die Menschen ihm bezeugen, so sind sie versichert, daß sie ihm gefallen, wenn sie nur in ihren Verheissungen getreu, eifrig für die Gerechtigkeit, dienstwillig und gutthätig gegen ihres gleichen, unterthänig gegen ihre rechtmäßige Obrigkeiten, und, alles in kurzem zu sagen, vollkommene

Beobachter des natürlichen Gesetzes sind. Sind Belohnungen zu hoffen, so sind sie für jene bestimmet, welche dergleichen Tugenden ausüben; sind Strafen zu befürchten, so sind diese nur für jene angeordnet, welche durch die entgegengesetzte Laster die Menschlichkeit entehret haben.

Dieß ist heute zu Tage das Evangelium der Freydenker: die Sozinianer haben ihnen zu diesem den Weg gebahnet. Diese Ketzer (wenn man doch also Schwermer benamsen kann, welche kaum den Namen der Christen verdienen) haben von der Religion Christi Jesu nichts als seine Sittenlehre beybehalten; ja auch diese haben sie theils durch Verläugnung der Glaubenslehren, welche derselben stärkeste Grundfeste sind, theils durch Verstümpelung und Verfälschung ihre Reinigkeit verunstaltet, und dieses so lang und so viel, bis sie einer verderbten Natur mehr günstig wurden: die Sittenlehre, welche sie Christo Jesu zueignen, schickt sich auf einen Weltweisen, welcher nur durch das alleinige Licht der Natur bestralet ist, weit besser, als auf einen Gesetzgeber, welcher in seinem Na-

men, und auf das Ansehen eines Gottes redet; nichts destominder wollen sie, daß in dieser Sittenlehre, so menschlich, so natürlich sie auch ist, einzig und alleinig die christliche Religion bestehe. Die Glaubenssetze sind nach ihrem Dünkel kein nothwendiger Theil derselben, und halten alle jene Fragen, welche von dem Anfang des Christenthums über verschiedene Geheimnissen mit so großer Hitze sind abgehandelt, untersuchet, und bestimmet worden, für unnütze Strittigkeiten; was man für, oder wider diese Streitfragen auf die Bahne gebracht, schien ihnen entweder ein zweifelhaftes Wesen, oder wenigstens eine für das Heil gleichgiltige Sache zu seyn, und eben dieser gottlosen Gleichgiltigkeit gegen die Sitten- und Glaubenslehre legen sie den scheinbaren Namen des Eifers für die Gottseligkeit bey.

Grotius hat sich an dem Ende seiner Tagen durch diesen verdammlichen Eifer, und durch das schmeichelnde Lob, mit welchen ihn einige Häupter der Sozinianer erhoben, erbärmlich verführen lassen: dieser Gelehrte, welcher

anfänglich mit gutem Erfolg ihre schändliche Lehren widerleget hatte, faßte in der Folgezeit einen Eckel ab der protestantischen Kirche, weil er in derselben keine sichere Regel, die Glaubensstreitigkeiten zu schlichten, noch auch eine sattsame Einigkeit selben vorzubiegen fand, weil er über das sich nicht einschließen konnte dem heilsamen Joche, welches die katholische Kirche aufbürdet, sich zu unterwerfen, so ist er endlich von den Glaubenssätzen, welchen er bisher, als dem Christenthum in wesentlichen Stücken ergeben gewesen, ganz unvermerkt abgewichen; und hatte sich die allgemeine Erduldung aller Sekten, welche die Sozinianer statt des Ansehens der Kirche eingeführet haben, gefallen lassen: in dieser Gemüthsverfassung hat er seine Anmerkungen über die Schrift verfertiget; darum man sich nicht verwunderen muß, wie Herr Bossuet bemerket, daß diese dicht mit dem sozinianischen Gift angefüllet seyn.

Ich stelle nicht in Abrede, daß die Sozinianer, da sie die Folgen ihrer gelegten Grundsätze bis auf das äußerste getrieben, mit weit

richtigeren Vernunftschlüssen, als andere Sekten, die von der römisch-katholischen Kirche abgewichen sind, geredet haben: es war aber übrig, daß sie noch einen andern Schritt wagten: sie mußten, damit sie unter einander mit größerer Eintracht handelten, eben so wie die Deisten, dem Ansehen der Offenbarung öffentlich und gänzlich absagen: denn erstens ist hart zu fassen, wie für das Heil mehr nothwendig seyn könne, daß man Christum einen Gott zu seyn, und für die Sünden der Menschen Genugthuung geleistet zu haben glaube: aus was Ursache wurde man den Mahometismus, und den Paganismus von der allgemeinen Nachsicht, die den Irrthümern des Verstands von ihnen zugestanden ist, ausnehmen können?

Wenn wahr ist, daß alle Irrthümer dieser Art zu entschuldigen sind, so ist dieß eine Regel, die keine Ausnahm leiden kann, und welche die Irrthümer, so die Sendung Christi Jesu, ja so gar, welche die Natur, und die Vollkommenheiten Gottes selbst belangen, eben so wohl als die sonderheitlichen Geheim-

nissen

niſſen einſchließet. Zweytens, was großen Zwang muß man nicht ſich ſelbſt anthun, daß man niemals nach dem Buchſtaben ein Buch verſtehe, welches man doch von oben herab in die Feder gefloſſen zu ſeyn erkennet? Wenn die Stärke des Vorurtheils den Verſtand einiger Menſchen an eine ſo unerhörte Spitzfindigkeit dieſer ſo ſeltſamen ſozinianiſchen Gramatik hat gewöhnen können, ſo wird ein jeder vernünftiger Menſch einſtimmen, daß ein kürzerer Weg ſey, mit den Deiſten der Schrift die Wahrheit ſchlechthin abſprechen, als nach dem Beyſpiel der Sozinianer ſie immer folteren, damit die in ſelber enthaltenen Geheimniſſen gar verſchwinden mögen.

Es iſt mithin der Deiſmus eine ſo natürliche Folge des Sozinianiſmus, als dieſer eine Brute der Trennung des Luthers, und des Kalvins geweſen; und damit die Kette der Irrthümer in der Religion ganz verfertiget ſey, kann man hinzuſetzen, daß die Deiſterey unumgänglich zu der Atheiſterey führe, und daß ein Gotteslaugner, wenn er gezwungen wird

dieſen

diesen Posten, welches noch schlimmer, als alle andere ist, zu verlassen, nothwendig auf den Pirrhonismus verfallen müsse.

Auch Bayle, dieser geschworne Feind der Religion, hat gar wohl gemerket, daß, wenn man selbe mit Vortheil bestürmen will, zu gleicher Zeit die Gewißheit aller ihrer Wahrheiten anzugreifen sey: es ist keine unter diesen, sie betreffe die Geschicht, oder die Lehre von den Glaubenssätzen, welche er nicht entweder durch sonderheitliche Einwürfe, oder durch andere angenommene Grundsätze, die sich in seinem ganzen Werk äußeren, zweifelhaft zu machen sucht. Allein, weil die Pirrhonisterey nichts anderes, als eine eigentliche Abweichung des Verstandes ist, oder bey jenem, der den Gebrauch der Vernunft noch nicht gänzlich verlohren hat, nichts anderes als eine Verstellung seyn kann, so darf man nicht fürchten, daß dieselbe einen großen Wachsthum unter den Menschen nehmen werde; jene, welche eine gesunde Denkungsart besitzen, werden dem Christenthume standhaft anhangen, damit sie

nicht auf allen Seiten straucheln, und endlich, wenn sie an Christum nicht mehr glauben wollen, an gar allem zu zweifeln gezwungen sind.

Ich habe hier das Absehen nicht, diesen unzertrennlichen Zusammenhang der geoffenbarten, und natürlichen Wahrheiten zu entwickeln. Es darf hier wider die Deisten nicht mehr bestimmet werden, daß Gott von seinen vernünftigen Geschöpfen eine gottesdienstliche Verehrung fodere, daß die Menschen, welche aus einer Seele, und einem Leibe zusammengefüget, und in einer gesellschaftlichen Gemeinde zu leben verordnet sind, nicht nur mittels innerlicher Gesinnungen, sondern auch durch äusserliche, öffentliche, und einförmige Handlungen die Gottheit verehren sollen, daß eine irrige oder lasterhafte Verehrungsart Gott nicht angenehm seyn könne, und daß es so gar schon genug sey, daß Gott einen Dienst verwerfe, weil er eine andere Weise ihn zu ehren vorgeschrieben hat; alles dieses sage ich, darf man nicht mehr erweisen; denn die Vernunft allein

über-

überzeuget uns handgreiflich, daß diese Grundsätze richtig seyn; über das, nachdem man unläugbar erwiesen, daß Gott durch den Moyses eine gewisse aber nur den Israeliten auf eine Zeit vorgeschriebene Verehrungsart gefoderet hat; nachdem man dargethan, daß Gott einen andern Bunde verheißen, der von längerer Dauer, und größerer Weitschichtigkeit, und daß dessen Stifter der so oft vorgesagte Messias seyn solle; nachdem man unwidersprechlich gezeiget, daß Christus Jesus in Ansehung der Erfüllung dieser prophetischen Vorsagungen, in Ansehung der so öffentlichen und herrlichsten Wunderwerke, in Ansehung einer ganz göttlichen Art, mit welcher das Christenthum in die ganze Welt eingeführet worden, in der That dieser Messias sey: nachdem man, sage ich, aus diesen verschiedenen Sätzen, deren einer aus dem andern folgt, ein ganzes Lehrgebäude der Religion wird errichtet haben, und also gar kein Zweifel mehr seyn kann, daß Gott an den Glauben des Evangeliums, und dessen Ausübung das ewige Heil geheftet hat, wie steht es alsdann mit der Erduldung aller

Religio-

Religionen, welche die Deisten behaupten wol-
len? Einmal sie ist gänzlich aufgehoben, und
zernichtet, und die Wahrheit bleibet fest, und
unbeweglich, daß keine wahre Gottseligkeit ohne
Glauben bestehet, und daß die sittlichen Tugen-
den, wenn sie nicht zugleich christliche sind, vor
den Augen Gottes nicht zureichend sind, eine
gebührende Belohnung verdienen, und die Be-
strafungen vermeiden zu können.

Allein ich überlasse diese weitschichtigere Un-
tersuchung jenen, denen es obliegt diese Streit-
fragen der Religion zu entwickeln: um die
Freydenker zu packen, ergreife ich einen kürzern
Weg, und zwar einen solchen, welcher, wie
ich mir zu sagen getraue, sie noch mehr zu de-
müthigen dienlich ist. Die Frage, so ich vor-
trage, ist diese: ob die von ihnen so hoch
gepriesene Ehrlichkeit, welche sie so dreist
als ihren Antheil haben wollen, eben
eine solche Eigenschaft sey, welche sich
mit ihren Grundsätzen fügen könne?
Ich erlaube allen Freydenkern sich über meine
Entscheidung zu beklagen, wenn sie sehen, und

erweisen

erweisen sollten, daß sie unbillig sey: sollten sie aber durch die Wahrheiten, welche ich vorzutragen gezwungen bin, dennoch in den Harnisch gebracht werden, so bedenken sie, daß ich nicht so fast ihre Person als ihre Lehre angreife, eine Lehre, welche mit den allerscheuzlichsten Farben abschildern muß, damit man theils sie selbst aus dem Irrthum herausziehe, theils andere von derselben abwende, welche aus Abgang der Einsicht sich von dieser etwa könnten anlocken, und überraschen lassen.

Der Hauptpunkt, den man niemals aus dem Gesichte lassen muß, ist, daß die Freydenker solche nicht geworden sind, als weil sie dem christlichen Glauben abgesagt haben. Ein anderer Grundsatz, den ich zum voraus als gewiß und schon erwiesen anzunehmen befugt bin, ist, daß diese Absagung nicht eine Frucht einer uneigennützigen Wahl, sondern eine Folge ihres verderbten Herzens und Lebens gewesen sey. Aus diesen zween mit einander vereinigten Sätzen schließe ich ohne weiters, daß ein Mensch, welcher so schwach war, daß er sei-

nen

nen unordentlichen Begierden den Glauben aufopferte, gleichfalls keine genugsame Stärke haben könne, diese seine unordentliche Passionen der Ehrlichkeit zuschlachten.

Die ersten Bemühungen dieser Leidenschaften, besonders jener, welche in dem Herzen des Menschen das Steuerruder führen, zielen dahin, daß die Religion, weil sie ihr Ausschweifungen ahndet, verdammet, und mit so schrecklichen Strafen bedrohet, gestürzet, und ganzlich zernichtet werde. Das göttliche Gesetz, welches weit schärfer, und mit einer weit größeren Bothmäßigkeit, als andere herrsche, erwecket weit geschwinder ein unruhiges Murren und Empörungen in einer Seele, welche eine Sklavinn unbezäumter Anmuthungen ist. So lang man nicht eine Ungerechtigkeit begeht, oder zu begehen glaubt, beredet man sich leicht, daß man alle Pflichten der Ehrlichkeit erfüllet habe, und dieß ist das Hirngespinnst der Freydenker; weil es aber nicht so leicht ist sich über die Vollziehung des christlichen Gesetzes eine Blendung zu machen, ja weil es gar unmöglich ist, wegen

den

den Uebertretungen dieses Gesetzes, welche insgemein die Ursachen der Freydenkerey sind, sich selbst zu hintergehen, so fängt man an mit dem Haß, den man gegen das Evangelium fühlet, und bemühet sich dessen Ansehen mit allem Gewalt zu entziehen. Es kostet Mühe, einen mit so williger Unterwerfung angenommenen, durch so bindige ja recht gewaltige Beweggründe unterstützten Glauben in ihrem Herzen zu tilgen; denn die Gegenwürfe selbst, welche beständig vor ihren Augen stehen, enthalten das Angedenken der Beweggründe immer in ihrem Gemüthe: daher verändert man auch den Glauben nicht so gleich, als bald man diese Abänderung verlanget; alles geschieht nach und nach, und was man den allervollständigsten Freydenkern zugestehen kann, ist dieses, daß endlich nach vielen Streiten der Vortheil, den sie durch, und in ihrem Unglauben gefunden, die Oberhand über die so vernünftigen Beweggründe gewonnen habe: nachdem aber dieser Schritt einmal ist gewagt worden, was für ein Zaum kann sie ferners zurückhalten, oder was für eine Macht kann ihnen einen Damm setzen, wenn sie jenen der Religion

schon

schon durchgebrochen haben? Sind wohl heiligere, und minder zu verletzende Pflichten als jene, welche Gott selbst in allem Pracht und Gewalt seiner höchsten Majestät uns aufgebürdet hat? Und wenn die bösen Neigungen stark genug gewesen, die Verachtung gegen dieselbe einzuflößen, was hat man nicht in Ansehung anderer Gesetze, welche eine mindere Ehrfurcht verdienen, und minder heilig sind, von ihrer Gewaltthätigkeit zu befürchten?

Also hatte ein abgöttischer Kaiser geurtheilet, dem eben aus der Ursach, weil er als ein Ungläubiger eine Zeugniß für die christliche Religion abgelegt hat, ein größerer Glauben beyzumessen ist. Eusebius von Cäsarea erzählet die Geschichte in dem Leben des Kaisers Constantin des Großen, von dem Sohn dieses Kaisers: obschon sie allen zu Genügen bekannt ist, so schicket sie sich doch zu meinem gegenwärtigen Vorhaben also natürlich, daß ich solche nothwendig wiederholen muß. Constantius Chlorus hatte einstens alle seine Hofherren, welche zu dem christlichen Gesetze sich bekannten, in seinem

Pallast

Pallast versammelt: ertheilte ihnen die freye Wahl entweders ihre Religion abzuschwören, und den Götzen zu opfern, oder von dem Hof abzuweichen, und ihre Dienste zu verlassen. Einige aus denselben haben ihr Glück der Religion vorgezogen, und sich als Abgötterer erkläret: die anderen, welche mehrere Stärke und Unerschrockenheit besassen, haben eher dem Dienst des Kaisers, als dem Christo Jesu schuldigen Gehorsam absagen wollen. Was geschah? Diese (a) hat nun Constantius beybehalten, und mit allen Gnaden überhäufet in gewißer Versicherung, daß er von ihnen die nämliche Treue erhalten werde, welche sie gegen ihrem Gott bezeugten. Jene, welche mit so schimpflicher Untreue von dem höchsten Herrn aller Herren abgewichen, haben so gleich seinen Hof raumen müssen. Denn, sagte er, wie werden Menschen, welche Gott mit so niederträchtiger Untreue mißhandeln, eine unverletzliche Zuneigung gegen ihren Herren auf dieser Erde beweisen können? Nun diese vernünftige Art zu schließen, welche Constantius

(a) Euseb. in vita Constant. c. 10.

in Ansehung der Treue, die seine Untergebene ihm schuldig waren, gebrauchet hat, kann man auf alle andere Pflichten der Ehrlichkeit anwenden. Wie ist es möglich, daß man mehr Liebe und Ehrfurcht gegen einen Vater, von dem man dieses zeitliche Leben erhalten, als gegen den wahren Urheber unsers Lebens und Daseyns, welcher Gott ist, trage? Wie wird man die Treue, welche man ihm verheißen, und nachhin gegen ihn nicht beobachtet hat, gegen andre Geschöpfe halten? Wie kann eine gegen die Wohlthaten des allmögenden Gottes undankbare Seele zur Erkanntlichkeit gegen andre Menschen, welche derselben manche Gutthaten erwiesen haben, gerühret seyn? Wie kann man Menschen seines gleichen Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man der Gottheit die ihr schuldige Verehrung abschlägt?

Die Unglaubigen werden antworten, daß dieser Kaiser seine Schlußrede ohne Zweifel sehr gründlich abgefasset habe, allein auf sie könne solche nicht ausgedeutet werden. Diese feige Hofherren des Constantius, welche von

dem

dem Christenthum abzutreten versprochen haben, handelten nicht aus dem Triebe einer Ueberzeugung: der Eigennutz, und der Ehrgeiz ihres Hochmuths waren die einigen Bewegursachen ihres Abfalls, welcher ihre heimliche Gesinnungen sattsam entdeckte. Ein so geschickter Fürst, als Constantius war, hatte Ursach wegen der Treue jener, welche wegen ihrem Eigennutz äußerlich eine Religion verwarfen, die sie eine göttliche zu seyn glaubten, einen höchst billigen Argwohn zu fassen: die Ungläubigen entgegen sind beredet, daß die Christliche falsch sey; und man kann weder aus ihren Gesinnungen, noch aus ihrer Aufführung einen Schluß machen, daß sie bereit wären, das natürliche Gesetz, gegen welches sie alle Ehrfurcht tragen, auf gleiche Art zu mißhandeln.

Diese Antwort der Ungläubigen würde sie rechtfertigen, wenn der Ursprung ihrer Ungläubigkeit eben so rein wäre, als sie ihn vorgeben. Allein ich habe schon gezeiget, daß sie den Glaubensetzen erst alsdann einen Beyfall zu geben aufgehöret haben, nachdem sie die Gebothe der

christlichen Religion zu übertreten angefangen: ich erwieß, daß die Abänderung ihrer Sitten den Grund zu der Abänderung ihres Glaubens gelegt habe: sie sind mithin aus dem nämlichen Triebe einer Zagheit, und eines Eigennutzes Ungläubige geworden, wie die Hofherren des Constantius Abtrinnige geworden sind. Und da die Anmuthungen, von welchen sie sich beherrschen ließen, eine so große Stärke hatten, daß sie den in ihrem Herzen so tief eingewurzelten Glauben vertilgen könnten, so haben sie sich in der That nicht zu schmeicheln, daß der von ihnen vorgegebene Unterscheid ihre Ehrlichkeit wider allen Argwohn sicher stellen könne: den bösen Neigungen, welche schon eine so erstaunliche Wirkung hervor gebracht haben, fällt weit leichter aus dem ehrlichen Mann, welcher nur das natürliche Gesetz erkennet, einen lasterhaften, als aus einem in seiner Religion wohl unterwiesenen Christen einen Ungläubigen zu machen.

Wenn die unordentlichen Leidenschaften sich mit dem Siege, welchen sie wider den Glauben

ben eines Christen eroberet haben, begnügten, und nicht neue Anläufe auf sein Herz wageten; würde ich zulassen, daß die Ungläubigkeit mit der Ehrlichkeit bestehen könnte: allein, wenn man sich vorstellen sollte, daß zwischen den natürlichen Pflichten und den bösen Neigungen eine dauerhafte und vollständige Uebereinstimmung Platz haben könne, würde man an Tage legen, daß man weder die Neigungen des menschlichen Herzens, noch den ganzen Umfang, und die große Weitschichtigkeit der von dem natürlichen Gesetze vorgeschriebenen Pflichten verstehe und einsehe. Was ist es; diese Pflichten, welche die Stimme der Natur selbst den Menschen lehret, sind insgemein die letzten, deren Ehrfurcht in dem Gemüth eines solchen Menschen verschwindt: aber uneracht dessen sind sie Pflichten; und dieses ist genug, daß sie für eine Seele, welche eine Feindinn der Abhängigkeit, und Abtödtung ist, zu beschwerlich und unbequem seyn: auch das Gesetz der Natur, obschon dieses nicht also rauh als jenes des Christenthums ist, hat dennoch eine in etwas unangenehmere Schärfe an sich. Es wider-

setzet sich dasselbe auch solchen Neigungen, die man nicht anders als auf die Unkösten der Ehrlichkeit ersattigen kann. Es verbiethet manche Gelüsten, nach welchen man mit desto größrer Hitze durstet, um so unbilliger sie sind. Nun wer kann gut stehen, daß unter diesen gegeneinander streitenden Gesinnungen, deren einige von einer bösen Begierlichkeit, andere von dem Gesetze der Natur eingeflößet werden, die letzteren in dem Herzen des Ungläubigen die Oberhand gewinnen werden? Oder kann man nicht vielmehr menschlicher Weise vergewißet seyn, daß die schon über seinen Glauben siegreiche Passion auch seine Ehrlichkeit besiegen werde? Diese hat über das durch die Schwachheit, in welcher er ihrem erstern Anfall unterlegen ist, neue Kräfte gefasset, und nachdem sie ihn so gar seine Religion zu einem Schlachtopfer zu machen verleitet hat, ist er nicht mehr in dem Stande ihr etwas abzuschlagen; sie beherrschet ihn mit einer uneingeschränkten Vollmacht; und wenn noch einige tugendliche Gesinnungen in ihm gloschen, kömmt es nicht daher, als stünden sie fester, als die schon verlohrnen, son-

dern

dem weil seiner Anmuthung nichts, oder gar wenig daran gelegen ist, ob diese Ueberbleibsel auch zernichtet seyn, oder nicht.

Die Ehre, wird man sagen, kann hinlänglich seyn, daß der Ungläubige gleichsam an dem Rand seines Sturzfalls sich noch steif halte; er wird die Schande fürchten, welche ihn überfallen wird, so fern er die Regeln der Ehrlichkeit überschreiten soll: diese billige und gerechte Furcht wird die Hitze seiner Neigungen mäßigen, und in ihm verursachen, daß er jene Handlungen, welche die Stimme der ganzen Welt, und das geheime Zeugniß seines Gewissens verdammet, auf das äußerste verabscheue.

Wie schlecht ist die Ungläubigkeit bestellet, wenn sie, um sich wider die ebenteurlichsten Lasterthaten zu bewahren, keinen stärkeren Bewegungstriebe als die Furcht der Schande hat? Diese Furcht, ich bekenne es, ist zwar nicht zu ahnden; doch, wenn sie nur allein in dem Herzen steht, wenn sie eine ruhmsichtige Furcht ist,

wenn sie nicht mit höhern und vollkommnern Absichten unterstützet wird, ist sie nichts als ein Scheinwesen einer Tugend, und Ehrlichkeit. Die Heyden selbst haben nur die Liebe der Ordnung, welche von aller menschlichen Furcht und Hoffnung unabhängig war, mit diesem ehrwürdigen Namen belegt: sie haben gewollt, daß ein wahrhaft, und gründlich tugendhafter Mensch das Laster, wenn er auch ohne Zeugen solches begehen könnte, zu vermeiden habe, und bey Vermeidung dessen kein anderes Absehen haben müsse, als den Haß, und das Abscheuen, den es an sich selbst verdienet. Dieß ist, was Cicero lehret, und in seinem Buch von den Pflichten des Menschen vortreflich erkläret, allwo (a) er von dem Ring, welchen die Fabeln einem König in Lydien andichteten, der jene, so ihn an den Fingeren trugen, unsichtbar zu machen die Kraft hätte, eine Meldung macht. Die Tugend, von welcher er nach der Schullehre des Plato, oder, besser zu sagen, der Natur uns einen so erhabenen Begriff giebt, ist wegen ihrer eignen Schön-

(a) Lib. 3. de offic. c. 9.

Schönheit (wenn sie auch keinen liebenswürdig äußerlichen Vortheil nach sich ziehen sollte) nichts destominder würdig, daß man ihr anhange, wenn man auch durch diese aller Schande und Verfolgung, die sich zwar nur auf das Laster geziemen, ausgesetzt seyn sollte. Wenn diese so gereinigte Liebe der Tugend, die das Wesen eines ehrlichen Manns ausmacht, in dem Herzen der Ungläubigen zu schwach ist, daß sie den sündhaften Neigungen widerstehe; wenn sie sich wider dieselbe zu erwehren keinen andern oder stärkeren Beweggrund, als die Furcht der Schande haben, so ist ihr Handel ausgemacht, und die Freydenkerey ist überwiesen, daß sie eine Feindinn der Ehrlichkeit sey.

Ich sage noch mehr: diese Bewegursache, welche zwar eine Stütze der Tugend, aber noch nicht die Tugend selbst ist, und gar bald in eine Gleißnerey sich veränderet, hat nicht allzeit Macht genug die Hände des Ungläubigen in dem Zaum zu halten, und ihn von den Lastern, zu welchen er von seinen ungezäumten Leidenschaften gereizet wird, abzuwenden. Ein Richter

trägt ein Abscheu durch eine Ungerechtigkeit sich zu verunehren. Allein die Unordnung seiner Lebensart hat die Grundsätze des christlichen Glaubens in ihm schon erstücket. Der Gedanke auf ein andres Leben setzte ihn vor Zeiten in eine Unruhe; allein er hat bey sich schon so viel zuwegengebracht, daß er an das Gericht, bey welchem alle Menschen, und forderſamſt die Diener der Gerechtigkeit strengste Rechnung von ihren gesprochenen Urtheilen ablegen müssen, nicht mehr glaube. Wegen dem Rang, und Amt, in dem er lebte, lag ihm alles daran, daß er an eine so vernünftige und heilige Lehre sich fest hielt; aber er hat sie itzt wirklich fahren lassen: die nämlichen Passionen, welche in ihm die Veränderung des Glaubens ausgewirket haben, reizen ihn nun an, eine Ungerechtigkeit zu begehen: diese kann er nicht außer mit Verletzung der Gerechtigkeit ersättigen; er befindt sich wirklich in einer unvermeidentlichen Nothwendigkeit eine Wahl zwischen den Verlurst alles dessen. Was ihm schmeichelt, und zwischen der Schändung seines Amts zu treffen; was wird geschehen? ich

will

will zugeben, daß er für seine Ehre sehr eifersichtig sey, und sich von einer Mißhandlung, die bekannt werden, und seinem Namen einen schimpflichen, und unauslöschlichen Schandflecken anschmützen könnte, sich enthalte. (Obschon Leute, die in der Dienstbarkeit ihrer Anmuthungen leben, dießfalls nicht gar zu heickel, und geschämig sind, und man kann in allen Ständen einige finden, welche eben so wohl wider alle Ahndung der Welt, als ihres eigenen Gewissens eine ganz ausgeschämte und erhärtete Stirne haben) ich will aber zugeben, daß er für seine Ehre besorget sey, was soll man erwarten, wenn dieser Richter, der nur wegen seinem Vortheil ungläubig geworden, eben diesen Vortheil in Ausübung einer Ungerechtigkeit, ohne seine Ehre in das Spiel einzuflechten, genießen kann? was wird erfolgen, wenn er sich schmeichelt, daß er nebst der Ersättigung seiner Begierden vor den Augen der Welt das äußerliche Kleid der Ehrlichkeit beybehalten werde? Obschon er an dieses zu gedenken Ursache hätte, obschon seine Hoffnung vielleicht übel gegründet ist, liegt ihm nichts daran,

es ist ihm genug, wenn er nur nicht fürchten muß, daß er zu Schanden werde; so bald diese Furcht verschwunden ist, so arbeiten also gleich alle Begierden nach aller ihrer Stärke in der Seele dieses Freydenkenden Richters, und, weil sie kein Gegengewicht mehr haben, welches sie in dem Gleichgewicht erhalten könnte, überwegen sie, und ziehen den Richter unschwer dahin, wohin er ohne dieß geneigt ist. Kann wohl auch der allergerechteste Handel vor einem Richterstuhle sicher stehen, zu dem der Religion, und der Ehre der Zutritt verschlossen ist? Würden wohl die Ungläubigen selbst mit einem ganz kalten Blut ihre Vortheile bey den Aussprüchen eines solchen Richterstuhls zu suchen und zu betreiben verlangen? Wenn bey ihnen gelegen seyn sollte, einen Richter zu wählen, würden sie zwischen einem Anhänger ihrer Lehre, und zwischen einem Manne, welcher nach christlichen Absichten und Gründen das richterliche Amt zu verwalten pflegt, lang in dem Zweifel stehen?

Ist diese Lehre, die ich da packen will, unsere Lehre? werden die Ungläubigen fragen; diese Verweise und Einwürfe verdienen wir nicht, werden wir einwenden, und wenn ich mit diesen sie abfertigen könnte, warum sollten sie nur die Freydenker zu ihrer Zielscheibe haben? So ist denn vonnöthen (also kommen sie an mich) so ist denn vonnöthen, daß man das Christenthum muß verlassen haben, wenn man seine Pflichten den bösen Neigungen schlachtet? Ich selbst behaupte ja es sey etwas weit gewöhnlichers, daß man durch die Sitten dem Glauben widerspreche, als daß man den Glauben gänzlich verwerfe; ich habe mithin zugelassen, daß Christen seyn, welche von der Wahrheit ihrer Religion überzeuget seyn, und dennoch die wesentlichsten Pflichten derselben übertreten: wider diese feige Christen allein behaltet mein Vernunftschluß seine Stärke, nicht aber wider sie. Wenn diese durch ihre Neigungen sich hinreißen lassen, und die Regeln des Evangeliums, deren Ansehen bey ihnen so große Ehrfurcht hat, verachten sollten, ja da habe ich

alles

alles Recht zu schließen, daß sie auch das Gesetz der Natur mit nicht größerer Genauigkeit beobachten würden: Es kann so gar seyn, daß auch wir solches nicht mit besserer Achtsamkeit beobachten; allein unsre Ungläubigkeit kann wegen einer Mißhandlung, welche auch den Wahrgläubigen gemein ist, nicht zur Verantwortung gezogen werden; wenn ich, fahren sie fort, einen mit dem anderen in Vergleichung ziehen wolle, solle ich die Freydenker minder strafbar ansehen, weil sie nur ein einziges, jene aber ein zweytes Gesetz erkennen, welche beyde sie auf gleiche Art übertreten: also pflegen sich diese Leute zu schützen.

Mann wird mich nicht beschuldigen können, daß ich die Einwürfe meiner Gegner nicht getreulich angeführt: doch eben jener, den sie itzt vorgetragen haben, und der stärkste zu seyn scheint, zernichtet meine Beweise nicht im geringsten. Er giebt mir vielmehr die Gelegenheit an die Hände neue Proben beyzusetzen, und mich in die Untersuchung dieser Frage tiefer einzulassen. Es deucht mich, daß die Ungläu-

gläubigen, da sie mit der Rechtfertigung ihrer Lehre begnügt sind, ihre eigne Vertheidigung vernachläßigen. Doch sey ferne von mir, daß ich mit persönlichen Auflagen und Lastern wider sie zu streiten gedenke. Ich nehme mir nur allein ihre Denkungsart zu widerlegen vor. Aus dem Anfang und Fortgang der Ungläubigkeit hab ich bisher ein Vorurtheil wider die Ehrlichkeit ihrer Anhänger und zwar rechtmäßiger Weise festgesetzet. Dieß ist genug, wie ich erachte, damit die Ungläubigkeit in den Gemüthern deren, welche wahre Liebhaber der Tugend sind, verhasset und verschreyet werde. Allein, weil die Ungläubigen mehr entscheidende Beweise wider ihre Lehre verlangen, so muß erwiesen werden, daß die Ungläubigkeit vermög ihrer eignen Grundsätze der Ehrlichkeit einen tödtlichen Stoß versetze. So sey es dann.

Erstlich benimmt sie ihr die Stütze der Religion. Es giebt keine sittliche Tugenden, welche nicht zugleich christliche Tugenden sind, und dieses zwar theils wegen dem Befehl, welchen

chen Christus Jesus ergehen läßt solche zu üben, theils wegen den Bewegursachen, welche er uns vorträgt, damit wir zu der Ausübung dieser Tugenden ermunteret werden. Alle Lebensstände, in welche eine Gemeinde getheilet ist, finden in der heiligen Schrift ihre Pflichten angezeiget: Diese rühmet uns an und begehret von uns die Redlichkeit in dem Gewerbe, die Aufrichtigkeit in Verwaltung der Gerechtigkeit, die Treue in Besorgung der allgemeinen Gelder, die mit aller Milde vereinbarte Standhaftigkeit in Ausübung des oberkeitlichen Gewalts, die Freygebigkeit ohne Verschwendung in dem Gebrauch der Reichthümer, die Liebe gegen das Vaterland, und ohne mich in eine längere, und unendliche Abtheilung einzulassen, begehret sie alle Eigenschaften, welche einen guten Bürger auszumachen fähig sind. So gar auf die Erfüllung der einem jeden Stand eigentlichen Pflichten gründet das Evangelium die wahre Heiligkeit; und alles, was dasselbe über dieses anfoderet, beruhet in dem, daß diese bürgerliche Pflichten durch höhere Absichten gleichsam geadelt, und geheiliget seyn sollen.

Soll man nun diese Tugenden von dem hohen Rang, in welchen sie das Christenthum erhebet hat, herabsetzen? Werden sie den Menschen schätzbarer, und ehrwürdiger vorkommen, wenn diese aufhören dieselbe als göttliche Gesetze zu betrachten; werden sie einen größeren Eindruck machen, wenn sie gegen die heilsamen Grundsätze, welche die Religion den Unterweisungen der Natur beyfügt, alle Verachtung zu hegen anfangen: gewiß nicht, denn die Religion ist viel zu nothwendig um dem natürlichen Gesetz die gebührende Unterwerfung zu versichern, welche demselben die Unbiegsamkeit des menschlichen Herzens und dessen unordentliche Neigungen streitig machten. Die Religion war jederzeit die allerstärkeste Bewegursache, die man mit desto größerer Obsorge beybehalten mußte, je mehrere Ehrfurcht sie einflößete. Die Freydenkerey, da sie diese Stütze hinwegriß, läßt das Gesetz der Natur allein über, und entziehet ihr die Waffen, mit welchen es wider die Anfälle der bösen Neigungen zum Besten könnte geschützet werden: Sie entblößet dieses von den herrlichen Merkmalen der Göttlichkeit,

welche zu ihrem Schutz und Ehre zum allerdienlichsten sind: die Erfüllung desselben ist kein Verdienst mehr vor Gott: Der Mensch erkennet keinen anderen Gesetzgeber, als sein oft blindes, und verderbtes Gewissen: Er ist an die Ehrlichkeit nur durch solche Fessel gebunden, welche mit sehr leichter Mühe zerrissen werden, wenn die Religion dieselbe nicht stärker macht.

Die ächte Ehrlichkeit bestehet in dem, daß man wider einen andern nichts begehe, was wir nicht wollen, daß uns von einem anderen widerfahre; und diese schöne Regel ist auf die Liebe gegen den Nebenmenschen gegründet (a). Herrschet diese Liebe in den Herzen aller Menschen, so wird man auf dieser Erde nichts mehr von Gewaltthätigkeiten, Räubereyen, Verleumdungen, noch von anderen Lastern hören, welche die Quelle alles Unglückes, und aller Unordnung in dem gesellschaftlichen Leben sind. Ich bekenne, daß die Vernunft, und die Natur die Menschen zur Liebe und Gegenliebe einlade: alle Schrif-

(a) Rom. 13. v. 9.

Schriften, welche in diesen letztern Zeiten aus der Schooß der Freydenkerey gezeiget worden, sind mit lebhaftesten Anmahnungen zu der Liebe des Nächsten angefüllet; allein wenn die Begierde ihre Sache nur minder häßlich zu machen die wahre Ursache nicht ist, daß sie auf diese Art reden; wenn sie nicht das Gift ihrer Lehre unter dem Schutz einer schönen Sittenlehre zu verbreiten verlangen; wenn sie endlich so eifrig in der That, als sie scheinen, für die brüderliche Liebe stehen, warum erklären sie sich denn wider eine Religion, welche so erwünschliche Gebothe auflegt, so rührende Beweggründe beysetzet, und so vortrefliche Beyspiel in dieser Tugend ertheilet? Sie ist nicht zufrieden, daß sie die Menschen zur Gegenliebe aufmuntere, weil sie die nämliche Natur haben, oder, wie die Deisten sagen, von einem nämlichen Gott erschaffen sind; sie setzet noch erhabnere als die Ungläubigkeit hat und haben kann, hinzu; sie lehret, daß alle Wahrgläubige zu dem Ehrenstand der Kinder Gottes erhoben seyn, daß alle einen nämlichen Vater, welcher Gott ist, haben, daß sie eine nämliche Mutter, welche

die Kirche ist, besitzen; daß sie alle Glieder eines Körpers unter einem alleinigen Haupt sind, welches kein anderes als Christus Jesus ist; daß sie auf dieser Erde mittels eines eigenen Glaubens vereiniget, zu den nämlichen Sakramenten zugelassen, über das in den Himmel zu dem Besitz eines nämlichen Reichs berufen sind.

Es kömmt mir vor, daß Christus, da er einzig und allein sich in dem Vorhaben den Menschen eine Gegenliebe einzuflößen beschäftigte, gleichsam geforchten habe, als wenn er nicht sattsame Beweggründe hierzu gegeben hätte: Er hat vorgesehen, was man einem so heiligen Gesetz könnte entgegen setzen; damit er nun noch besser dieses Gebäude der Liebe befestigte, welche der Hauptgrund seines Evangeliums ist, hat er gewollt, daß dieselbe nicht von den Tugenden, oder Mängeln der Personen, noch von dem Guten oder Bösen, welches sie uns bezeugen können, abhienge; sondern er wollte, daß dieselbe auf alle Menschen, ohne Unterscheid zwischen Frommen und Bösen,

Freun-

Freunden und Feinden, Fremdlingen, oder Mitbürgern zu machen, sich erstrecken solle: Er selbst hat in dem Werke, kraft der Liebe, mit welcher er seinen Verfolgern und Peinigern begegnete, ausgeübet, was er anderen befohlen hat.

Welch unvergleichlicher Lehrmeister! Er ist es, welcher die vollkommneste aus allen Religionen gelehret, und nichts von seinen Lehrjüngern angefoderet hat, was er nicht zuvor mit seinem Beyspiel bestättiget hatte. Ist nun die Verachtung und Verschreyung seiner Person, und seiner Lehre jenes Mittel, kraft dessen die ungläubigen Freydenker sich schmeicheln diese wohlthätige Liebe, welche sie mit so vielen Lobsprüchen anrühmen, ausbreiten zu können? Ersehen sie nicht, daß die Lehrsätze des Evangeliums der festeste Grund der Liebe des Nächsten ist, und daß sie durch den Umsturz dieser Lehrsätze der rachsichtigen Eigenliebe jener unversöhnlichen Feindinn der Liebe des Nächsten ein freyes Feld eröffnen? denn obschon wir von der Natur eine rechtmäßige Neigung gegen unsers

sers Gleichen empfangen haben, tragen wir doch zu gleicher Zeit in dem innersten unsers Herzens eine Eigenliebe herum, welche sich als den Mittelpunkt der ganzen Welt betrachtet, und andere Menschen nur für Werkzeuge ihres Wohls ansieht, ja den Nächsten auch zu hassen anfängt, wenn er eine Hinderniß der Ersättigung ihrer Begierden ist.

Diese Eigenliebe, welche von der heiligen Schrift die Begierlichkeit benamset wird, hängt sich nicht bey einem jeden Menschen an die nämlichen Gegenstände; der Geizige bethet das Silber und Gold an: er ist fern, daß er seine Reichthümer zur Hülfe der Armen anwende; vielmehr beneidet er andere noch mehr um ihre Güter, und raubet ihnen diese hinweg, da er Gelegenheit findet: der Hochmüthige durstet nach Ehren, er bemühet sich Mitwerber, welche er fürchtet, aus dem Wege zu räumen, und den Besitzer eines Ehrenamts, nach welchen er sich bestrebet, zu hinterlisten: der Wohllüstige höret weder die Stimme der Ehrbarkeit, noch die Stimme der Gerechtigkeit; allzeit ist es die

Begier-

Begierlichkeit, welche unter verschiedenen Gestalten ihren eignen Vortheil zum Nachtheil anderer suchet.

Lasse man nur die verdammliche Wurzel ruhig stehen, sie wird die schädlichste Wirkungen hervorbringen. Es ist nicht möglich, daß man aufrichtig seinen Nebenmenschen liebe, wenn man sich selbst zu sehr liebet. Um eine gründliche Liebe zu erhalten, muß man, wie Christus Jesus gewiesen hat, den Menschen über die Natur erheben, ihn von sich selbst abschälen, ihm in dem Nächsten nicht nur einen Menschen, welcher ihm gleich ist, sondern einen Gott vorweisen, dessen Geschöpf und Ebenbild der Mensch ist; solcher gestalten muß man in einer nämlichen Liebe die Liebe Gottes, und die Liebe des Nebenmenschen vermengen, und durch das Uebergewicht der Liebe Gottes alle widrige Gesinnungen, alles natürliche Abscheuen, allen Haß, alle Eifersucht, und was immer noch andere Mißgeburten der Eigenliebe sind, erstecken.

Zweytens macht die Freydenkerey, daß die Menschen alle Furcht auf das Zukünftige verlieren, welches denn ein neuer Stoß ist, den sie der Ehrlichkeit beybringt. Es sind Leute, welche wegen langer Gewohnheit eines tugendlichen Wandels minder nöthig haben der Strafen, welche Gott dem Laster vorbehält, erinnert zu werden; jedoch ist diese Erinnerung ihnen nothwendig, um sie aus einer Schläfrigkeit, in welche auch sehr getreue Seelen manchesmal verfallen, aufzuwecken, damit sie wider die gefährlichen Versuchungen, denen sie ausgesetzt sind, aufrecht erhalten werden; es ist auch kein Mensch auf dieser Erde, so vollkommen er seyn mag, der nicht sich selbst die Anmahnung, welche Christus seinen Lehrjüngern gegeben hat, eigen machen soll: sie bestehet in diesen nachdrücklichen Worten: **Fürchtet nicht jene, welche Gewalt haben über den Körper, die Seele aber nicht zu Grund richten können; fürchtet vielmehr jenen, welcher zugleich den Körper und die Seele zu ewigen Feuersflammen verdammen kann** (a). Was

(a) Matth. 28.

Was noch mehr ist, diese, mit so sonderlichen Freyheiten begabte Seelen erkennen und glauben die Höllenstrafen weit steifer als andere; und insgemein hat nichts anderes als ein lebhafter und oftmaliger Gedanken an die göttliche Strafgerechtigkeit dieselbe zu diesem Stand der Vollkommenheit beförderet, und erst mit der Zeit ist dieser Beweggrund der Furcht denselben minder nothwendig und minder gewöhnlich geworden.

Wenn ich nun die kleine Anzahl dieser Seelen ausnehme, wird doch der meiste Haufe der Menschen mehr durch die Furcht des Zukünftigen als durch alle andere Bewegursachen gerühret; oder was ist fähiger sie von den Lastern abzuhalten als dieser Gedanken, Gott ist **Zeug, Richter, Bestrafer** aller auch geheimester Handlungen, welche ansonst einer öffentlichen Ahndung und Strafe, so schändlich sie auch seyn mögen, entgehen können, wenn sie unter den Menschen unbekannt bleiben? Allein dem scharfsichtigsten, alles durchdringenden und jederzeit offenstehenden Auge Gottes kann

nichts entfliehen, wie der heilige Chrysostomus sagt: Gott sieht alles, und was er sieht, ist mit unauslöschlichen Buchstaben in die Bücher seiner Gerechtigkeit eingeschrieben: er wird ohne Absehen auf die Personen alle Lasterhafte vor seinen Richterstuhl auffoderen, und das so scharfe, und unwiderrufliche Urtheil, welches er sprechen wird, wird durch ewige Peinen ausgeführet seyn.

Wie! sind diese Ueberlegungen nicht fähig auch die allerstärkesten Neigungen und Begierden in eine Ordnung zu bringen? Wer kann so thörricht seyn, daß er sich in die rächenden Hände eines lebenden Gottes werfen will, um ein zergängliches Vergnügen einem Unheil, welches weder Maas noch Ziel hat, vorzuziehen?

Dieser Beweggrund hat über die Menschen eine solche Stärke, daß sie gezwungen sind das Angedenken desselben von sich mit Gewalt abzutreiben, damit sie mit mehrerer Ruhe sündigen können: da es wirklich an dem ist,

daß sie ein Laster begehen wollen, wenden sie, sagt Daniel c. 13. v. 9. ihre Augen ab, daß sie nicht mehr den Himmel ansehen dürfen, dessen gerechte Urtheil sie mit Angst, Schrecken, und Scham überhäufen würde; da nun, nachdem dieser Schritt gemacht ist, lassen sie sich erst von einem gewaltthätigen Trieb einer Begierlichkeit überwinden, und stürzen sich in die ärgerlichsten Sünden und Laster.

Wenn eine freywillige Vergessenheit der Hölle so betrübte Folgen hat, was traurigere Wirkungen muß die Ungläubigkeit, welche gemäß ihres ganzen Lehrgebäudes die Hölle gar verneint, nach sich ziehen? Der Mörder, der Ehebrecher, der Räuber besorgen sich auf ihren Tod nichts mehr: warum sollen sie sich ihr ganzes Leben über jener Gelüste, welche dasselbe ihnen anerbiethet, berauben? Diese sind zwar unbillig und höchst ungerecht: allein was können die Namen der Gerechtigkeit, und der Tugend in einer Seele, die von der Liebe ihrer selbst und der zeitlichen Güter zu sehr eingenom-

genommen ist, für einen Eindruck machen, wenn bey ihr die Furcht des Zukünftigen vertilgt ist? Der Ungläubige beredet sich, daß die Werke, welche bey den Menschen als ungerechte angesehen sind, in einer andern Welt nicht bestrafet werden; er sieht, daß sie noch in dieser Welt nicht selten glücklich ausschlagen; kann er solcher gestalten mit rechtem Ernst glauben, daß sie so strafbar seyn, als man ihm vormacht? Welche Billigkeit würde sich bey dem höchsten Schiedrichter der Natur finden, so er dultete, daß das Laster ohne alle Ahndung obsiegte, und die Tugend ohne alle Hülfe unterdrücket würde? Für wahr, wenn man die Vorsichtigkeit und den Unterschied zwischen dem Guten und Bösen gar verläugnen sollte, würde es nicht so ungereimt herauskommen, als wenn man die Glaubenssätze der Ungläubigen mit jener Versicherung, die sie für das Zukünftige haben wollen, sammt der Ehrlichkeit vereinigen und zusammen reimen will.

Die Freydenkerey ist denn zu nichts taug-

lich, als daß sie den Menschen in den Abgrund

aller

aller Gottlosigkeit stürze: sie ist die Ursache jener unbegreiflichen Tollsinnigkeit der Sünder, welche ganz taub und dumm über die verdienten und zu befürchtenden Bestrafungen sind; und dieser tollsinnigen Unbesonnenheit fügt sie noch eine freywillige Bosheit hinzu, massen sie nicht einmal einen Gesetzgeber, der strafen kann, oder will, erkennet, und eben dieses macht, daß sie mit noch größerer Frechheit sündiget.

Die Ungläubigkeit selbst, da sie sich bemühete dem Menschen alle Furcht auf das Künftige zu benemmen, hat sich, und ihre Absichten nur gar zu deutlich verrathen. Lukrezius, welcher seine verderbliche Lehrsätze mit dem zierlichen Kleid der Dichtkunst angenehm zu machen suchte, erkläret sich an mehreren Stellen, warum er die Furcht der Hölle verwerfe. Sie verbreitet, sagt er (a), über unser ganzes Leben eine unruhige Verwirrung, welche daselbe unglückselig macht: in einem jeden Augenblicke stellet sie das traurige Bild des Todes

unter

(a) L. 3. Proem. l. 1.

unter die Augen, und gestattet nicht, daß der Mensch eine reine, und mit keiner Bitterkeit vermischte Freude genießen kann: den Epikur seinen Lehrmeister lobte er öfters, daß er das menschliche Geschlecht von dem schweren Joch befreyet habe, welches die Religion demselben aufgelegt hat; und dieser Mann, welcher weder eine Gottheit, noch eine Vorsichtigkeit anerkennet, stellt so gar den Erfinder einer so verdammlichen Weltweisheit (a) in den Rang der Götter. Um Lehrjünger in der Schul des Epikurs anzuwerben, war ohne Zweifel die Verheißung einer vergnügten Gemüthsruhe, welche weder der Schrecken des Todes, noch der Schauder ab dem zukünftigen Leben stören könnte, das allerbeßte Keder: unerachtet dessen hatte Lukrez anbey allzuviele Einsicht, daß er nicht merken sollte, daß eben jenes, was die Gottlosen reizet, andre, welche noch einige Liebe gegen die Tugend beybehalten, über die massen ärgere. In dem Anfang seines Gedichts (b) hat er den Mennius wider die Furcht, welche er, haben könnte, ob nicht etwa seine Vorle-

(a) L. 5. Proem. (b) L. 1. Proem.

Vorlesungen, mit denen er ihn unterrichte, Lehren der Gottlosigkeit wären, und der Weg, den er ihm bahne, die Straße zu dem Laster sey, in eine best mögliche Vorsorg zu setzen gesucht. Diese obschon höchst billige Beschuldigung sucht er von sich abzuleinen, und legt sie sehr arglistig der Religion der Heyden auf, als welche zu einigen Lastern Gelegenheit gegeben hätte: nichts destominder ließ die Weltweisheit des Epikurs das Laster ungestraft, oder verlangte doch, daß die Obsorge solche zu bestrafen allein den Menschen, welche oft die Laster loben ja belohnen sollen, überlassen werde. Dieß alleinig dienet sattsam die Schwachheit, oder vielmehr die Schande dieser Lehre ganz klar aufzudecken. Lukrez unterfängt sich dieselbe zu rechtfertigen, und setzt in seinem dritten Buch, in welchem er die Unsterblichkeit der Seele bestreitet, statt der zukünftigen Peinen die unruhigen Empfindungen eines mit Lastern beschwerten Gewissens (a). Und dieß ist nach seiner Meynung die einzige Pein der Boshaften: daher da sie auf dieser Welt durch ihre eigene

(a) Lib. 3.

eigenen Gewissensbisse bestrafet werden, haben sie in der Hölle künftig nichts zu befürchten.

Wenn dieser lateinische Dichter einige Leser durch die Zierlichkeit seiner Schreibart hat bezaubern können, sind die gefährlichen Wirkungen einer solchen angenehmen Verblendung anitzt nicht mehr zu besorgen, nachdem der Anti-Lukrez des Herrn Kardinal von Polignac an das Taglicht gestellet ist, ein Werk, welches nach allem Wunsch und Erwartung der Welt vollkommen ausgefallen ist, und den herrlichen Namen des Verfassers um so mehr verewigen wird, weil ihn ohne dem seine wichigste Amtsverwaltungen, welchen er Zeit seines Lebens obgelegen, und die hohen Ehrenstellen, welche er in aller Würde bekleidet hat, unsterblich machen. Es ist in diesem vortreflichen Gedicht die Epikurische Gottlosigkeit durch den Verfall der Sitten, und durch die Ausrottung der Tugend gänzlich überwiesen; die Religion ist wider die ungerechtesten Lästerungen, welche Lukrez ihr aufbürdet, auf das nachdrücklichste geschützet; die Vorsichtigkeit Gottes, die

Schö-

Schöpfung der Welt, die Unsterblichkeit der Seele ist durch unüberwindliche Gründe festgesetzt, und überhaupts ist das ganze Werk mit einer erhabnesten Weltweisheit, mit einer lebhaftesten und zierlichsten Dichtkunst aller Orten gezieret und auf das vollkommenste ausgeschmückt.

So unnützlich nach diesem belobten Werk die Widerlegung des Lukrezius seyn würde, so wenig schicket sich dieselbe in diese meine gegenwärtige Schrift: ich befriedige mich mit der alleinigen Anmerkung, daß es eben so viel als nichts sey, wenn man mit dem Epikur und seinen Anhängern dem Laster keinen andern Damm als die Gewissensbisse setzen will: wenn diese auf die Ueberzeugung von dem Daseyn eines Gottes, auf die Furcht seiner Urtheile, und Strafen sich nicht gründen, ist der Ungläubige befugt solche als einen eiteln Traum, und als eine Geburt kindischer Vorurtheilen anzusehen: ohne einen Gesetzgeber; und was immer für eine Bewegungskraft die Epikurer in dem Umfang der Welt ihren Luftstäubchen an-

dichten mögen, so wird doch hieraus eine unveränderliche Regel für unsere Pflichten niemals entstehen können. Das Ungefähr, welches nach ihrem Sinne die Welt sammt allen ihren Theilen gebildet hat, könnte gerecht machen, was ungerecht ist; und entgegen lasterhaft machen, was tugendhaft ist, und, gleichwie in ihrem Lehrgebäude nichts wesentlich wahr, oder falsch ist, können sie auch zwischen den Guten und Bösen keinen andern Unterscheid, als der gleichfalls ungefähr ist, zulassen. Demnach nimmt Epikur und sein spitzfindiger Ausleger Hobbesius mit einer Hand zurück, was sie mit der andern anerbiethen: sie bestrafen das Laster durch die Gewissensbisse, und da sie der Gottheit ihre Einsichtskraft, und Gerechtigkeit entziehen, tilgen sie zugleich alle Gewissensbisse.

Ich will so gar zugeben, daß auch die Atheisten diesem nagenden Gewissenswurm in dem Herzen einen Platz einraumen: wie getrauet man sich aber zu behaupten, daß dieses die alleinige Bestrafung der Schuldigen seyn solle?

Das Gesetz der Billigkeit beobachtet die Gleichförmigkeit der Züchtigung mit einer lasterhaften Mißhandlung; unterdessen bezeuget die Erfahrung, daß bey einem Sünder die Gewissensbisse um so mehr verminderet werden, um so mehr sich dessen Bosheit und Erhärtung vergrößert: nach der Weltweisheit des Epikurs verringert sich auch die Strafe nach der Maas der Laster, und um so gottloser einer ist, um so geringere Strafe hat man zu besorgen. Um der Züchtigung einer Missethat zu entgehen, ist es nach ihren Gründen eines, ob man dieselbe durch eine aufrichtige Reue abbüsse, oder die Gewissensbisse durch eine freyere Lebensart stille. Da diese beede Wege zu dem nämlichen Ziel führen, wird der zweyte, als der den bösen Neigungen weit günstiger ist, ohne Zweifel vorgezogen werden, und alle Bemühungen des Lukrez, vermög welcher er die Pein lasterhafter Seelen auf die Gewissensbisse einschränket, werden endlich diesen Zweck erreichen, daß das Laster noch gemeiner, und dieser Erdenkreis mit noch mehreren Böswichtern bevölkeret seyn wird.

Wir sind weder Jünger des Lukrez, noch des Epikurs, werden die heutigen Freydenker sagen: diese lehreten den Atheismus; wir aber verwerfen ihn; diesen kann man als eine Folge ihrer Lehre vorwerfen, daß sie das natürliche Gesetz vernichten, wir stehen vor diesem Vorwurf sicher: Wir gehen noch weiters, und, wenn nothwendig ist, daß die Uebertreter dieses Gesetzes in einem andern Leben gestraft seyn müssen, gestehen wir dieses ein. Ja nach den Grundsätzen des Lockius, daß die Materie zu denken fähig ist, werden wir nicht minder sagen, daß die Seele den Körper überlebe. Auch christliche Schriftsteller haben gedacht, wie wir; und, wenn man in den ersteren Jahrhunderten der Kirche hat behaupten können, daß die Seele körperlich sey, ohne dessentwegen ihre Unsterblichkeit zu läugnen, dürfen unsre Zweifel wegen den Unterscheid zwischen der Seele, und dem Körper unsern Glauben wegen den Peinen, welche Gott für die Ruchlosen vorbereitet hat, nicht verdächtig machen.

Dem Himmel sey Dank, die Ungläubigen kennen und erkennen heute zu Tage die Lehre ihrer ersten und berühmtesten Vertheidiger selbst nicht mehr. Aus Schamhaftigkeit erröthen sie über ihre entsetzliche Ausschweifungen, in welche sie ihre böse Sache hingerissen hat. Die durch die christliche Religion unterrichtete, und vollkommner gemachte Vernunft ziehet die Binde von ihren Augen hinweg: diese erachtet, daß ihr nicht länger mehr erlaubet sey der unläugbaren Wahrheit, welche alle Menschen die Gottheit zu erkennen zwinget, zu widerstreben: sie ist vergwißert, daß sie eine Zielscheibe des öffentlichen Fluches seyn würde, wenn sie die Gründe des natürlichen Gesetzes so offenbar bestürmen sollte; daher leistet sie dem Ansehen dieses Gesetzes alle gehorsamste Ehrerbiethung. Sie getrauet sich jenen, welche dasselbe mißhandeln, nicht zu versprechen, daß sie von aller Bestrafung frey seyn werden. Sie hat endlich (sey es aus einer Politik, oder wegen einer Ueberzeugung geschehen) ihre Lehrsätze gemilderet, damit sie in etwas erträglicher wurden.

Allein der Irrthum, man gebe ihm eine Gestalt, was man für eine wolle, kann den Platz der Wahrheit nicht behaupten: das Lehrgebäude unsrer Deisten, obschon dieses minder als jenes der Atheisten scheuzlich zu seyn scheinet, ist nichts destoweniger der Ehrlichkeit nur gar zu viel nachtheilig.

Ich bemerke anfangs, daß diese Widerrufung der heutigen Ungläubigkeit jenes, was Lukrez wegen dem Ursprung der Ungläubigkeit behauptet hat, nicht über den Haufen werfe. Es versicheret lediglich, daß Epikur sein Lehrmeister seine Lehrsätze in keiner anderen Absicht verkaufet habe, als damit er die unter dem Joch der Religion gefangen liegenden Menschen in die Freyheit stellete: die Furcht, wenn man ihm glauben will, hat die Götter in die Welt eingeführt, aber die hitzige Begierde ohne Furcht leben zu können, machte die epikurische Lehrgebäude den Gottlosen so angenehm, die nämliche Begierde brachte nach ihm unsere Ungläubige hervor. Was die Deisten immer sagen mögen, sind und bleiben sie ein Sprossen, welcher

cher aus den Atheisten des Heydenthums erwachsen ist, und sind ohne Zweifel in diesem Stücke minder einer Entschuldigung würdig, weil diese mit einigem Vortheil die damals durch tausend Aberglauben verfinsterte Religion bestreiten, wo hingegen diese so rein in dem Christenthum ist, daß eine von unordentlichen Anmuthungen befreyte Vernunft ihr den Beyfall unmöglich versagen kann; mithin bearbeitet sich die Ungläubigkeit vergeblich wider diese Absicht, welche augenscheinlich die nämliche ihrer Stifter gewesen ist, sich zu vertheidigen: kraft einer unverwerflichen Zeugschaft verbleibt es eine festgesetzte Sache, daß man die Religion nur unter dem Vorhaben die Menschen wider die Bedrohungen sicher zu stellen, und sich von einem ihren Begierden überlästigen Zaum zu erledigen, zu bestreiten angefangen habe. Diese Uebergab ist unter den Ungläubigen allzeit verblieben, und beybehalten worden, und wenn sie die Lehren ihrer allerersten Väter in einigen Stücken verbesseret haben, sind sie doch auf ihre Unabhängigkeit und Ruhe des Gemüths nicht minder als jene eiferflichtig; und bleibt

also wahr, daß man nur ein Freydenker sey, damit man in das Künftige nichts zu befürchten habe.

Das Mischmasch, und die Ungewißheit selbst, die sich bey den Ungläubigen über das zukünftige Leben äußert, legen ihre wahre Absichten ganz klar an den Tage: oder wenn sie die Unsterblichkeit der Seele in den Zweifel zu ziehen nicht gesucht hätten, warum streiten sie denn an, daß die Seele ein unmaterialisches und geistliches Wesen sey? Uebrigens werden die Sophistereyen eines Lockius jene niemals verführen, welche mit Ernst und Aufrichtigkeit das Wesen der Seele untersuchen wollen; ohne Beyhülfe eines philosophischen Lehrgebäudes ist unwiderleglich erwiesen, daß ein Gedanke und die Empfindung zwey unzertheiliche Dinge seyn; daß eine Substanz, welche keine Theile hat, ein einfaches und mithin ein unkörperliches Wesen sey, weil die Materie wesentlich aus Theilen zusammgefügt und folgsam theilbar ist.

Jene, welche mit so tiefsinnigen Gedanken nicht umzugehen gewohnet sind, haben nicht einmal diesen metaphysischen Beweiß vonnöthen: Eine wirkliche Empfindung, welche mit einer innerlichen Ueberzeugung vergesellschaftet ist, lehret sie, daß ein weit edlerer und dauerhafterer Ursprung als der Körper ist, in ihnen sey: Leute, welche von ihren Leidenschaften nicht geblendet sind, werden leicht begreifen, daß alle Einwürfe, welche man einer so lebhaften und klaren Empfindung entgegen setzt, nichts anderes als Afterschlüsse seyn.

Wenn die Ungläubigen wider uns einige Schriftsteller unsrer Kirche anführen, welche in dieser Sache von der Wahrheit abgewichen sind, so sollen sie wissen, daß eben diese wegen den Irrthümern, in welche sie verfallen sind, bey allen Christen in einem sehr üblen Ruf stehen und daß die Kirche jederzeit die Geist- und Unsterblichkeit der Seele geglaubet; und diesen wichtigen Glaubenssatz mit ausdrücklichen und aus den heiligen Büchern entnommenen Entscheidungen bekräftiget habe. Was wollen aber

die Ungläubigen in dieser Sache auf die katholische Kirche als eine Richterinn sich berufen, da sie nicht einmal der Offenbarung sich unterwerfen wollen? Sie wurden alsobald eingestehen, daß die Seele ein Geist sey, wenn sie Christen und Weltweise wären; denn nur allein wegen der Furcht und wegen dem Abscheuen, welches sie ab ihrer Unsterblichkeit haben, beneiden sie die Seele um eine Vorzüglichkeit, welche die Religion, und die Vernunft ihr einhellig zueignet.

Unterdessen was sie immer für eine Meynung von der Unsterblichkeit der Seele haben, so ist doch sicher, und gewiß, daß sie die Ewigkeit der Peinen verwerfen: dieß ist anheut der Beweis, mit welchem sie wider die christliche Religion hauptsächlich zu streiten pflegen: Es deucht sie, daß es dem Begriff, den man von einem gerechten und gegen seine Geschöpfe liebvollen Gott hat, zuwider laufe, wenn dieser dieselbe wegen einigen Sünden, die nur eine kurze Zeit dauren, ewig unglückselig machen sollte.

Man kann leicht errathen, was diese für Sünden seyn, welche die Ungläubigen zu so großem Mitleiden bewegen, und welche sie einer ewigen Bestrafung entreißen möchten; allein ihre Gedanken und Begierden gehen noch weiters, und schließen nebst den Sünden, welche den Sinnen und der Natur so gefällig sind, auch alle Ungerechtigkeiten, alle Grausamkeiten, allen Meyneid, Untreu und Schandthaten, ab welchen ein ganzes gesellschaftliches Leben schaudert, in sich ein; auch diese sind nach der Meynung der Freydenker solche Laster, welche Gott nicht ewig bestrafen kann.

Ich bin nicht gesinnt, hier eine Schutzschrift für diesen Glaubenssatz der christlichen Religion zu verfertigen: die Heyden sogar haben erkennet, daß die Vernuft an denselben gar nichts anstößiges finden könne, und obschon sie von der Schwere der Sünde jene Erkenntniß, welche das Christenthum uns ertheilet, nicht hatten, haben sie doch geglaubet, daß die Boshaften in der Hölle ewige Peinen ertragen müssen: Es sitzt, und wird in

diesen ewig sitzen der unglückselige Theseus, singt unter andern der berühmte Dichter Virgilius (a).

Ohne mich in eine Weitschichtigkeit einzulassen, frage ich nur, ob diese Lehre der Freydenker nicht höchst dienlich sey die Laster sowohl, als die Lasterhaften zu vermehren? Das allerfürchterlichste in den Bestrafungen, welche Gott uns androhet, ist die Ewigkeit: Wer kann ohne Furcht und Schrecken eine Verdammniß erwegen, welche weder eine Hoffnung, weder eine Linderung, noch ein Ende der Peinen übrig läßt, welche also für allzeit währen, und nach verflossnen unzähligen Jahrhunderten nur immer ihren Anfang nehmen wird? Die allererschrecklichsten Quaalen und Schmerzen, die empfindlichsten und verzehrenden Feuersflammen sind in Ansehung dieser Ewigkeit für nichts zu achten: Lasse man den Verworfenen eine Hoffnung, daß ihre Peinen einstens ein Ende haben werden; stecke man denselben ein Ziel der Zeit, nach dessen Verlauf sie nicht mehr werden leiden müssen;

(a) Virgil. Æneid. 6.

müssen; man wird Menschen genug finden, welche mit größter Verwegenheit sich freymüthig der Gefahr dieser ihnen vorgesagten Uebel aussetzen werden: Sie werden die Gelüsten, welche ihnen dieses gegenwärtige Leben anerbiethet, und die Freude, welche sie fühlen können, mit der künftigen Strafe vergleichen, und obschon die Freude in der That kurz ist, wird doch auch der Schmerz, welcher auf dieselbe folget, bald vorüber gehen. Unter dem Mehr und Minder ist kein wesentlicher Unterscheid; sie werden sich also auf einige Zeit unglückselig zu seyn entschließen, weilen sie den Lust um keinen andern Preis einhandeln können.

Ich bekenne zwar, daß diese Wahl sehr unweislich und sündhaft getroffen sey; allein sie ist fast unvermeidentlich, so lang man einer gewaltthätigen Begierlichkeit nichts anders entgegen zu setzen weiß, als die Furcht eines Uebels, welches ein Ende haben wird. Die Ewigkeit, welche nach den Grundsätzen der Religion nicht lang genug ist, damit die Sünde gestrafet sey, ist nothwendig, daß dem Sün-

der

der ein Schrecken eingejagt werde: Es ist wahr, daß sie ihm überlästig sey, daß sie ihn betrübe, und auf eine gewisse Art fessele; aber seine Freyheit und unerschrockenheit gereichen ihm zum größten Schaden, und die Freydenker beförderen den ohnedem Boshaften zu allen Lastern, da sie seinen Schrecken zu vermindern, seine Ketten und Bande ringer zu machen sich bemühen, und was kann denn endlich ein Mensch, welcher von der Freydenkerey über alle Flüche, Bedrohungen, und Strafen Gottes zu spotten erlernet hat, was kann ein solcher Mensch nach dem Tod fürchten?

Man wird sagen: Nachdem auch sein Glaube erloschen ist, so bleibt doch die Vernunft in ihm, um die künftigen Peinen, und die Unsterblichkeit der Seele zu erkennen hat er mehr nicht vonnöthen; es ist wahr, die zu Rath gezogene Vernunft würde ihn lehren, daß er gegen einem Glaubenssatz, welcher für einen guten Sittenwandel so nothwendig ist, alle Ehrfurcht tragen sollte; allein kann man der Freyheit zu denken nach eigenem Belieben

Grän-

Gränze seßen, und wenn die Menschen das Joch des Ansehens einmal abzuwerfen das Recht haben, wird wohl noch unter denselben eine festgesetzte, und unveränderliche Regel des Glaubens bestehen können?

Sie ziehen die Wunderwerke, sollten sie auch auf die allergründlichste Weise bestättiget seyn, in einen Zweifel; den deutlichsten Vorsagungen der Propheten ergeben sie sich nicht; die Zeugschaft einer fast unendlichen Anzahl der Martyrer zu allen Zeiten, aus allem Alter, Geschlecht, und aus allen Lebensständen beredet sie nicht; auf das Wunder einer so schnellen Einführung, und Verbreitung des Christenthums sind sie unempfindlich; sie sind Verächter einer so ehrfurchtswidrigen Religion, sie bleiben gegen alle ihre Bedrohungen unerschrocken, ungläubig gegen alle ihre Aussprüche; und eben aus diesen Gründen zählen sie die Hölle, welche das Evangelium so lebhaft beschreibt, unter die Fabeln und Märchen: Nachdem sie nun das Ansehen der Offenbarung mit Füßen getreten haben, ist zu vermuthen,

daß

daß sie sich unter das Ansehen der Vernunft mit größerer Demuth beugen werden? Werden sie einer Sache wegen natürlichen Beweggründen ehender einen Beyfall geben, was sie doch auf die Treue eines Buchs nicht glauben, dessen Göttlichkeit sie selbst einstens anerkennet haben, und welches auch an sich selbst die allerangenscheinlichste Merkmale dieser Göttlichkeit hat?

Für jenen, welcher der christlichen Religion abgesagt hat, ist alles, was zukünftig ist, ungewiß und unsicher; oder ist wohl eine Wahrheit, sie betreffe hernach das Wesen Gottes, seine Eigenschaften, oder die Pflichten eines Menschen, von welcher der Freydenker sagen kann, daß er derselben unveränderlich anhange? was sieht er vor sich, daß ihm gewißer, unstreitiger, und ungezweifelter ist, als was er hinter sich gelassen hat?

Er giebt vor, daß er aus dem Irrthum, welchen das Christenthum in ihren Geheimnissen vorträgt, gekommen sey, er will uns aber zu gleicher Zeit versichern, daß er das Daseyn

eines

eines Gottes, dessen Einigkeit, dessen unbegreifliche Vollkommenheiten, die Schöpfung der Welt, die Freyheit des menschlichen Willens, das Gesetz der Natur, die Bestrafungen, und Belohnungen in dem andern Leben glaube: allein wenn ein Atheist eben jene Waffen, welche der Freydenker wider die christliche Religion, ergriffen hat, nun wider die von einem Freydenker selbst erkannten Wahrheiten ergreifen sollte, und wollte, wurde er in dem Stande seyn diese in die Länge und mit Nachdruck zu vertheidigen? Die unbegreiflichen Dunkelheiten, welche der Deist für siegreiche Beweise wider die Offenbarung ansieht, würde sein Gegner der Atheist ebenfalls wider ihn gebrauchen können; er würde ihm in den Glaubenssätzen, welche er noch beybehält, eben so große Beschwernissen, als in jenen, welche er verwirft, zeigen können, und, weil er sich auf die Gründe seiner eignen Lehre steifet, würde er ihn zwingen, entweders handgreiflichen Widerspruch zuzulassen, oder ihn gemäß seiner Grundsätze von der Deisterey zu der Atheisterey zu übergehen nöthigen.

Welch seichter Lehrjünger in der Vernunftschule! er bejahet und verneint das nämliche wechselweis; er wählet eine Art zu vernünfteln, und verwirft sie nach der Hand, obschon er derselben sich zu bedienen fortfährt; er hat kein, und kann kein Lehrgebäude haben, dessen Theile unter einander einen richtigen Zusammenhang, und gründliche Verbindung hätten: er stehet in der Mitte zwischen dem Christenthum, von dem er abgefallen ist, und zwischen der Atheisterey, welcher er doch anzuhangen sich nicht entschließen kann; schlüßlichen, wenn er weder ein Christ noch ein Atheist seyn will, sucht er mit einer ganz fruchtlosen Mühe dasjenige auf, was er mit gänzlicher Gewißheit und Beständigkeit glauben könne: die Stärke der Wahrheit zwingt ihn das Daseyn eines Gottes, welches der Atheist verwirft, zuzulassen; jedoch weil er sich von den Folgen, welche das Christenthum aus dieser Beständniß ziehet, erschrecken läßt, stehet er auf dem Spitze dieselbe zu widerrufen: er läßt sich nach dem Ausspruch des heiligen Paulus, von jedem Wind einer Lehre herumdrehen; weilen

er nichts hat, was ihn fest hält, oder was ihn sicher führt: weil er in seinem Glaubensgebäude ganz unentschlossen ist, setzt er alle Tag einen neuen Artikel demselben hinzu, oder nimmt einen hinweg; und wenn ihm jemand mit etwas spitzfindigern Einwürfen, wie Bayle, zu setzen, und ihn in eine Verwirrung bringen sollte, wird er unschwer mit ihm halten, daß nicht allein die christliche, sondern auch die natürliche Religion, welche die erstere eingeführt hat, ein ungewißes und zweifelhaftes Wesen sey.

Ersehe man hier, was die Denkungsart der heutigen Deisten, welche dem Schein nach so hitzig für die Ehrlichkeit eiferen, für ein Ende nehme! Gott, der Mensch, die ganze Welt, die Tugend, das Laster, das gegenwärtige, und zukünftige Leben wird nach dieser ein entsetzliches Gewirr, welches unmöglich zu entwickeln ist; alles wird ein Irrgarten, aus dem man nicht mehr herausgehen kann, wenn man in denselben sich einmal begeben hat; folgsam um alles Gedräng zu vermeiden würde

jener zum allerklügsten und sichersten handeln, welcher mit den Pirrhonisten alle diese Streitfragen in dem Zweifel, und in der Ungewißheit läßt: wie wird man aber in diesen entsetzlichen Finsternissen die Beweggründe, welche die Ehrlichkeit unter den Menschen aufrecht halten sollen, ausfindig machen können? Wo ist die Liebe und die Ehrfurcht gegen die Gottheit? Wo die Hoffnung der zukünftigen Güter; wo die Furcht der zukünftigen Uebel? Wo ist die Achtung unserer Vortreflichkeit, und die Empfindung der Freyheit unsers Willens? Die Freydenkerey, da sie diesen Wahrheiten mit dem Gotteslängner theils offenbar widerspricht; theils mit dem Deisten die Waffen um selbe zu bestreiten darbiethet, schonet keinem aus allen diesen Beweggründen; alle stoßt sie um, oder macht sie zweifelhaft. Aus dem, was ich bisher gemeldet habe, ist es eine ausgemachte Sache, daß die Freydenkerey mittels ihrer Grundsätze der Ehrlichkeit recht tödtliche Streiche versetze.

Bayle antwortet für sie, und sagt, man sey unrecht daran, wenn man ihr alle diese Laster, welche ihre Anhänger lediglich begehen können, aufbürden würde. Man müsse in der Lehre, welcher die Menschen beypflichten, die wahre Beweggründe ihrer Handlungen nicht suchen; man werde diese nirgendswo, als im Geschmack, welcher sie beherrschet, finden; nirgends als in den Neigungen, welche mit ihnen gebohren sind, und die Gewohnheit in ihnen bestärket hat, antreffen: alles dieses hange von der Religion, welche sie glauben, und nach welcher sie sich bekennen, auf keine Weise ab: der Glaub an die christlichen Wahrheiten schließe auch die lebhaftesten Neigungen nicht aus, und man könne ungläubig seyn, ohne daß man lasterhaften Neigungen unterworfen sey: daher sehen wir auch Leute, fährt Bayle fort, welche von allen, was man sie fürchterliches lehret, überzeuget sind, und sich in manchen Uebungen ihrer Religion sehr getreu erzeigen, die nichts destoweniger in dem Laster, und in der Ausgelassenheit tief versenket liegen; da indessen Deisten, ja so

gar Atheisten einen ordentlichen Sittenwandel führen, und sich von den Ausschweifungen, welche die Christen ihnen als zulässig gestatten, gänzlich enthalten: die Ursache sey, daß nämlich die Beschaffenheit der natürlichen Eigenschaften, welche das allgemeine Triebrad der menschlichen Handlungen ist, gewaltsam in diesen, gelaßner in jenen herrsche: es könne dieses in einem und dem andern verschieden seyn, und die Christen auf die Tugend, die Ungläubigen nach dem Laster lenken; die Lehre aber werde an diesen Unterscheid keinen mehrern Antheil haben; und die Ungläubigkeit könne nicht beschuldiget werden, daß sie die Menschen lasterhaft mache, weilen es Ungläubige gebe, welche nicht von diesem Gelichter sind, und entgegen unzählige Christen, welche in einer schändlichsten Unordnung leben.

Dieß ist in Kürze die Denkungsart, welche Bayle auf eine sehr gekünstelte Weise in seinen Gedanken über den Cometstern entwickelt, und auf dieses läuft auch alles hinaus, was er in den Schutzschriften dieses Werkes, welches

ches der Ursprung theils seines Ruhms, theils seines Unglückes gewesen, gemeldet hat. Ich will nicht widerholen, was der hitzige Wortsdiener Jurieu wider einen wegen seinem geschickten Verstand, und vielen Wissenschaften sehr geachteten Schriftsteller dießfalls gelehret hat; ja ich bin vielmehr überzeuget, daß ein wohl gegründeter Verdacht einer zu großen Zuneigung, welche Bayle gegen Frankreich sein Vaterland getragen, ihn mehr vor den Augen seiner Mitbrüder, und der Oberkeit in Holland, als seine gefährliche Meynungen über die Religion, strafbar gemacht haben. Allein, was etwa immer für andere geheime Triebfedern gewesen seyn mögen, deren man sich bedienet hat ihm die Kanzel in Rotterdamm zu benehmen, so hat doch zu der Anklage, welche man wider ihn in den geistlichen Rathsstuben angebracht hatte, sein Werk über den Cometen den Hauptstoff gegeben. Eine solche Abhandlung kann bey keinem Richterstuhl, wo das Christenthum noch einen Platz hat, Gnade finden. Nichts ist fälscher, nichts ärgerlicher als behaupten, daß weder die Religion noch die

Gottlosigkeit einen Einfluß in die Sitten haben: wir wollen sehen, daß eine so scharfe Ahndung nicht aus einer Passion, oder aus einem übereilten Vorurtheile ergangen sey.

Wenn die Lehre, von der die Menschen überzeugt sind, durch ihre Gesetze, durch ihre Sittenlehre, und Bedrohungen dem Laster und den bösen Begierlichkeiten Schranken setzt, wenn sie die begangenen verdammet und bestraft: so muß mit mir ein jeder eingestehen, daß dieser keineswegs die Ursache solcher Ausschweifungen sey, oder seyn könne: gemäß diesem unwidersprechlichen Grundsatz, hat die christliche Religion wegen den Lastern jener, welche an sie glauben, keine Rede und Antwort zu geben, vielmehr kömmt ihr alle Ehre wegen den Tugenden zu, die ihre Lehrjünger ausüben, weilen sie diejenige ist, die solche darzu ermahnet und anführet, und selbe eine solche Vollkommenheit lehret, zu welcher sie ohne Anweisung der Religion nicht wurden gelangen können: die Verfassung und Beschaffenheit der natürlichen Neigungen und Eigen-

schaften ist gewiß die Grundfeste, oder das Triebrad dieser Tugenden nicht; denn gar oft hat man sie nicht erlanget, als nachdem man nach langem und harten Streit allen unordentlichen Lust, alle unartige Neigungen und die ganze Natur überwunden hatte. Ist in einigen zur Ausübung christlicher Tugenden eine bessere Verfassung und Beschaffenheit dieser natürlichen Eigenschaften, so stehen diese nichts destominder in einem weit höheren Rang, als daß sie der Natur können zugeeignet werden; nur eine göttliche Religion kann dieselbe in dem Herzen des Menschen bilden und erhalten: ferne sey aber von uns, daß wir die von den Christen verübten Laster dieser Religion zur Schuld legen sollten: diese verbiethet dieselbe auf das nachdrücklichste: sie hält die stärkesten Bewegursachen vor, damit man an selben das größte Abscheuen fasse: sie bedrohet jenen, welche solche begehen, die allererschrecklichsten Peinen an: was könnte sie, um das Reich der Tugend fest zu stellen, mehrer thun?

Wenn man Menschen sieht, wie es sich leider nur gar zu oft ereignet, welche einer so heiligen Religion beypflichten, und doch wegen vielen Lastern sich strafbar machen, alsdann muß man den Ursprung nicht in der Lehre, von welcher alle Laster verdammet werden, sondern in den ungezäumten Leidenschaften dieser verächtlichen Christen suchen: und dieß ist der wahre Sinn jenes Grundsatzes, den Bayle durch einen handgreiflichen Mißbrauch auf die Ungläubigkeit ziehen will: es war ihm keines erlaubet auf eine Lehre, welche den sündhaften Begierlichkeiten günstig ist, jenes zu reiben, was nur von einer Religion, welche dieselbe in gebührenden Schranken hält, kann verstanden werden: umsonst und vergeblich sucht man die Freydenkerey wegen den Ausschweifungen und Lastern, in welche sie ihre Anhänger stürzet, zu entschuldigen: alle Schande muß sie tragen; weil ihre Anhänger zu Folge ihrer Lehrsätze gehandelt haben: sie ist es, welche ihre Anhänger zur Empörung wider ein Gesetz aufgewickelt hat, so kraft des allerhöchsten Ansehens des Gesetzgebers

bers von dem Laster abgezogen hatte: sie hat dieselbe von den Geheimnissen des Christenthums abwendig gemacht, welche die kräftigsten Antriebe zu der Tugend waren: sie hat ihnen gegen die Belohnungen, welche auf die getreue Beobachtung ihrer Pflichten verheißen gewesen, einen Eckel eingeflößet: sie hat verursachet, daß selbe die heilsame Furcht ab den ewigen Peinen verlohren hatten: sie hat dieselbe gelehret, daß der Mensch von einem unvernünftigen Thier nicht unterschieden sey; und durch eine so unerhörte Lehre hat sie in ihrem Verstand den Begriff von dem Guten, und Bösen, von der Unsterblichkeit, und Freyheit der Seele gänzlich verfinsteret.

Es braucht nicht einmal so vieles um den Weg zu den Lastern den Menschen ebner zu machen, sie sind ohnehin denselben zu laufen, allzusehr bereit: nachdem nun diese Lehre den natürlichen Neigungen beygesellet worden, hat sie gar alle Damme durchgerissen, welche ihrer Gewaltthätigkeit noch einen Einhalt machen könnten; oder wer zweifelt, daß man

nicht

nicht weit leichter sündige, wenn die Sünde dem menschlichen Herzen minder häßlich an sich selbst, und minder gefährlich in ihren Folgen vorgebildet wird? Das Evangelium schildert derselben Greul mit lebhaftesten Farben ab, es stellet selbe als eine Unbild der unendlichen Majestät Gottes vor, es verdammet sie als einen Ungehorsam gegen dessen heilige Gesetze; als eine Undankbarkeit gegen die unschätzbaren Gutthaten, mit welchen uns Gott überhäufet hat, es verflucht sie als eine schändliche, und meyneidige Uebertretung der Verheißungen, welche wir ihm gemacht haben, es eröffnet unter den Füßen des Gottlosen den scheuzlichen Höllenschlund; es versperret ihm vor den Augen den Eintritt in das Paradies: nebst allen diesen Beweggründen findet man jedennoch lasterhafte Wahrgläubige, was würde es erst für ein Ansehen haben, wenn ihnen diese Bewegursachen mangelten? In was für einer Beschaffenheit müssen denn die Freydenker stehen, welche diese so starke Antriebe das Laster zu meiden, und die Tugend zu üben nicht haben, und nicht einmal haben wollen? Fürwahr,

wenn

wenn diese sündigen, folgt solches aus einem Gebrauch ihrer Grundsätze, die man ihnen eingeflößet hat; und ihr Betragen, so lasterhaft es auch immer seyn kann, ist niemal was anders, als ihre in die wirkliche Uebung gebrachte Lehre und Denkungsart: wie schädlich und verdammlich ist diese! die aus derselben entstehenden Folgen sind, welche endlich die Ehrlichkeit ganz und gar zernichten, und welche ein jeder ehrliche Mensch durch seine gute Sitten widerlegt, und nothwendig widerlegen muß. Dieser letztere Gedanken benimmt der Freydenkerey gar allen Vortheil, den sie gerne aus den schätzbaren Eigenschaften einiger aus ihren Anhängern ziehen möchte.

Bey dem Anfang dieser Frage habe ich den Ungläubigen versprochen, daß sie würden Ursache haben mit meiner Bescheiden- und Gelassenheit zu frieden zu seyn: ich halte ihnen mein Wort, und bekenne ohne Anstand, daß man unter ihnen gewiße Handlungen bemerken könne, welche nicht nur nicht zu tadeln, sondern auch, damit ich mich der Redensart des

heili-

heiligen Auguſtins bediene (a) zu loben würdig ſind, wenn man ſie den Regeln der Gerechtigkeit entgegen hält: dieſe löbliche Thaten, ſetzt dieſer heilige Vater hinzu: (er redet zwar von den Abgötterern, jedoch kann alles auf die Freydenker ausgedeutet werden) dieſe löbliche Thaten (b) ſind gleichſam die letzten Züge des Ebenbild Gottes, welche von den böſen Anmuthungen in dem Herz der Gottloſen nicht gänzlich ausgelöſchet worden; ſie ſind Menſchen, und ſie behalten noch jene natürliche Stärke in ſich, welche einer vernünftigen Seele dem Geſetz gleichförmige Geſinnungen und Handlungen eingiebt: dieſes koſtbare Ueberbleibsgen von der urſpringlichen Reinigkeit ihres Weſens, dieſe nämliche Stärke, welche in einigen Menſchen größer dann in andern ſich einfindet, iſt die Haupturſache, daß die Freydenker ſich großmüthig, gerecht, und mitleidig bezeigen.

Glaube man nur nicht, daß ſie alsdann den Grundſätzen ihrer Ungläubigkeit folgen.

Dieſe

(a) S. Aug. de Spirit. & lit. c. 27.
(b) Ibid. c. 28.

Diese lehret sie alle ihre Pflichten zu vermengen, oder vielmehr keine aus diesen zu erkennen, massen sie sich kein anderes Ziel, als ihre eigne Vergnügenheit ausstecket. Sie handeln besser, als sie glauben, und die Aufrichtigkeit ihres Herzens erhält wider die Bosheit ihrer Lehre das Uebergewicht. Wenn sie mit sich selbst einstimmig wären, und wenn die Natur nicht zuweilen die Eindrücke einer gottlosen Weltweisheit erstickete, würde man an ihnen weder eine Freundschaftlichkeit, weder eine Gerechtigkeit, weder eine Freygebigkeit, noch eine Ausübung einer anderen sittlichen Tugend erblicken.

Dieß war der empfindliche Verweiß, welchen Cicero (a) der Lehrschul des Epikurs, und des Pirrhorns gab; er schickt sich aber auf die Ungläubigkeit unsrer Tagen gar wohl: die Anhänger derselben müssen sie verdammen, wenn sie tugendhaft seyn wollen; sie würden in eitel Ebenteuer verändert werden, wenn sie sich nach den Gründen der Ungläubigkeit verhielten,

(a) De offic. l. 1. c. 2.

hielten, und würde dieß der höchste Gipfel ihres Unglückes seyn, wenn ihre Lehre allzeit einen Einfluß in ihre Sitten hätte: schätzbare und lobwürdige Thaten, welche nicht als eine Frucht, sondern vielmehr als eine Ausnahm von diesen Lehrsätzen können angesehen werden, erweißen also nichts zu ihrem Vortheil: die Freydenkerey ist dessentwegen nicht unschuldiger, weil sie einige Anhänger hat, welche, damit sie nicht lasterhaft handeln, so wohl ihr als sich selbst in dem Werke widersprechen müssen.

Uneracht aller arglistigen Griblereyen des Bayle, wird zwischen der christlichen Religion, und zwischen der Ungläubigkeit jederzeit ein Unterscheid bleiben, ein Unterscheid, welcher die einen eben so spöttlich niederschlägt, als er die andern auf das herrlichste erhöhet. Dieser Unterscheid bestehet in dem, daß das Christenthum den Verdienst von allen Tugenden der Christen erobere, ohne daß selbes wegen ihren Lastern Rechenschaft zu geben hat; wo hingegen die Freydenkerey die Schuld

aller

de aller Laster der Ungläubigen trägt, und ihre gute Handlungen zu ihrem Vortheil und Ehre nicht verwenden kann.

Die Beschützer der Ungläubigkeit werden erwidrigen, daß diese Anmerkung nicht nur nicht wider, sondern sogar für sie das Wort rede. Sie vernünfteln also: auf was immer für eine Art die Ungläubigen ehrliche Leute seyn, so sind doch nach meiner eignen Bekenntniß derer nicht wenige; dieß aber allein ist genug, daß diese Frage für uns entschieden sey; und hat bey dem sein Verbleiben, was ich immer bisher mag gemeldet haben, daß die Freydenkerey mit der Ehrlichkeit sich beßtens fügen könne.

Ich könnte antworten, daß diese Frage in dem Verstand, in welchem ich dieselbe vorgetragen habe, einzig und allein die Lehre, und nicht die Personen betreffe. Solchermassen, da ich nur die Freydenkerey in sich selbst, und in den Folgen, welche sie natür-

licher Weise haben muß, untersuchet habe, ist auch von mir gezeiget worden, daß sie aller Ehrlichkeit zuwider laufe. Ich glaube nicht, daß man meinen beygebrachten Ursachen, wenn man schnurgrad angreifen will, etwas gründliches entgegen setzen kann: wenn sie mich aber nöthigen wollen, daß ich auch wider meinen Willen sie persönlich bestreite; wenn sie mich zwingen, daß ich über ihre Ehrlichkeit mich erkläre, so sage ich frey, daß ich in einem Menschen ohne Religion keine wahre Ehrlichkeit erkennen könne.

Die Ehrlichkeit ist nicht nur allein eine sonderheitliche Neigung andern Menschen Gutes zu erweisen, und gewisse Pflichten des gesellschaftlichen Lebens zu erfüllen, sondern sie ist eine gründliche Zusammenfügung aller bürgerlichen und sittlichen Tugenden. Jener, welcher liebreich und freygebig ist, aber seine Schulden nicht bezahlet, oder sich durch unrechtmäßige Wege bereichert; jener, welcher sich zärtlich und getreu gegen seine Freunde verhält,

hält, aber unversöhnlich und rasend in Empfindung einer Unbild sich bezeiget; jener, welcher zwar die Gesetze der Gerechtigkeit ehret, da die zeitlichen Güter des Glückes dieses erfodern, doch sich an der Ehre, und an dem guten Ruhm des Nächsten sich zu vergreifen keinen Scheu tragt, dieser, sage ich, hat sogar nicht den Schein einer Ehrlichkeit an sich; ja er hat nicht einmal den ersten Grund derselben, wenn er nur jene tugendliche Werke ausübet, welche den Neigungen seines Gemüths gleichförmig und angemessen sind, übrigens aber bereitfertig stehet das Laster, zu welchem er gereizet wird, zu begehen: die Ehrlichkeit, wenn sie eine wahre Tugend seyn soll, muß in den heickelsten und schwersten Umständen fest halten, sich über alle menschliche Absichten erschwingen, und wenn es eine schuldige Pflicht erfodert, allen Eigennutz, alle Gelüsten mit Füßen treten.

Nun die Ehrlichkeit kann nicht bestehen, wenn sie nicht auf solchen Grundsätzen erbauet

ist, welche ihr als eine allgemeine Bewegursache, und als eine sichere Schutzwehr wider die Versuchungen dienen können, damit sie keine aus ihren Pflichten unterlasse. Diese Grundsätze nun gehen den Ungläubigen ab. Sie hätten diese aus der christlichen Religion zwar herholen können; allein, da sie diese verworfen, haben sie sich der nothwendigsten Beyhülfe sich in der Liebe und Uebung der Tugend fest zu setzen beraubet. Eine bey manchen aus ihnen glücklich gebildete, durch eine gute Erziehung, und klugen Umgang mit ehrlichen Leuten unterstützte Natur bewahret sie wider mehrere Laster, und ermunteret sie zu solchen Handlungen, welche ein billiges Lob verdienen; allein was für einen Staat kann man auf eine natürliche Neigung machen, welche keine richtige Regel ihres Thuns und Lassens, viel weniger eine sichere und unbewegliche Stütze an der Hand hat? Diese hat zwar den ungläubigen Freydenker eine Zeitlang geleitet; wird sie ihn aber allzeit auf diese Art führen? Auf einen nur ganz natürlichen Trie-

be war er tugendhaft, kann ihn nicht ein widriger eben so natürlicher Triebe in einem Augenblicke lasterhaft machen?

Die Hochachtung jener löblichen Thaten einiger Freydenker setze ich keinesweges beyseits; doch macht diese nicht, daß ich darum die wesentlichen Mängel ihrer Ehrlichkeit nicht sehe. Wenn ich ihre Gesinnungen über die Vorsichtigkeit, über dessen Wohlthaten, Bestrafungen; über die Natur der Seele, derselben Freyheit, und der Dauer ihres Wesens betrachte, so muß ich nothwendig fürchten, sie werden einstens die traurigen Wirkungen einer so scheuzlichen Lehre an sich erfahren. Ich zittere vor Sorge, daß nicht ihr verderbter Verstand ihr Herz gänzlich anstecke, und sich endlich entschließe, gemäß ihrer Denkungs- und Redensart zu leben und zu handeln: der Ursprung ihrer Ungläubigkeit verdoppelt meine Unruhe; und ich zweifle nicht, daß nicht die zügellosen Begierden sie, wenn es ihr Vortheil erheischet, so gar von dem Gesetz der Natur

werden abziehen; massen diese schon stark genug waren, sie von der christlichen Religion, in der sie doch erzogen, unterrichtet und bestättiget worden, abwendig zu machen.

Eine so gebrechliche und wankende Ehrlichkeit kann von den Freydenkern nicht aber von wahrhaft ehrlichen Männern angepriesen werden: sie kann einen unwissenden Pöbel blenden; aber die Vernunft, welche den Werth der Sachen kennet, und geben muß, wird ihr weder den Titel, noch die Ehre einer wahren Tugend jemals zugestehen.

Hier wäre der Ort die Freydenker zu überweisen, daß sie einen ganz unvollständigen Begriffe von der Ehrlichkeit haben, und daß das natürliche Gesetz in den von ihnen ausgestreueten Schriften, in welchen man, um den **Glauben** auszuschließen, sich lediglich an die **Sitten** hält, ganz und gar verstaltet sey; oder auf was kann man die Sitten besser als eben auf den Glauben gründen?

Unter den Lastern, wider welche man in diesen Werken sich ereifert, bleibt man bey dem Ehebruch allein stehen, und man giebt zu verstehen, daß alles, was die Rechte des Ehebandes nicht antastet, rechtmäßig, oder doch Nachsehens würdig sey. Wenn man sich auch hätte wollen begnügen lassen, mehr Abscheuen wider den Ehebruch als wider andere Laster zu bezeugen, hätte man von andern Gattungen der Unzucht wenigst also reden sollen, wie so gar die weisesten unter den Heyden geredet und gelehrt haben. Dieser ihre Sittenlehre ist eben die Sittenlehre des Evangeliums; aber alles zulassen, außer was die Bosheit eines Ehebruchs in sich schließet, dieß heißt die wahre Bewegursache des Krieges, den man wider die christliche Religion erkläret, ganz deutlich zu erkennen geben, ja es heißt anderes nichts, als in jener Materie, von der wir reden, von dem natürlichen Gesetze wirklich und auf eine unleidentliche Weise abweichen; denn dieses ist Himmelweit entfernet, daß es alles übrige, zu was eine verderbte

Natur anreizet, gestatte und gutheisse: die Regel, welche die Freydenker zur Unterscheidung des Guten und Bösen geben, und die sie nur aus dem Vortheil oder Nachtheil, den eine That dem Nächsten verursachen kann, herleiten, ist nicht hinlänglich, ja handgreiflich falsch. Die ewige Wahrheit, welche zu allen Menschen innerlich redet, unterwirft die Begierden dem Obergewalt der Vernunft. Wenn diese Begierden kein ehrbareres und erhabners Ziel, als den Wohllust haben, verbindet die Vernunft die Menschen, daß sie solche unterdrücke: das Unrecht, welches hierbey der Nächste zu erdulden hat, ist ein Umstand, welcher sie noch strafbarer macht; übrigens sind diese fleischliche Begierden auch ohne Absehen auf diesen Umstand, schon an sich selbst unbillig und sündhaft, weil die Vernunft solche nicht als zulässig anerkennet: die in der Vereinigung der Seele mit dem Leib bestimmte Ordnung kehren sie um: dieser ist Kraft seines Wesens ein Sclav; jene muß die Oberherrschaft über ihn haben; und da

sie

sie wegen einer verächtlichen und niederträchtigen Gefälligkeit dem Leibe Gehorsam leistet, an statt daß sie demselben gebiethe, setzet sie sich selbst aus ihrem edlen Rang herab, und verletzet also das natürliche Gesetz.

Was noch mehr ist. Diese Regel, welche von den Freydenkern angenommen ist, schlägt in die Ungerechtigkeit ganz nothwendig ein: eine schwache Neigung, eine nur mittelmäßige Begierde wird in einer wohl bestellten Seele der Furcht, andern einen ihr selbst unbeliebigen Schaden zu verursachen, nachgeben; wenn aber die Neigung hitzig ist, wenn die Begierde auf das äußerste steigt, und der Gegenstand eben wegen dem Rechte, welches ein anderer über denselben hat, um desto liebenswürdiger scheinet, wenn man endlich dafür hält, daß man außer diesem Leben die Glückseligkeit, zu welcher man gebohren ist, nicht zu suchen habe; so frage ich die Freydenker selbst, was denn die Furcht einer in diesen Umständen auszuübenden Ungerechtigkeit für einen

Eindruck machen soll? Wird man nicht eben diese Furcht für ein Vorurtheil halten? Wird man nicht diese Ungerechtigkeit, mit welcher so angenehme, und reizende Gelüsten verbunden seyn, für eine nur eingebildete Ungerechtigkeit ansehen? Die unordentlichen Neigungen müssen denn, wenn man anderst ihren bösen Wirkungen vorbeugen will, durch einen stärkeren Zaum zurückgehalten werden: der Mensch muß sich seinen eignen Begierden nicht überlassen, man muß, wenn sie dem gesellschaftlichen Leben niemalen schädlich seyn sollen, solche mit der Wurzel aus seinem Herzen ausrotten, und nur jenen in demselben Platz gönnen, welche der Vernunft unterworfen sind.

Es würde mir nicht schwer fallen noch andere Beyspiele von der Blindheit der Freudenker, mit welcher sie von den Pflichten der Ehrlichkeit reden, beyzubringen; allein um diese vermeinte Weltweisen zu Schanden zu machen, welche sich immer pralen, daß sie aus keinem anderen Grund von dem Christenthum abgewichen,

wichen, als daß sie mit engerer Bindniß an das Gesetz der Natur sich halten wollen, will ich nicht mehrer anführen. Sie verfälschen, mit wenigem viel zu sagen, sie verfälschen so gar das Gesetz der Natur in jenen Werken, in welchen sie solches zu erklären sich bemühen. Sie sprechen sich von ihren eignen Gebothen frey, wenn selbe ihnen zu hart vorkommen; sie sind daher eben so boshafte Ausleger, als ungetreue Beobachter des natürlichen Gesetzes.

Was Nutzen hat die Freydenkerey, da sie in den Lastern der Christen eine Entschuldigung für die Laster ihrer Anhänger sucht? Man ist nicht minder strafbar, da man Nachfolger hat, welche an dem Laster einen Antheil nehmen: ich nehme alles an, was man wider die Sitten der Wahrgläubigen, welche nicht durch die Worte und Lehre, sondern durch ihre Werke Gott verläugnen, sagen kann; und ich gebe den Ungläubigen zu, daß die Uebertreter eines Gesetzes, dessen Göttlichkeit sie erkennen, und verehren, eine billige Ursache

zu

zu glauben geben, daß sie das natürliche Gesetz nicht getreuer erfüllen würden: weil denn die Freydenker mit einem lasterhaften Christen wollen verglichen werden, so will ich eben dieser Vergleichung eine Anmerkung hinzufügen, welche alles, was zu vollständiger Erläuterung dieser Frage noch erfoderet werden könnte, beytragen soll.

Obschon das Laster in einem rechtgläubigen Menschen nicht zu entschuldigen ist, so muß man doch auf dessen Ehrlichkeit weit mehr, als auf jene eines Freydenkers vertrauen: in dem ersten ist das Laster eine Schwachheit, welcher der Glaube wiederum abhelfen kann, und viel tausendmal abgeholfen hat: die Ueberzeugung, welche in ihm ist, daß sein Betragen strafbar, und für ihn sehr gefährlich sey, ist eine Bewegursache, von welcher zu hoffen ist, daß er entweders dasselbe verbessern, oder wenigst andere Laster, welche von seiner Religion mit noch schärferen Nachdruck verdammet sind, vermeiden werde: er hat jederzeit eine sichere

Regel

Regel an der Hand, welche ihn in den Beurtheilungen des Guten und des Bösen leitet; und wenn die Stärke der Anmuthungen ihn dieser auch in wichtigen Stücken zu folgen verhinderet, so ist doch nicht zu vermuthen, daß er auch in allen andern von derselben abweichen werde. Der Ungläubige hingegen bemerkt in dem Laster, welches er liebet, anders nichts als eine ganz natürliche Folge seiner Lehre: die bösen Begierlichkeiten sind die Quellen der Freydenkerey, und die Freydenkerey stärket, erhitzet, und bevollmächtiget beßtmöglichst eben diese Begierlichkeiten: sind diese in ihrem Lauf einmal frey, so kann man nicht vorsehen, wie weit sie fortschreiten, und um sich greifen werden: was man mit Gewißheit sagen kann, ist alleinig dieses, daß keine Ausschweifung so scheuzlich sey, in welche sie den Freydenker nicht mit allem Gewalt hinschleppen wird, wenn er anderst seinen Vortheil sieht und alle seine Schritte nach seinen Grundsätzen genau und richtig machen will: seine Aufrichtigkeit, und seine natürliche Gütigkeit sind die einzige

Stütze

Stütze seiner Ehrlichkeit; aber eben diese (man kann es nicht oft genug widerholen) eben diese Neigungen hätten selbst vonnöthen, daß sie durch die Grundsätze der Religion unterstützet würden: ohne diesen Grund kann das Gebäu nicht fest stehen, und der geringste Wind einer ungezäumten Passion ist fähig selbes zu Boden zu werfen: der kostbare Vortheil aber, den der Glauben mit sich bringt, ist dieser; er erhebet jene, welche ihm Folge leisten, zu hoher Heiligkeit. Er kann in einer den Lastern ergebenen Seele die Ehrlichkeit wenigst von dem gänzlichen Schiffbruch der Sitten retten: die Freydenkerey entgegen ist dieses eigen, daß sie nach dem Verlurst der christlichen Tugenden den sittlichen Tugenden nicht das allergeringste Rettungsmittel übrig lasse.

Nöthige

Anmerkungen

über

des dritten Bandes

zweytes Stück

einer

periodischen Schrift,

der

Freymüthige

genannt.

1785.

In Zweifel ziehen oder erst untersuchen wollen,
ob man thun müsse, was die Kirche in der ganzen
Welt thut, ist die gröste Unsinnigkeit.

S. AUGUSTINUS Ep. 118.

Schon im vorigen Jahre theilte uns Johann Conrad Wohler, Buchhändler in Ulm, im Verzeichnisse seiner neuen Bücher diese wichtige Nachricht mit: Binnen wenig Tagen werden fertig: der Freymüthige, dritten Bandes zweytes Stück, 8. Ulm. 1784. — 45 kr. Diese beliebte periodische Schrift wird immer fortgesezt 2c. 2c. So lobet ein jeder Krämer seine schlechte Waaren, damit er Käufer bekomme. Laudat venales, qui vult extrudere merces. Zu Anfange gegenwärtigen Jahres trat auch diese beliebte Schrift glücklich ans Tageslicht. Auf dem Titelblatte stehen folgende lateinische Worte: In omnibus cupio sequi Ecclesiam Romanam; sed tamen & nos homines sensum habemus; ideo quod alibi rectius servatur, & nos rectius custodimus. S. Ambrosius. Das ist: Ich verlange in allem der römischen Kirche nachzufolgen; doch aber haben auch wir Men-

schen einen Sinn, und was anderswo billiger beobachtet wird, halten auch wir mit besserm Rechte. Diese Worte nun scheinen die stärksten Waffen der freymüthigen Helden zu seyn, mit welchen sie die Glaubenslehren der römischkatholischen Kirche bestreiten, und ihren sträflichen Eigensinn rechtfertigen wollen. Wo ist aber diese Stelle in den Werken des heiligen Ambrosius, welche aus vier großen Bänden bestehen, zu finden? Dieß zeigen sie nicht an, damit ihr Betrug nicht offenbar werden solle. Sie glauben vielleicht, man werde vom Nachschlagen abgeschreckt werden. Sie betriegen sich aber. Ambrosius saget in seinem Buche von den Sakramenten, der Bischof zu Mayland und die Priester pflegen den Getauften die Füße zu waschen, dieß aber geschehe in der römischen Kirche nicht, er wolle andere nicht schelten, sondern lobe nur den Gebrauch seiner Kirche, nnd seine Amtsverrichtung. Hierauf folgen die oben angeführten Worte. (1)

Aus

(1) Non ignoramus, quod Ecclesia Romana hanc consuetudinem non habeat, cujus typum in omnibus sequimur & formam: hanc tamen consue-

Aus diesem erhellet, daß Ambrosius hier blos allein vom Fußwaschen der Getauften rede. Wie schicket sich aber diese Stelle hieher? Wollen vielleicht die Freymüthigen diese alte Gewohnheit wieder erneuern?

Ganz anders redet dieser große Kirchenlehrer von den Glaubenswahrheiten und Gesetzen der allgemeinen Kirchenversammlungen. Ich gehorsame, saget er, den Schlüssen der Kirchenversammlung zu Nicäa, von welchen mich weder der Tod, noch das Schwert wird absöndern können. (2) Und so müssen alle gut katholische Christen reden. Nun weiter zum Vorberichte.

Dieser hat folgenden Anfang: „ Endlich „ liefern wir das zweyte Stück des dritten „ Bandes unsrer periodischen Schrift, noch

---

suetudinem non habet, ut pedes lavet. . . . Hoc ideo dico, non quod alios reprehendam, sed mea officia commendem. In omnibus cupio sequi Ecclesiam Romanam &c. *Lib.* 3. *de Sacram. cap.* 1.

(2) Sequor tractatum Nicæni Concilii, a quo me nec mors, nec gladius separabit. *Epist.* 32.

„ immer zu früh für Leute, die es gar übel
„ aufnehmen, daß man auf dem Wege ist,
„ die Rechte der gesunden Vernunft wieder her-
„ zustellen, und die Religion von dem Unrath
„ zu reinigen, womit sie Unwissenheit und Aber-
„ glaube entstellt, und verdorben haben. “

Die Religion der heiligen katholischen Kirche, welche Christus auf einen unbeweglichen Felsen gegründet, und von ihr bezeuget hat, daß sie die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, (3) kann unmöglich die Rechte der gesunden Vernunft verdrängen; sie kann durch Unwissenheit und Aberglaube mit Unrathe nicht verstellt und verdorben werden. Sie hat also zum reformiren und reinigen die freymüthigen Gesellen eben so wenig nöthig, als sie den Wiclef, Huß, und andere Irrgeister nöthig hatte.

Ebenda. „ Der Beyfall, den uns der klei-
„ nere, aber aufgeklärtere Theil des Publikums
„ schenket, hält uns für alle die Spöttereyen
„ und Beschimpfungen schadlos, womit gewisse
„ Leute über den Freymüthigen herfahren. “

Gott

(3) Matth, XVI. 18.

Gott Lob! daß dieser Theil der kleinere (aber nicht aufgeklärtere) des Publikums ist, denn alle, die es mit den freymüthigen Gesellen halten, haben keine andere als eine philosophische Voltärsreligion. Sie glauben nur, was sie wollen, und was ihnen nicht gefällt, halten sie für Aberglauben oder Fabeln.

Ebenda. „ Und alle diese Versuche, ihn „ zum Stillschweigen zu bringen, möchten wohl „ noch lange vergeblich seyn. “

So sey es dann: schreiben die Freymüthigen, so lange sie wollen. Die Verfechter der unüberwindlichen katholischen Wahrheit werden ihre Hände auch nicht in die Schoos legen.

Ebenda. „ Vergeblich hält uns Pater Hagiophilus eine fürchterliche Strafpredigt, „ nennt uns Heiligenfeinde, und kündiget uns „ die Rache des Himmels an, weil wir seiner „ Meynung nach nicht Ehrfurcht genug für „ den stigmatisirten Franciscus haben, und „ das Schandmärchen von seinen Wundmalen, „ womit Päbste und Franciscaner die leichtgläubige Welt hintergiengen, nicht glauben „ wollen. “

Hagiophilus hatte billige Ursache, die frechen freymüthigen Gesellen Heiligenfeinde zu nennen, und ihnen eine wohlverdiente Strafpredigt zu halten, weil sie sich nicht gescheuet haben zu schreiben, es sey eine Erfindung andächtiger und schwärmerischer Biographen, daß Christus den heiligen Franciscus in der Gestalt eines geflügelten Seraphs mit seinen fünf Wundmalen gezeichnet habe. (4) Eben dieses wollen auch die Protestanten behaupten. Diese falsche und ärgerliche Beschuldigung zu widerlegen, schrieb Hagiophilus zwo historische Abhandlungen. Eine wider die Bücherkritiker zu Leipzig, (5) die andere aber wider die Freymüthigen in Freyburg. (6) In diesen Abhandlungen behauptet der Verfasser als eine unwidersprechliche historische

---

(4) 1. B. 9. St. S. 231.

(5) Disquisitio historica, an S. Franciscus Assisias, Ordinis Minorum Patriarcha, fuerit homo insanus, & fanaticus, adversus Hagiomachos Lipsienses, Auctore Hagiophilo. 1779.

(6) Disquisitio historica, an S. Franciscus Assisias, Ordinis Minorum Patriarcha, a Christo Domino sub specie Seraphini crucifixi apparente, sacris stigmatibus fuerit insignitus. Adversus Hagiomachos Friburgenses, Auctore Hagiophilo. 1783.

sche Wahrheit, daß Christus dem heiligen Franciscus in einer Erscheinung seine fünf Wundmale eingedruckt habe. Die Gründe hiezu erhellen aus folgender Erzählung.

Der heilige Franciscus begab sich 1224. zwey Jahre vor seinem seligen Tode, in eine Einsiedlerey auf dem Berg Alverno, nnweit Florenz, um daselbst seine gewöhnliche viertzigtägige Fasten zu Ehren des heiligen Erzengels Michael zu halten. Da er nun an diesem Orte vor dem Feste des heiligen Kreuzes, zur Morgenszeit in der Betrachtung des Leidens Christi vertiefet war, und eine heftige Begierde empfand, aus Liebe und Mitleiden seinem gekreuzigten Erlöser gleichförmig zu werden, erschien ihm dieser in Gestalt eines gekreuzigten und geflügelten Seraphs. Nach dieser Erscheinung wurde seine Seele ganz mit Liebesflammen entzündet, in seinem Leibe aber erschienen die fünf Wundmale Jesu Christi; an den Händen nämlich und Füßen aus Fleisch gestaltete eisenfärbige Nägel, an der rechten Seite aber ein rothes Wundmal, aus welchem hernach öfters Blut geflossen ist. Obwohl nun

der demüthige Diener Gottes diese Wundmale gern gänzlich verborgen hätte, so konnte er doch nicht verhindern, daß dieselben nicht von seinen Gesellen, und einigen andern, mit denen er einen Umgang hatte, bemerket wurden; doch wußte niemand, woher dieselben entstanden, oder was sie bedeuten sollten; bis er endlich auf ernstliches Zusprechen seines Jüngers Illuminatus, diesem und einigen andern aus seinen vertrautesten Gesellen das Geheimniß mit großer Furcht geoffenbaret, zugleich aber glaublich verbothen hat, dasselbe vor seinem Tode sonst keinem Menschen kund zu machen.

Nachdem Franciscus den 3. Weinmonat 1226. im 45sten Jahre seines Alters sein Wunderleben geendiget hatte, kamen nicht nur 500 Ordensbrüder und die heilige Clara mit ihren geistlichen Töchtern, sondern auch eine unzählige Menge weltlicher Personen zusammen, und verehrten den heiligen entseelten Leib. Alle sahen, die meisten berührten und küßten die demselben von unserm gekreuzigten Erlöser eingedruckten Wundmale.

Alles bisher erzählte bezeugen die glaubwürdigsten Geschichtschreiber, welches sie theils selbst aus dem Munde des heiligen Franciscus vernommen, theils mit ihren Augen gesehen, theils von andern glaubwürdigen Männern gehöret haben. Diese sind Thomas von Celano, Leo, Rufinus und Angelus, Gesellen des heiligen Franciscus, und der heilige Kardinal Bonaventura, welcher, da er das Leben seines heiligen Vaters ausführlicher beschreiben wollte, vorher alles genau untersuchet, und von denen, die mit dem heiligen Franciscus gelebt hatten, eidliche Zeugnisse gefodert und erhalten hat; wie man alles dieses bey den Bollandisten (7) ausführlich lesen kann.

Es zweifelte also gleich nach dem Tode des heiligen Franciscus niemand, daß ihn Christus mit seinen Wundmalen bezeichnet habe. Nicht nur die erstererwähnten Geschichtschreiber des Franciscanerordens, sondern auch andere derselbigen Zeit, als Lukas Bischof zu Tuy in Gallizien, Vinzenz von Beauvais in Frankreich,

(7) In Actis SS. 2. Octob. p. 545. & seqq.

reich, und mehr andere hielten diese Erzählung für eine ungezweifelte Wahrheit. Eben dieser Meynung waren alle gutkatholische Geschichtschreiber der folgenden bis auf unsere Zeiten, Raynald, Fleury ꝛc. also, daß der gelehrte Bollandist Constantin Suysken sich nicht scheuet zu sagen, dieses sey eine ganz gewisse historische Wahrheit, und man könne vernünftig daran nicht zweifeln. (8) Man muß sich daher auch nicht verwundern, daß die Päbste Gregorius IX. und Alexander IV. die Wundergeschichte von den Wundmalen des heiligen Franciscus bekräftiget, und in der ganzen katholischen Kirche bekannt gemacht haben: weil jener diese Wundmale selbst gesehen, dieser aber zu gleicher Zeit lebte, und von der Wahrheit derselben gänzlich überzeuget war. Endlich hat Pabst Benedict XI. und nach ihm Sixtus V. verordnet, daß man zur Gedächtniß der Eindrückung dieser Wundmale den 17. Herbstmonats in der ganzen katholischen

Kirche

(8) Impressionem stigmatum (S. Francisci) historice certam esse, nec de ea prudenter posse dubitari. *In Act. SS. l. c. pag.* 651.

Kirche einen Festtag halten solle, (9) welches noch zu unsern Zeiten in der ganzen Welt sowohl in der heiligen Meße, als in den priesterlichen Tagzeiten geschiehet. In diesen lautet das Gebeth also: Herr Jesu Christe, der du, da die Welt erkaltet, unsere Herzen mit dem Feuer deiner Liebe anzuflammen, in dem Leibe des seligsten Franciscus die heiligen Wundmale deines Leidens erneuert hast: verleih uns gnädiglich; daß wir durch seine Verdienste und Fürbitte das Kreuz beständig tragen, und würdige Früchte der Buße wirken. Der du lebest und regierest 2c.

Wie dörfen nun die freymüthigen Gesellen so unverschämt seyn und sagen, die Erzählung von den Wundmalen des stigmatisirten Franciscus sey ein Schandmärchen, womit Päbste und Franciscaner die leichtglaubige Welt hintergiengen, und noch hintergehen. Meynen sie, die Gründe, die Hagiophilus wider sie angeführt hat, seyn falsch, warum

(9) Baronius in Notis ad Martyrol. Rom. 17. Sept.

warum widerlegen sie dieselben nicht? Schelten und Lästern heißt nicht widerlegen. Weil sie also nicht aufhören in ihren Schriften den heiligen Franciscus und andere Heilige zu beschimpfen, so kann man billig sagen, sie seyn jenem apocalyptischen Thiere gleich, welches seinen Rachen aufgesperret har, damit es Gott und jene, die im Himmel wohnen, lästerte. (10)

Ebenda. „ Vergeblich biethet Erich Ser„ vati allem seinem Witze auf, um den Frey„ müthigen nicht so fast zu widerlegen, als bey „ Leuten, die zwischen Gründen und Einfällen „ nicht zu unterscheiden wissen, lächerlich und „ verächtlich zu machen. “

Der

---

(10) Et aperuit (bestia) os suum in blasphemias ad Deum .... & eos qui in cœlo habitant. Apoc. XIII, 9. Daß von den Heiligen verächtlich reden, eine Gotteslästerung sey, lehret der österreichische Normalkatechismus S. 113. mit folgenden Worten: Fr. Wie entheiliget man Gottes Namen? Ant. .... Hauptsächlich durch die Gotteslästerung, da man von Gott, von der wahren Religion, und seinen Heiligen verächtlich redet.

Der wackere Herr Servati wird ohne Zweifel auf dieses sowohl als jenes, was nachfolget, selbst antworten, und das ridendo dicere verum freymüthig fortsetzen. Er wird ihre Lästerung widerlegen, daß die servatische Orthodoxie nicht halb so viel werth sey, als eine ehrliche, so genannte Ketzerey.

Ebenda. „ Noch ehe Servati mit seinen „ Anmerkungen zum Vorscheine kam, gab ein „ Ungenannter ein Schreiben an uns (Wien „ oder vielmehr Freyburg den 1. May 1784. „ 11. S. in 8vo.) heraus. Der Verfasser „ desselben legt uns auf den ersten sechs Sei„ ten ein Lob bey ꝛc. “

Für dieses ganz unverdiente Lob, wie ich schon anderswo angemerket habe, erhält hier der Herr Verfasser von den Freymüthigen selbst einen schlechten Dank.

Ebenda. „ Eben so wenig haben wir die „ Wahrheit der katholischen Religion irgendwo „ in Zweifel gezogen. “

Wer das Gegentheil in den Schriften der Freymüthigen nicht sieht, ist blind, ja stockblind.

Ebenda

Ebenda in der Note. „ Es kömmt freylich darauf an, was man unter katholischer „ Religion versteht. Wenn Intoleranz, wenn „ Hildebrandismus, und päbstliche Allgewalt, „ wenn Monachismus und ähnliche Dinge „ dazu gehören; welcher Mann von Einsicht „ konnte ein wahrer Katholik seyn? Aber zwischen römischmönchischer und katholisch„ biblischer Religion ist doch wohl ein großer „ Unterschied. “

Was ist doch dieß für ein unsinniges Geplauder? Wissen dann die freymüthigen Gesellen nicht, daß katholisch so viel als allgemein heisse, und daß diese Allgemeinheit eines jener Zeichen sey, durch welche die wahre allein seligmachende christliche Religion und Kirche von andern falschen Religionen unterschieden wird, die sich auch christlich nennen? Durch die Intoleranz verstehen sie glaublich die Lehre der katholischen Kirche, daß man ausser derselben die ewige Seligkeit nicht erlangen könne. Ist dem also, so sind sie Indifferentisten, und keine katholische Christen. Was soll aber der Hildebrandismus seyn?

Wollen

Wollen sie sagen, der heilige Pabst Gregor VII. der zuvor Hildebrand hieß, habe etwas wesentliches in der katholischen Religion geändert, so sind sie boshafte Lästerer. (*) Die päbstliche Allgewalt ist ein Gedicht. Der Pabst hat keine andere Gewalt, als die ihm Christus in der Person des heiligen Petrus gegeben hat, dessen wahrer Nachfolger er ist, und dieß ist

(*) Sind diese Herrn nicht die niederträchtigsten Nachbether Luthers und seiner Anhänger? Wie oft ist Gregor der VII. schon gerechtfertiget worden? Hätten sie das Werkchen: wer war Gregor der VII.? Wer war er nicht? gelesen, wurden sie sich schämen, daß sie mit so bübischen Ausdrücken aufgezogen sind. Es ist nun ein weitschichtigeres Werk im Drucke erschienen, welches die Untreue protestantischer Geschichtschreiber, wie auch des Verfassers der Geschichte Deutschlands (Herrn Archivarius Schmids) so handgreiflich entdecket, daß man aller gesunden Kritik vorsätzlich wuß entsagt haben, wenn man Gregor den siebenten, für den halten will, wie er von unkatholischen Schribenten geschildert wird. Wer unpartheyisch denkt und eine gesunde Kritik besitzt, wird Gregorn dem VII. das Prädikat Groß eben so wenig als Gregorn dem Großen absprechen.

eine Glaubenslehre. In was aber diese Gewalt bestehe, habe ich schon anderswo gezeigt. Was soll endlich Monachismus, und römisch-mönchische Religon heissen? Glauben Dann die Mönche was anders, als was die ganze katholische Kirche glaubet? Beweis her! oder sie sind abermal, und bleiben ausgeschämte Lästerer. Katholichbiblisch wollen auch alle Irrlehrer und Irrglaubige seyn: weil sie nichts glauben, als was in der Bibel steht, die aber ein jeder nach seinem Kopfe ausleget. Und solche Biblischkatholische sind auch die Freymüthigen, wie hier aus ihren Worten erhellet. Diese sollten, anstatt von der Religion zu schreiben, noch ein paar Jahre mit den Normalschülern der katechetischen Lehre beywohnen, wo sie aus dem großen österreichischen Katechismus hören würden: S. 2. Durch die Religion versteht man die Erkenntniß Gottes, wie auch die Art Gott zu verehren und anzubethen. S. 3. Die Bekenner falscher Religionen sind von verschiedener Gattung. Einige . . . . Andere nehmen einige wirklich von Gott herrührende Offenbarungen wohl an, sie verstehen sie aber,

ber, und legen solche nach ihrem eige-
nen Sinne aus; man nennet sie: Irr-
glaubige, Ketzer. Ebenda. Die Beken-
ner der wahren Religion, das ist, die
Rechtglaubigen, nehmen sämtliche gött-
liche Offenbarungen an, wie sie von Gott
sind, sie mögen in der Bibel geschrieben
seyn oder nicht, wenn solche nur die Kirche
vorstellt, welche Christus gestiftet hat,
und welche die Säule und Grundfeste
der Wahrheit ist. 1 Tim. III. 15. Und
diese sind die katholischen Christen. S. 34.
Christkatholisch glauben heißt, alles für
wahr halten, was Gott geoffenbaret hat,
und was die Kirche zu glauben vorstel-
let, es sey geschrieben oder nicht. So
lehret der österreichische Katechimus, und mit-
ten in der vorderösterreichischen Stadt Freyburg
erkühnet man sich das Gegentheil zu lehren.

Ebenda. „ Die Fragen über den Artikel von
„ der Unfehlbarkeit der Kirche haben wir nicht
„ nur Herrn D. Merz, sondern allen katholi-
„ schen Theologen vorgelegt, in Hoffnung, es
„ werde etwa einer oder der andere über kurz

„ oder lang darauf Rücksicht nehmen, und diese
„ so wichtige Materie genauer und deutlicher,
„ als bisher geschehen ist, aus einander setzen.„

Was braucht es erst jetzt auseinander setzen? Die Unfehlbarkeit der Kirche hat bey allen Katholischen schon längst ihre Richtigkeit. Denn wäre die Kirche nicht unfehlbar, so wäre man auch nicht schuldig alles zu glauben, was sie uns zu glauben vorstellet, welches wir doch zu zu thun schuldig sind, wie schon oben bewiesen worden. Auf dergleichen Fragen und Einwürfe muß man den Irrlehrern antworten, welches die katholischen Lehrer schon genau und deutlich genug gethan haben, nicht aber den Katholischen, für welche die freymüthigen Gesellen wenigst noch angesehen seyn wollen. (*)

Ebenda. „ Sind wir nicht durch Vernunft
„ und Offenbarung verpflichtet, die Religion
„ zu prüfen? Was heißt die Religion prüfen an=

(*) Herr D. Merz hat in seiner Weihnachtpredigt auf das Jahr 1784 wirklich alles so auseinander gesetzt, daß ihn auch Leute, die recht harte Köpfe haben, verstehen müssen.

„ anders, als untersuchen, ob sie die wahre
„ sey? “

Dieß kann man allein von den Irrglaubigen sagen, welche nach der Vernunft und Schrift an der Wahrheit ihrer falschen Religion zweifeln können; oder auch von den Unglaubigen, denen es zu prüfen erlaubt ist, welche aus den verschiedenen christlichen Religionen die wahre sey: nicht aber von den Christen, welche die wahre katholische Religion schon angenommen haben. Denn diese können vernünftig und ohne schwere Sünde an der Wahrheit derselben nicht zweifeln. Kömmt aber ihr Zweifel aus Abgange eines genugsamen Unterrichts her, so müssen sie sich von ihren Seelsorgern besser unterrichten lassen, und glauben, was ihnen die Kirche zu glauben vorträgt.

Ebenda. „ Eine Religion, welche blinden
„ Glauben fodert, verräth offenbar ihre
„ Schwäche. “

Ein blinder Glaube kann auf zweyerley Art verstanden werden. 1. Wenn man etwas unvernünftig und ohne Ueberzeugung glaubet. 2. Wenn man etwas glaubet, so zwar den menschlichen Verstand übersteigt, an dem man aber

doch wegen glaubwürdiger und unfehlbarer Wahrheit dessen, der es bezeuget, vernünftig nicht zweifeln kann. Und so ist der katholische Glauben beschaffen, welcher daher kein Prüfen und Nachforschen mehr nöthig hat. Lasset uns abermal den österreichischen Kathechismus anhören: S. 35. Man muß glauben, was Gott geoffenbaret hat, weil Gott die ewige Wahrheit und unendliche Weisheit ist, welche weder kann betriegen, noch betrogen werden kann. S. 36. Der katholische Christ glaubet der Kirche, wenn sie etwas zu glauben vorstellet, es sey geschrieben oder nicht; weil Christus die Kirche, (Luc. X. 16. Matth. XVIII. 17.) welche die Säule und Grundfeste der Wahrheit ist, (1. Tim. III. 15.) zu hören befohlen hat.

Ebenda. „ Ich rede von Bezweiflung sol„ cher Religionslehrern, ohne welche Rechtschaffenheit des Herzens, standhafte Tugend „ in diesem Leben und zuverläßige Hoffnung „ der Glückseligkeit auf eine Zukunft wohl be„ stehen kann. “

Was

Was sind dieß für Religionslehren? Sind es Glaubenslehren, die Gott in der Schrift oder durch seine wahre Kirche geoffenbaret hat, so darf man nicht daran zweifeln: und wer es thut, kann weder Rechtschaffenheit des Herzens, noch standhafte Tugend, viel weniger aber zuverläßige Hoffnung zur ewigen Glückseligkeit haben.

Ebenda. „ Ich forsche schon lange nach „ Wahrheit und Licht, und siehe, es ist noch „ nicht viel heller in meiner Seele geworden ꝛc. ꝛc. “

Alles dieses kann und darf ein wahrer katholischer Christ nicht sagen, wenn er nicht vom wahren Glauben abtrünnig werden will. So reden nur die neuen Philosophen, welche nach ihrem Vorgeben beständig die Wahrheit suchen, und doch niemals finden. Gar schön redet hievon der berühmte Maßillon: Die Zweifel, saget er, und die Untersuchungen, welche den Stolz erregen, verschliessen vielmehr die Augen vor ihrem Lichte, als daß sie dasselbe näher zu uns bringen sollten .... Der Gehorsam des Glaubens ist die Quelle des Lichtes. Je mehr man seine

Vernunft brauchen will, desto mehr verirret man sich. Je mehr man zweifelt, desto mehr läßt Gott zu, daß sich die Zweifel mehren. Wenn die Vernunft einmal von dem rechten Wege abgewichen ist, so kann sie nichts mehr aufhalten. Je weiter sie fortgeht, desto mehrere Abgründe bereitet sie sich. Die Irrlehre, welche anfangs schüchtern und furchtsam ist, nimmt von Tage zu Tage immer mehr zu, und beobachtet bey ihrem Wachsthume weder Maaß noch Ziel. Anfangs machte sie sich nur an die vermeynten Mißbräuche der Religion, nachher hat sie die Religion selbst angegriffen. (11) Merket es ihr freymüthigen Gesellen!

Ebenda. „ So ein bequemes Ding es seyn „ mag, alles, was im Katechismus oder im „ Compendium steht, wenn man es anders „ von sich erhalten kann, blindlings anzuneh„ men, ists aber auch recht und gut?

Hier

(11) Fastenpredigt. I. Theil, S. 181.

Hier sieht man, was diese öffentlichen Lehrer zu Freyburg auf die im österreichischen Katechismus enthaltenen katholischen Glaubenslehren halten. O Schande für die katholische bisher so berühmte hohe Schule daselbst!

Ebenda. „ Befiehlt uns nicht selbst die „ Schrift, alles zu prüfen, und nur das „ Gute zu behalten? “

Ja: dieses schrieb der heilige Paulus 1. an die Thessaloniker K. 5. Schrieb er aber auch, sie sollen die Glaubenslehren, die er ihnen geprediget hat, abermal prüfen? Schrieb er ihnen, sie sollen noch untersuchen, ob die Lehre der von Christo gestifteten Kirche wahr sey, oder nicht? Dieß schrieb er nicht, und konnte es nicht schreiben; weil er selbst die Kirche Christi die Saul und Grundfeste der Wahrheit genennet hat. Was die wahre und apostolische Kirche einmal geprüft und entschieden hat, haben einzelne Glieder der Kirche nicht mehr zu prüfen: diese wurden auf ihr fehlbares Urtheil ein größeres Vertrauen setzen, als auf das untrügliche Urtheil der Kirche Christi, und ihres göttlichen Stifters.

Es gab eben schon zu den Zeiten der Apostel Irrlehrer, Sektirer, Betrüzer, Schwärmer, die wahre Wölfe waren, aber in Schafskleidern erschienen: sie gaben sich für Apostel und ihre Lehren für eine apostolische aus: der Apostel ermahnte also die Christen, sie sollen wohl prüfen, ob alles mit der von ihm vorgetragenen Lehre überein komme: sollten sie finden, daß sie böse und falsche Lehren mit den guten vermischen, so sollten sie die gute behalten, die falsche aber uud widerapostolische verwerfen. Die Lehre der apostolischen Kirche wieder zu prüfen, gestattete ihnen Paulus keineswegs. Ein jeder hat zwar das Recht Kirche mit Kirchen zu vergleichen und zu prüfen, was für eine die Merkmale der Göttlichkeit und Apostolizität an sich habe: nachdem aber einer entdecket hat, daß die katholische allein alle Kennzeichen der Wahrheit an sich habe, daß diese allein einig in der Lehre, heilig, allgemein, apostolisch und wunderthätig sey, so hat der Rechtgläubige nichts anders zu thun, als zu glauben, was ihm diese einige, heilige, allgemeine, uralte, apostolische, allzeit daurende und sichtbare, mit so vielen Wundern verherrlichte

lichte Kirche zu glauben vorhält. Die wahre Kirche prüfet alles aufs strengste statt ihrer Glieder: und wer der prüfenden und entscheidenden Kirche nicht glaubt, ist nach dem Ausspruch ihres göttlichen Stifters für einen Heyden und öffentlichen Sünder zu halten. Wenn die Freymüthigen dieses so simple System nicht begreifen, so wurde sich die Normalschul weit besser, als der Lehrstuhl für sie schicken. Wer sie für katholische Lehrer hält, muß doch sehr kurzsichtig und einfältig seyn. Sie sind nur blinde und niederträchtige Abkopirer protestantischer Authoren, die man schon vor mehr als 200 Jahren widerlegt hat. Hören wir sie weiter.

„ Es kann einer z. B. die Unfehlbarkeit „ der Kirche in Zweifel ziehen, ja sie wohl gar „ läugnen, und dessen ungeachtet ein gehorsamer Unterthan, ein arbeitsamer Bürger, „ ein guter Hausvater, ein getreuer Gatte, „ ein edler Menschenfreund seyn. “

Dieß mag seyn, aber ein wahrer Katholik kann er nicht seyn, und folglich auch (ausser im Falle einer unüberwindlichen und ganz unsträf:

sträflichen Unwissenheit, die bey einem so hell schimmernden Lichte bey unzähligen keinen Platz finden kann,) kein Erb des Himmelreichs. Ein Gott, ein Glaub, eine Tauf. — Wer nicht glaubet, ist schon verurtheilt. — Wer die Kirche nicht hört, ist einem Heyden gleich, sind Aussprüche, die immer in den göttlichen Büchern werden zu lesen seyn, und unerachtet aller Aufklärung und Toleranz unveränderlich bleiben werden. Auch unter Heyden gab es einige gute Bürger, Hausväter und getreue Gatten. Ein gutes Naturel und eine gute Erziehung vermögen viel: aber dergleichen Tugenden sind ohne Christenthum nur philosophische und ganz natürliche Tugenden: zur Erlangung einer übernatürlichen Glückseligkeit sind sie bey weitem nicht hinreichend. Wie schlau wissen diese Herren die Sache anzugehen, um das Heydenthum und den Naturalismus nach und nach einzuführen? Man hat meines Erachtens die Freymüthigen zuerst zu Christen zu machen, ehe man sie zu Katholiken machen will. Man redet ohne hin schon wirklich sehr laut davon, daß sich die Zahl der

So:

Socinianer und Freymaurer zu Freyburg gar sehr vergrößere.

Sie lassen sich zwar eben auf diesen Blättern verlauten. „ Zum Glück wissen sie gewiß, „ und fühlen es in ihrem Herzen, daß sie Gott „ über alles, und ihren Nächsten, wie sich „ selbst, lieben müssen: dieß wollen sie vor„ züglich beobachten, und sich stets bereichen, „ so viel gutes in der Welt zu stiften, als „ möglich ist, das übrige sey Gott heimgestellet.

Wie andächtig auf einmal: allein ist nicht alles Betrug und Heucheley? Kann man dann Gott über alles lieben, wenn man das aller erste Geboth Gottes so schwerlich verletzt, die Kirche Gottes lästert, ihr die Unfehlbarkeit streitig macht und ihre Dogmen in Zweifel zieht oder gar verneint? Kann man den Nächsten lieben, wie sich selbst, wenn man ihn ärgert, ihn im Glauben schwächt, wenn man das Band der Einigkeit zu zerreissen trachtet, und in der Religion alles zu verwirren sucht? Können dann Bestürmer der Kirche Gottes, werden Verführer und Seelenmörder ihren Nächsten lieben können, wie sich selbst? Wer sagt,

er liebe Gott, und hält seine Gebothe nicht, ist ein Lügner, sprach schon längst derjenige, der die wesentliche Wahrheit ist. Wenn die Freymüthigen gesagt hätten: wir wollen mit unsern allirten Illuminaten und Freydenkern so viel böses in der Welt stiften, und die geoffenbarte Religion so tief herabsetzen und sie so in Verachtung bringen, als uns möglich ist, so wurde ihnen das ganz Publikum gar gerne glauben, ihren heuchlerischen Worten aber wird und kann niemand, als die Dummheit selbst einen Glauben beymessen. Sie verrathen sich gar zu stark, wessen Geist sie sind?

Seite 391. machten sie diese Erklärung:

„ Unter allen Wienerschriften, die uns seit einigen
„ Jahren zu Gesicht gekommen sind, haben wir
„ noch keine mit größerer Begierde gelesen, als
„ die eyblische Abhandlung von der Ohren-
„ beichte. “

Aber warum mit so großer Begierde? Hofften vielleicht die Freymüthigen die eyblische Brochur werde die sakramentalische Ohrenbeicht in Abgang bringen? Wohl eitle Hoffnung! Eybels Mißgeburt ist wohl unterrichteten Ka-

tho-

tholiken so abscheulich in die Augen gefallen, daß es ihnen ab ihrem Anblicke grauet. Nur schlecht denkenden, schlecht lebenden, und schlechr unterrichteten Lesern hat sie gefallen können. Schalkhafte Stümmlungen der Lehren der Kirchenväter, Verfälschungen der Kirchengeschichten, Mißbrauch der Schrift, sophistische Fragen und Vorträge, einführerische Ungereimtheiten, Satyren und Spöttereyen machen ihr ganzes Wesen aus. Sie gefällt den Freymüthigen selbst nicht recht; dessen ungeachtet borgen sie Einwürfe von ihm, und die schon beantwortet waren, ehe die Freymüthigen damit aufgezogen kamen.

„ Bald nach Christi Himmelfahrt schreiben
„ sie Seite 414.) bestund die Kirche zu Jeru-
„ salem aus 10000 Seelen, die sehr oft,
„ ja, wenn man gewissen Schriftstellern glau-
„ ben will, täglich communicirten. Wie hät-
„ ten nun die Apostel bey ihrer Sorgfalt für
„ die übrigen Religions- und Kirchenangele-
„ genheiten mit dem Beichthören einer so großen
„ Menge Christen fertig werden können? —
„ Im dritten Jahrhundert waren zur Zeit des

Pab-

„ Pabstes Cornelius (*) fünf- bis sechzigtaus
„ send Christen in Rom, und nicht mehr als
„ etwa 46 Priester, wie konnten diese den
„ Beichtenden abwarten?

Wenn den Freymüthigen eine bessere Kritik, und eine größere Belesenheit in katholischen Theologen eigen wäre, wurden sie diesen Einwurf nicht erneuert haben. Ich will sie belehren. Die sich zum Christenthum bekehrten, waren entweder Juden, oder Heyden: der allergröste Theil der Neubekehrten empfieng die heilige Tauf, da sie schon erwachsen waren, und ein gesetztes Alter auf sich hatten; die vor der Taufe begangenen Sünden waren sie also nicht mehr schuldig zu beichten, weil sie durch die heilige Taufe schon nachgelassen und ausgelöscht waren: nach empfangener Taufe aber, führten die allermehresten ein so eifervolles und heiliges Leben, daß sie auch den Schatten einer Sünde verabscheuten; sie bereiteten sich täglich zur Marter, und sehr wenige waren, welche

(*) Wie alt ist also das päbstliche Amt? mich wunderts, daß er nicht Gregor den VII. zum ersten Pabst gemacht habe.

welche die in der Taufe emfangne heiligmachende Gnade verlohren haben: (*) solche Christen sind freylich nicht verbunden zu beichten. Sie können ohne Beicht würdig communiciren: käme es nur allein aufs Beichten an, so könnten noch weit weniger als 46 Priester für 60006 so heilige Christen erklecken. Fielen aber einige in größere und verdammliche Laster, so mußten sie, wenn sie anders Hoffnung zur Seligkeit haben wollten, ihre Sünden entweder öffentlich oder doch in geheim dem Schlüsselgewalt unterwerfen. Väter, Kirchengeschichte, Tradition, ganze Concilien stehen Bürge für diese Wahrheit. Es ist aber von diesem Ge-

(*) Dieses bezeugen nicht nur der uralte heilige Martyrer Justinus in seiner Schutzschrift für die Christen, und Tertullian im 1. Buche an die Völker K. 5. sondern auch Plinius der jüngere ein Heyd und römischer Landpfleger in klein Asien. 2. B. 27. Sendschreiben. Merkwürdig ist, was von der heiligen Martyrinn Blandina gelesen wird, daß sie nämlich in der Marter ihre Unschuld allein mit diesen Worten vertheidiget habe. Ich bin eine Christinn; bey uns begeht man keine Laster. Surius auf den 2. Jun.

genstande schon so viel geschrieben worden, daß man dem Leser überlästig fallen würde, wenn man sich länger dabey aufhalten sollt. Eybels Brochur, sammt jenen, die offenbare Falsarien zusammenstückelten, sind nicht nur widerlegt, sondern gänzlich zernichtet worden. Die daran zweifeln, sind an die neueste Sammlung jener Schriften die von einigen Jahren her zur Steuer der Wahrheit im Drucke erschienen sind, angewiesen. Der 10te Band enthält vorzüglich die Abhandlungen. Die apologetischen Reden, die Herr Domprediger Merz für die Ohrenbeicht im Jahre 1784 gehalten hat, sind zu Augsburg in der Josephwolfischen Buchhandlung einzel zu haben. Aus allen diesen Werken werden sie überzeuget werden können, daß ihre Frage, die sie Seite 446 setzen: „ ob die Kirche nicht weit besser daran „ thun wurde, wenn sie einem jeden die Ohrenbeicht wenigst frey ließe: “ in das lächerliche verfalle. Kann dann die Kirche frey lassen, was Gott geordnet und gebothen hat? Ich kann ihnen keine kürzere und bessere Antwort geben, als wenn ich mit der heiligen allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient (Sess. 14.)

sage:

sage: wenn jemand sagen sollt, es sey nicht nothwendig im Sacramente der Buß vermöge des göttlichen Rechts, alle und jede tödtlichen Sünden, derer man sich nach schuldiger Erforschung erinnert, auch die geheimen Sünden, und die Sünden wider die zwey letzten Gebothe, wie auch die Umstände, welche die Gattung der Sünde ändern, zu beichten; sondern eine solche Beicht sey nur nützlich zum Unterrichte und Tröstung des Büssers, und man habe sie vormals nur beobachtet um die Genugthuung nach den Bußgesetzen der Kirche aufzulegen, — der soll verflucht seyn. Kan. 7.

Wußten die Freymüthigen um diesen so klaren und feyerlichen Ausspruch der allgemeinen Kirche etwas, oder nichts? wußten sie nichts: warum unterfiengen sie sich in das theologische Fache sich hineinzuwagen, da sie die Anfangsgründe einer katholischen Theologie nicht inne hatten? War ihnen aber diese Entscheidung gar nicht unbekannt: wie können sie ohne

förmliche Heuchler und Betrüger zu machen, sich Katholiken nennen? Stände in den Händen solcher Leute das Schiffseil nicht besser, als die Feder? Wer weiß, was Joseph II. thut, wenn er von dem Charakter dieser Heuchler informirt wird. Nachdem die Freymüthigen verschiedene katholische Dogmen bestritten haben, hat man sich zu verwundern, wenn sie sich an die Benedictionen und Gebether der Kirche, an ihre Ceremonien, an die Ordensstände und andere Dinge wagen?

„ Sind die Geistlichen und Lehrer der Kirche
„ (fragen sie Seite 633) gleich den übrigen
„ Gliedern des Staats, der Majestät unter-
„ worfen, und müssen auch sie den öffentlichen,
„ bürgerlichen Gesetzen gehorchen? Diese Frag
„ ward ehedem in den katholischen Schulen
„ häufig aufgeworfen und die hildebrandische
„ Rotte hatte die Stirne, sie mit nein zu be-
„ antworten. “

Welch ausgeschämte Stirne muß jene Rotte besitzen, die sich so eine ungesittete Schreibart zur Gewohnheit macht? Sie fodern immer Toleranz und Bescheidenheit, und sie als

par-

particular Personen sind gegen die katholischen Lehrer, gegen ganze Ordensstände, gegen Bischöfe, Päbste und das ganze katholische Publikum so intolerant, so unbescheiden, daß es das Ansehen gewinnet die erste Sorge dieser Rotte habe dahin gezielet, solche Konceptisten zu wählen, denen der spöttische, satyrische und lästernde Stil zum geläufigsten ist. Vielleicht komme ich ihnen schon ganz unhöflich und intolerant vor, da ich ihnen dieß vorrücke: was wird aber das gesittete Publikum alsdann von ihnen zu denken haben, die Anlaß zu so gerechten Vorwürfen gaben? daß nicht alle Theologen und Kanonisten in Betreff der Immunität der Geistlichkeit einig gewesen, ist bekannt: sind aber alle Rechtsgelehrte, als Publicisten, Kriminalisten, u. s. w. in allen Stücken einig? Hat man darum Ursach mit Spöttereyen und Lästerungen auf sie zuzuwerfen? Immunitäten waren etlich hundert Jahre von Kaisern und Königen anerkennt und fest gesetzt, ehe Hildebrand oder Gregor VII. gebohren ward, wie kömmt dann dieser wieder in das Spiel? Ich will so gar zugeben, daß nach der Zeit einige katholische Lehrer die Sache zu

weit getrieben haben: aber hieraus folget mehr nicht, als daß nicht alle Particularlehren und Particularschulen unfehlbar in ihren Meinungen seyn. Hat man deßwegen Ursach so zu schimpfen und zu wüthen, wie es die Freymüthigen und ihres gleichen Kritiker und Brochuristen zu thun pflegen? Ich habe schon öfter gehört und gelesen: Eben diejenigen, die von den Katholiken Toleranz und Bescheidenheit zum aller heftigsten fodern, sind die allerintolerantesten und unhöflichsten gegen die Katholiken. Und es ist lautere Wahrheit. Uebrigens sagen alle katholische Lehrer, die Geistlichen seyn als Bürger des Staats dem Landesfürsten unterworfen, und müssen alle bürgerliche Gesetze beobachten, die ihrem Stande und Amte, und den Freyheiten, welche ihnen die Kaiser und Landesfürsten selbst ertheilet haben, nicht zuwider sind. Auch ein Freyherr, so gar ein Freybaur, obschon er nur eine partikularperson ist, vertheidiget seine eingestandenen und uralt hergebrachten Rechte, warum soll der so zahlreiche geistliche Stand nicht für die seinige stehn dürfen? Ist das Vertheidigungsrecht nur bey den

Geist-

Geistlichen allein ein Laster? Der obschon heydnische und sehr interessirte Pharao dacht menschlicher, erhabner von der Priesterschaft als die liebloſen Gesellen. Der Pharao ließ den Priestern ihre Güter, und machte sie von gemeinen Abgaben frey: so viel gab ihm die natürliche Billigkeit ein: wie im Buche Gen. Cap. 47. v. 22. 26. zu lesen ist. Nach den Gesinnungen der Freymüthigen und ihrer freydenkenden Rotte aber ists schon crimen læsæ, wenn sich die neutestamentische Priesterschaft um ihre von vielen hundert Jahren her festgesetzte Vorrechte und Freyheiten beeifert. Sind dieß nicht duldsame und liebvolle Gesellen? Nun müssen wieder die Päbste und die römische Kirche herhalten.

„ Regalien des heiligen Petrus (seufzen sie hönisch S. 661) „ armer Fischer, guter, ehr-
„ licher Prediger des Evangeliums und Apostel
„ Jesu Christi, wie kömst du zu Regalien?

Und wie verfielst du ungesittete Rott auf so muthwillige Spöttereyen? Die Nachfolger des heiligen Petrus, oder vielmehr die Kirche Christi kam zu ihren Gütern eben so, wie der neu-

neugebohrne Heiland zu jenen Geschenken kam, die ihm die Könige aus Morgenland zu Bethlehem gemacht haben. Der göttliche Heiland wurde zwar in der alleräusserſten Armuth gebohren; aber die Zeiten und Umstände änderten sich gar oft, und so, daß er gar keine Noth zu leiden hatte. Wie er sich nicht immer im Stande des Leidens befand, so war er auch nicht immer äusserst arm: auf das Leiden und die Verfolgungen folgte vielmehr die gröſte Verherrlichung: Kaiser, Könige und Fürsten unterwarfen sich mit gröſter Ehrfurcht ihm und seinem göttlichen Gesetze; sie betheten samt ihren Ländern und Reichen Jesum als ihren Erlöser, als ihren Gott und zukünftigen Richter im Geiste und in der Wahrheit an: kein glorreicherer Name war im Himmel, auf Erden und unter der Erden, als der Name Jesu. Jesu zur Ehre machte man die herrlichste Stiftungen, ihm zu Ehren erbaute man die prächtigsten Tempel, zu seiner Ehre machte man unschätzbare Opfer und Geschenke in allen Theilen der Welt. So wurde der verspottete, gedemüthigte, und bis zum Tod verfolgte Jesus verherrlichet. Die von Jesu Christo gestiftete Kirche hatte

fast das nämliche Schicksal; anfangs wurde sie bis zur Erstaunung verfolget: durch mehr als 300 Jahre strömte das Blut der Christen aller Orten: keine Gattung der Verfolgung war mehr zu ersinnen, die sie nicht wirklich ertragen hat. Allein die Zeiten änderten sich: nachdem Kaisern, Königen nud Fürsten das Glaubenslicht aufgegangen ist, nachdem sie die Gottheit Christi und Göttlichkeit seiner Lehre erkennet haben, nachdem sie angefangen haben ihn als ihren Erlöser, Gott, und ewigen Belohner anzubethen, war es eine ganz natürliche Folge, daß sie auch die Kirche Christi, deren Glieder sie geworden sind, auf eine ganz besondere Art ehrten; sie trugen alle nur mögliche Sorg sie zu verherrlichen, und in das gröste Ansehen zu bringen: sie machten den Nachfolgern des heiligen Petrus, als Statthaltern Christi, als ersten Vorstehern der Kirche wahrhaft königliche Geschenke, sie machten selbe, um durch Verherrlichung der Kirche, vorzüglich ihren göttlichen Stifter vor den Augen der Welt groß zu machen, und ihren Glauben an seine Gottheit und Göttlichkeit seiner Kirche an Tag zu legen. So kamen

die Nachfolger des heiligen Petrus oder vielmehr die apostolische Kirche zu ihren Regalien und Vorrechten. Mißfallen dem Freymüthigen solche Wirkungen eines lebhaften Glaubens, und thätiger Religion der christlichen Fürsten, so weis man, wie gut sie es mit Christo meinen, und wie nahe ihnen die Ehre Christi und seiner Braut am Herzen liege. Wenn man sagen sollt, ihr Geist habe mit dem Geiste des Judas Iskariots die gröste Aehnlichkeit, würde man gar zu sehr irren?

„ Ich las unlängst an einer Kirchenthüre „ angeschlagen: heute kann man eine arme „ Seele aus dem Fegfeuer erlösen (schreibt der Freymüthige im Namen seiner freymaurerischen Rotte S. 684.) „ warum wartet er „ bis auf einen Monatsonntag? Wäre ich „ Pabst, ich ließ keinen über Nacht darinn "

Hier lästern die toleranten Gesellen wieder, was sie nicht verstehen. Wenn der Pabst ganz willkührlich und ganz allein die Anwendung des geistlichen Kirchenschatzes machen könnte; so ließ sich die Sache hören: allein er ist nicht uneingeschränkter Herr darüber: er muß einen

ver-

vernünftigen Administrator und keinen unbescheidenen Verschwender machen. Gott wurde sein Betragen nicht billigen. Die Rechtgläubigen müssen mitwirken, sie müssen für andere bezahlen zu können, zuerst ihnen selbst den Schatz eigen machen; da nun der wenigste Theil der Christen (unter diesem befinden sich die Freymüthigen gewiß nicht) nur der schon wirklich, monatlich, wochentlich, und täglich ertheilten Ablaße sich eigen machet, und den mehrsten zu beschwerlich fällt die Bedingniße zu erfüllen, was wurde die noch größere Freygebigkeit der Statthalter Christi den leidenden Seelen nützen? gewinne man nur jene Ablaße: die schon sind, so wird den noch zu reinigenden Seelen gar bald und auf eine gegründete Weise geholfen seyn. Müssen sie aber auf die Hülfe der so mitleidigen und liebvollen Gesellen warten, o so Gnade ihnen Gott! da sie so geschworne Feinde der Beicht sind, wie ist zu vermuthen, daß sie zum Trost der zu reinigenden Seelen monatlich beichten und communiciren? Man siehet also aus ihrem ganzen Betragen, daß sie ihre ganze Stärke in recht muthwilligen Spöttereyen setzen. Dieß

ist

ist der Charakter ihres liebvollen, duldsamen Toleranten und aufklärenden Geistes.

Obschon in den k. k. Verordnungen die Privatwallfahrten keineswegs verbothen sind, so ziehen toleranten Männer doch wie vor Zeiten die Waldenser, Wiclefiten, Lutheraner, Calvinisten, Centurienschreiber, wie ein Hospinianus, Molinäus, Wesseltn und andere Protestanten wider die Wallfahrten in das heilige Land, nach den Grabstätten der heiligen Apostel Petri und Pauli, nach Loreto, nach Einsiedlen und andere heilige Orte, mit gröster Wuth los. Es wäre überflüssig, wenn ich alle Schimpfreden, Einwendungen und Lästerungen, welche sie, wie ihre Vorgänger, wider die Wallfahrten und heilige Orte ausstossen, widerlegen wollte; weil solches Canisius (L. 5. de Maria virgine. c. 44. Gretserus. Tom. 4. in tract. de sacris Peregr. L. 3. C. 6. Machius Orig. & Antiq. Christian. Tom 2. L. 2. §. 5.) und andere Gelehrte schon gründlich und ausführlich gethan haben. Bey all ihrer Wuth gestehen sie doch ein, daß das Wallfarten in der Kirche frühzeitig aufgekommen sey.

sey. Warum toben sie dann so dagegen, da es kein orthodoxer Bischof, kein wahrer Christ jemal mißbilliget, und Gott selbst gar oft durch unläugbare Wunderthaten bestättiget hat?

Ebenda. „ Von einer nicht geprüften An„ dacht begeistert, verliessen ganze Schaaren „ ihre bürgerliche Geschäfte, liefen hundert „ Meilen wegs, und darüber, ja selbst aus „ Europa hinaus, um den Allgegenwärti„ gen zufinden. “

Meinen dann die Freymüthigen, die heilige Helena, Mutter Konstantius des Großen, der große heilige Kirchenlehrer Hieronymus, und viele hundert andeen' welche nach dem heiligen Lande wallfahrteten, haben nicht gewußt, daß Gott an allen Orten gegenwärtig sey? Nein so dumm waren die Christen der ersten, und mittlern Zeiten nicht. Sie reiseten nicht nach Palestina, damit sie daselbst Gott fänden, sondern damit sie die heiligen Orte, wo Christus gebohren, gekreuziget, und begraben worden worden ist, besuchten, und andächtig verehreten. Der heilige Conrad Bischof zu Konstanz that dieses dreymal. Und welcher

wahre

wahre Christ kann solche Andacht tadeln? Schier ein gleiches kann man von dem Wallfahrten nach Rom sagen, wo die zween Apostelfürsten, Petrus, und Paulus Gott durch ihren Martertod geehret haben, und begraben worden sind. Die Kreuzzüge wurden angestellt, das heilige Land wider die barbarische Ungläubigen zu beschützen, oder ihnen aus den Händen zu reissen, und den daselbst gefangenen, und sehr bedrängten Christen beyzuspringen. Auch dieses kann nur ein Voltär, aber kein guter Christ schelten.

S. 686. in der Note. „ Die heilige Veronika ist nicht die einzige heilige, die niemals existirt hat. “

Ist es aber schon ausgemacht, daß niemals eine heilige Veronika, oder Verona auf der Welt gewesen sey? Wenn dem also wäre, so würde gewißlich der Gelehrte Ferrarius sie nicht unter die heiligen Italiens gesetzt haben, die berühmten, und wahrhaft kritische Bollandisten würden sie nicht heilig nennen, und von ihr, wie von andern Heiligen, auf den 4ten Tag des Hornungs Meldung thun. Eben

diese

diese Bollandisten bezeugen, daß in einem 1560. gedruckten Meßbuche eine ganze Meße zu Ehren der heiligen Veronika zufinden sey. Wie dörfen also die Freymüthigen ihre Existenz läugnen? Was giebt es aber noch für Heilige, die niemals existirt haben? Vielleicht ist eine aus diesen die heilige Catharina, wie der tübingische Professor Maichel behaupten wollte, den aber der berühmte Weißlinger zuschanden gemacht hat, daß er deßwegen aus Verdruß gestorben ist, wie mir selbst ein Lutheraner erzählet hat. Eben so unverschämt sind die Freymüthigen, da sie in eben dieser Note die ganze Erzählung von dem Schweißtuche Christi als eine Fabel ausschreyen dörfen, da doch dieses Schweißtuch die ganze Christenheit in grösten Ehren hält, wie oben erwähnte Bollandisten bezeugen.

S. 688. Handeln die Freymüthigen von den Misbräuchen, welche aus den Wallfahrten entspringen. Wenn man aber diese nur deßwegen abstellen will, weil einige dieselben misbrauchen, so muß man nicht nur alle weltliche Zusammkünften, Spaziergänge, Gesellschaf-

schaften, Assembleen, und Luftreisen, sondern auch alle öffentliche Religionsübungen verbiethen; man muß nicht nur alle Wirths- und Comödienhäuser, sondern auch alle Gott geheiligtste Kirchen zu Boden reissen, weil viele dieselben zu schweren Sünden misbrauchen.

Indessen muß man bekennen, daß gewisse Bedingniße gefodert werden, damit die Wallfahrten Gott, der Mutter Gottes, und den Heiligen gefallen, und den Wallfahrtenden nützlich seyn. 1.) Muß man keine andre Meynung haben, als Gott in seinen Heiligen zu verehren, und von ihm durch Fürbitte der Heiligen jene Gnaden zu erlangen, die für Leib, und Seel zum ewigen Heile nöthig sind. 2.) Muß man die Wallfahrten mit bußfertigem Herzen verrichten, und sich vor allem hüten, Gott bey dieser Andachtsübung zu beleydigen. 3.) Muß man an Sonntagen, und höchsten Festtagen nicht wallfahrten ohne wichtige Ursache, besonders, wenn an diesen letzten am Wallfahrtsorte selbst keine Predigt gehalten wird. 4.) Muß man zwar die Bilder der Heiligen verehren, aber nicht glauben, daß sie

in

in sich selbst eine Kraft haben, uns zu helfen, sondern unsere Verehrung muß hauptsächlich auf die Heiligen selbst abzielen, welche uns allein durch ihre Fürbitte bey Gott helfen können, wie die trientische Kirchenversammlung ausdrücklich lehret. (12) Schier ein gleiches muß man von den Leibern, Kleidern, Gräbern der Heiligen sagen, ausser daß die Leiber der Heiligen, als ein Theil derselben, für sich selbst eine Verehrung erfodern, wie ebenfalls aus der Lehre der ersterwähnten Kirchenversammlung erhellet. (13) Wir wollen hier einen treflichen Prediger unserer Zeit anhören, der unter andern von dem Gebrauche, und Mißbrauche der Wallfahrten seine Zuhörer also anredet: Fluch, und Verwünschung, und Rache über diejenigen, die aus andern, als den gehörigen Absichten hieher gekommen, die sich mit schwarzen Anschlägen einer mitternächtlichen Bosheit an diesen geheiligten Ort wagen, und das gröste auf Erden, die Religion selbst, bis zu einer Dienerinn ihrer ruchlosen Begier-

(12) Sess. 25. (13) Ibidem.

den erniedrigen. Ihr seyd durch eure Gottesräuberische Misbräuche Schuld daran, daß man so häufige Klagen über fromme, und heilsame Anstalten führet, und den Waitzen mit dem Unkraute auszureuten sich bemühet. Allein niemand lasse sich wegen Nebendingen in der Hauptsache irre machen; sonst müßte man alle menschliche Einrichtung verwerfen; denn es ist keine so klug, so ehrwürdig, wo nicht das Böse sich einzuschleichen wüßte. . . . Auch nachdem die Zeit wirklich erfüllet war, wo man den Vater nicht mehr zu Jerusalem allein, sondern überall im Geiste, und in der Wahrheit verehrte, (Johan. 4. K. 21. und 23. v.) kamen dennoch die Wallfahrten gleich in dem ersten Jahrhunderte auf die christlichen Gebräuche herüber. Welch eine Flut der Wallenden an jene heiligen Orte, die der Erlöser durch sein Leiden eingeweiht! (S. Hier. Ep. 44. edit. Paris. alias 7.) Wer weiß nicht den Eifer: mit welchen man den Gräbern der Apostel zugeeilt?

Reiche,

Reiche, und Arme, Männer, und Weiber, Sklaven, und Freye — Könige sogar liefen heran, die Fürbitee der Heiligen anzuflehen, und die Wunder zu sehen, die Gott, durch ihre Asche wirkte. (S. Chrysost. Hom. 66. ad pop. Antioch.) Man hatte nämlich von jeher dafür gehalten, daß Gott gewisse Heilige, die ihm im verborgenen auf Erden gedient, und die eine undankbare Welt verkannt, nach dem Tode auf den Leuchter sezze, und sie durch Zeichen und Wunder verherrliche. (14)

S. 689. „ Da man ohne dieß weiß, daß „ die geistlichen Herrn in der Gnadenkirche „ das Privilegium haben, von allen, auch „ von den abscheulichsten Sünden zu absolviren, „ und daß sie sehr bereitwillig sind, die drükkendste Last von den Schultern der Pilgrimme „ wegzuheben: so kömmt es auch auf ein paar „ Todsünden mehr, oder weniger nicht an.

(14) H. P. Wilh. Mercy. Präm. Ord. im Reichsstifte Roth in der Leid- und Lebensgesch. Mariä S. 10 und 11.

„ Daher läßt sich begreifen, warum so viele taw-
„ send Menschen jährlich ihre Sündenräutzchen
„ nach irgend einer Wallfahrt schleppen. Die
„ Beichtväter sind da gar traktabel. u. s. w. "

Wer hat aber dieses den freymüthigen Gesellen gesagt? Oder wissen sie es aus eigener Erfahrung? Wir wollen aber noch einmal den schon oben belobten Prediger hören. Unsre Mutter, die Kirche, sagt er, so sehr sie wünschet, daß ein jeder in seiner Pfarrkirche dem Gottesdienste beywohne, wo ein besonderer Segen über die Gemeine vom Himmel thauet, und daß die Schafe ihrem ordentlichen Hirten die Gestalt ihres Innern zu erkennen gäben, so findet sie dennoch nicht für gut, die Gewissensfreyheit so eng einzuschränken, und sie begünstiget einige ausserordentliche Beichten im Jahre, die sich zu gelegener Zeit an solchen Orten am schicklichsten ablegen lassen. (15) ... Allein man soll in seiner Pfarrgemeine dem Got-

tes-

(15) Ebendaselbst S. 12.

tesdienste beywohnen. — Ja, meine Freunde, schliesset euch fest an euere ordentliche Hirten an, und gehet niemals an einem Sonntage, und höherm Feste von euern Mutterkirchen weg; (Concil. Trid. Sess. 22. Decr. de observ.) Es ist nicht recht, sich ohne vernünftige Ursache zu entfernen, wo das göttliche Wort verkündiget, oder ein katholischer Unterricht gegeben wird (Sess. 24. Decret. de Reform. c. 4.) Dieses Verboth setzet aber eurer Freyheit keine so enge Schranken, daß ihr nicht hie, und da eine Wallfahrt unternehmen, und euern Eifer bey gewissen Feyerlichkeiten erfrischen dörfet. Das Vertrauen im Beichtstuhl ist, manchmal ohne alle Ursache, nicht in unserer Gewalt, und die Scham hat nur gar zu oft die Zunge des Sünders vor dem Angesicht eines bekannten Richters gefesselt. Es ist also ein sicherer Vortheil, ich will nicht sagen, eine Nothwendigkeit, daß in jedem Bezirke solche Zufluchtsörter dem Fremdlinge offen stehen, wo er unerkannt Muth bekömmt, die tödtlichen

Wunden seines Herzens aufzuschliessen.
S. 63. und 64.

S. 690. „ Daß Gott mit seiner Gnaden-
„ kraft an einem Orte mehr zugegen seyn wolle,
„ als einem anderm, dieß können wir nicht
„ anders, als aus seinem eignen Zeugniß
„ wissen. “

Dieses Zeugniß sind die Wunder, welche Gott an einem Orte wirket, und nicht an einem andern. Gott ist zwar überall, sagt der heilige Augustin, und jener wird in keinem Orte eingeschlossen, der alles erschaffen hat: er erhöret die wahren Anbether im Geist, und in der Wahrheit (Johan. 4. v. 23.) wenn sie ihn auch im Verborgenen anbethen (Math. 4. v. 6.) Was aber jene Gnaden anbelanget, die er den Menschen öffentlich verleihet, wer kann seine Rathschlüsse ergründen, warum er in einigen Orten Wunder wirke, in andern aber nicht? Gleichwie nämlich nach dem Zeugniß des Apostels nicht alle Heilige die Gaben der Gesundmachung haben (1. Cor. 12. 30.) so wollte er auch nicht, daß bey allen

Grä-

Gräbern der Heiligen jene Wundergeschehen sollten, die bey andern geschehen, weil er seine Gnaden einem jeden nach seinem Belieben mittheilet. (16) Und eben dieß kann, und muß man von jenen Wallfahrtskirchen sagen, in welchen Bilder der Mutter Gottes, und anderer Heiligen verehret werden, bey denen Gott durch derselben Fürbitte den Wallfahrtern besondere Gnaden mitzutheilen pflegt, und schon öfters große Wunder gewirket hat.

S. 691. „ Ich weiß wohl, daß man einfältig genug ist, sich auf einige Stellen des

(16) Ubique quidem Deus est, & nullo continetur, vel includitur loco, qui includit omnia; et eum a veris adoratoribus in spiritu, & veritate oportet adorari, ut in occulto exaudiens, in occulto etiam justificet. Verumtamen ad ista, quæ hominibus visibilijer nota sunt, quis potest ejus consilium perscrutari, quare in aliis locis hæc miracula fiant, in aliis non fiant? ..., Sicut enim, quod Apostolus dicit, *non omnes* sancti *habent dona curationum* ... ita nec in omnibus memoriis sanctorum ista fieri voluit ille, qui dividit propria unicuique, prout vult. Tom. II. edit. Paris. Epist. 78. alias 137. n. 3.

„ alten Testaments, und daselbst auf das Beyspiel Christi, der mit seinen Eltern schon im „ zwölften Jahre nach Jerusalem gieng, zu„ berufen. Allein man bedenket nicht, daß „ diese Wallfahrten ... im alten Testament „ ausdrücklich gebothen waren. u. s. w. "

Ja Bellarmin, Gretserus, und andere berufen sich auf diese Stellen. Kann man sie aber deßwegen einfältig nennen? Gewißlich nicht. Sie sagen, im alten Bunde seyn nur die Mannspersonen zu wallfahrten schuldig gewesen: und dennoch habe Anna die Gattin des Alkana jährlich eine Wallfahrt nach Silo, Maria mit Jesu und Joseph eine nach Jerusalem verrichtet. Warum soll es also auch jetzt nicht einem jeden erlaubt seyn, bisweilen an heilige Orte zu wallfahrten? (17)

S. 692. „ Ich finde Stellen, welche „ unwidersprechlich beweisen, daß ein Christ „ an allen Orten gleich kräftig und erhörlich „ bethen könne. u. s. w. "

Auf

(17) Gretf. lib. 3. cap. 3. & in notis ad notat. Molin. pag. 220.

Auf dieses hat der heilige Augustin schon oben geantwortet: es ist offenbar falsch: Erfahrung zeigt das Gegentheil.

S. 694. „ Ich denke, Tempel, und Kirchen sind nicht zu dem Ende gebaut, damit „ wir erhörlicher bethen können. “

Wenn die Tempel, und Kirchen nicht besonders zum Gebethe bestimmt sind, wenn Gott nicht geneiget ist, die Menschen daselbst eher, als an andern Orten zu erhören, warum hat Christus gesagt: (18) Es ist geschrieben; mein Haus soll ein Bethhaus genannt werden? (19) Und warum hat Gott dem Salomon versprochen, seine Augen und Ohren werden allen offen stehen, die in diesem Orte (im Tempel) bethen?

S. 695. „ Die tägliche Erfahrung, heißt „ es, *lehret* ja doch, daß Gott nur an gewissen „ Orten seine Gnaden vorzüglich ausspende. “

Ja so sagt der heilige Augustin, wie wir erst gehört haben. Und was man so oft er-

(18) Matth. 21. v. 13.
(19) Jahrgesch. der Kön. 2. B. 7. 15.

fahren hat, kann man ohne Unverschämtheit nicht läugnen. Naaman erhielt die Gesundheit nur im Fluß Jordann: in einem andern hätte er sie nicht erhalten, die Kranken wurden nur im Schwemmteiche zu Jerusalem, dessen Wasser der Engel in Bewegung setzte, geheilet: in andern an sich selbst auch kräftigern, und heilsamern Wässern, wären sie nicht gesund gemacht worden. Die von Schlangen geheckten Juden fanden nur alsdann Hilf, wenn sie sich an einem Orte befanden, an dem sie ihre Augen auf die erhöhte, eherne Schlange richten konnten. Num. 21. v. 8. 9. Den Israeliten wurde grösstentheils nur alsdann ein Muth eingeflößt, wenn sie der Arche nahe waren, die Kranken fanden gemeiniglich Hilfe, wann Christus in der Nähe war, wann Christus sie, oder sie Christum berühren konnten. Wenn ich nur den Saum seines Kleides berühren konnte, sprach jenes Weib, so würde ich gesund; sie berührte ihn und ihr wurde geholfen. Die heiligkeit des Orts, die Menge der schon erfolgten Wunder vergrößert so wohl die Andacht, als das Zutrauen in den Gnadenorten. Petrus, war immer der nämliche

Petrus,

Petrus, habe er sich da, oder dort aufgehalten: aber die Kranken erhielten nur alsdann die Gesundheit, wenn sie ihm so nahe waren, daß sie wenigst seinen Schatten berühren konnten. Vom Stab des Elisäus läßt sich das nämliche sagen. Gleichwie Gott sich die Zeit nicht bestimmen läßt, zu der er Wunder wirken soll; eben so wenig läßt er sich die Orte von seinen Geschöpfen vorschreiben, an denen er seine Gnaden vorzüglich austheilen soll. Oder wer darf ihn fragen: quare ita facis? — Er ist der Herr: und giebt, wann er will, wo er will, wie er will: und wann er will. Betragen wir Menschen uns doch eben so gegen unsere Armen, und Bitten der Nebenmenschen. Wir geben zu gewissen Zeiten, gar oft nur an bestimmten Orten, auf bestimmte Weise: wir geben einigen mehr, als den andern. Soll der Allmächtige nicht gleiches Recht haben? Daß er sich aber dieses seines Rechtes gebrauchen wollen, davon haben wir so wohl im Gesetze der Natur, als im mosaischen, und christlichen Gesetze unzählige Beyspiele. Aber was man zu allen Zeiten, bey allen Nationen erfahren hat, das macht bey dem Freymüthigen

keinen Eindruck: alles dieses ist diesen boshaften Blendwerk, Unsinn, Erdichtung, frommer Betrug.

Man beruft sich (schreiben sie S. 695) „ auf die unzähligen Mirakel, die sich auf be„ berühmten Wallfahrten von unendlichen Zei„ ten zugetragen haben, und noch zutragen; „ auf die Protocolle, worinn sie fleißig auf„ gezeichnet u. s. w. Alles dieses, meynet man, „ könne doch unmöglich eitel Blendwerk, Er„ dichtung, und frommer Betrug seyn. Gleich„ wohl ist es nicht anders. “

Wie beweisen aber die Freymüthigen, diese ihre unverantwortliche Lästerung? Ich finde keinen einzigen Beweis. Wie kann man aber Lügen, und Lästerungen beweisen? Sie schreiben alles nur den alten, und neuen Irrlehrern nach, welche die heiligen Väter Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Chrysostomus, wie auch die gelehrtesten Männer letzterer Zeiten, als Bellarmin, Petrus Canisius, Gretserus, und viele andere oft, und gründlichst widerlegt haben.

Ebenda.

Ebenda. „ Die meisten Wallfahrten haben „ schon ihren Ursprung einem Mirakel zu ver„ danken, gegen welches sich die gesunde Ver„ nunft empöret. Und wenn der Ursprung „ eine Fabel ist, was kann die Folge seyn? “

Abermal eine unverschämte Lästerung! und wenn der Ursprung ihrer Vorwürfe ein Lästergeist ist, was kann man den Freymüthigen glauben? Mehr nicht, als förmlichen Freydenkern, welche die Wunder Christi, und der Apostel gleichfals mit Spöttereyen abzufertigen pflegen.

S. 696. „ Die sancta Casa, die in der „ Mitte der weltberühmten Wallfahrtskirche „ zu Loreto steht, soll eben das Haus seyn, „ worinn die heilige Jungfrau Maria ist ge„ bohren, erzogen, verlobt, vom heiligen Geiste „ überschattet worden, und worinn Christus „ nach seiner Zurückkunft aus Aegypten ge„ wohnet hat. “

Ja es ist eben dieses Haus: oder besser zu reden, ein Theil dieses Hauses. Haben die Freymüthigen den Beweis gemacht, daß es nicht sey? Ja, wenn Spotten und unverschämtes Läugnen, beweisen heißt.

Ebenda.

Ebenda. „ Engel sollen dieses Haus zuerst „ von Nazareth nach Dalmatien in das Gebiet „ Recanati, und von da in die Mark Ankona „ an den Ort, wo es jetzt steht, mit selbst eige„ nen Händen getragen haben.

Das Haus Mariä zu Nazareth wurde von den Christen allezeit in grösten Ehren gehalten? Helena, die Mutter Kaisers Konstantins des Grossen ließ einen herrlichen Tempel darüber bauen, wohin aus der ganzen Christenheit Wallfahrten angestellt wurden. Obwohl nun dieser Tempel von den Ungläubigen im Jahre 1263. zerstöret wurde, so blieb doch das heilige Haus unverletzt stehen. — — Nachdem aber im Jahre 1291. in der Mitte des Aprilmonates die Stadt Ptolomais von den Türken erobert, und das heilige Land eingenommen worden, ist den folgenden 9ten Tag des Maymonates das marianische Haus zu Nazareth verschwunden, und durch eine unsichtbare Gewalt, ohne Zweifel von den heiligen Engeln, nach Dalmatien übertragen, und auf einen Hügel bey Tersatto gesetzt worden, wie die dalmatischen Jahrbücher bezeugen. Kein Mensch konnte wissen, woher dieß Haus gekommen sey, in welchem ein schö-

nes

us hölzernes Bild Mariä, welche das Kind Jesu auf ihrem linken Arme hält, sammt einem Altar zu sehen war; bis solches Maria selbst dem kranken Bischoffe daselbst geoffenbaret, und ihn augenblicklich gesund gemacht hat. Damit aber Jedermann von der Wahrheit dieser Offenbarung überzeuget werden möchte, schickte Nikolaus Frangipani Befehlshaber in Dalmatien, Croatien, und Istrien, einige Abgesandte nach Nazareth, wo sie von den Einwohnern versichert wurden, daß erwähntes Haus zu oben gemeldter Zeit weggekommen sey. Sie sahen die zurückgebliebenen Fundamente desselben, und wurden von der Länge, Breite, und Dicke der Fundamentmauern überzeuget, daß das nach Dalmatien übersetzte Haus auf denselben gestanden seyn müsse. Sie kehrten also mit grossen Freuden nach Dalmatien zurücke. Daselbst blieb das heilige Haus zu unbeschreiblichem Troste der Dalmatier, und anderer benachbarten Christen stehen bis auf das Jahr 1294, in welchem es abermal durch eine unsichtbare Gewalt, und dreyfaches Wunder den 10ten Christmonat in Italien, und erstlich in einen Wald des Recanatischen Gebiethes, der einer adelichen Frau, Lauretta mit Namen,

zu-

zugehörte, und deswegen das lauretanische Haus genannt wurde, nach acht Monaten aber auf einen Hügel nahe bey Recanati, und endlich nach einigen Monaten noch in dem nämlichen Jahre 1295 nicht weit von dem letzten Orte abermal auf einen Hügel in der Mark Ankona im päbstlichen Gebiethe, nächst bey dem Einfalle des Flusses Musone in dem Golfo von Venedig übersetzt, wo es bis auf diese Zeit noch steht, und bey der ganzen katholischen Welt in hoher Verehrung ist. Alles dieses sammt grossen Wundern, die zu Loretto bis auf seine Zeit geschehen sind, erzählet ausführlich der gelehrte Jesuit in seiner lauretanischen Geschichte, welche er aus alten Urkunden, und vielen bewährten Geschichtschreibern, die er alle nennet, zusammen getragen, und in lateinischer Sprache herausgegeben hat (20.)

Ebenda. „Wer sieht nicht ein, daß dieß „lauter Mährchen sind? Und doch sind es diese „Mähr

(20) Diese lauretanische Geschichte kam auch in deutscher Sprache heraus, gedruckt zu Münster in Westphalen bey Lambert Rasselt im Jahre 03.

„ Märchen allein, wodurch Millionen dumm-
„ glaubiger Christen verleitet wurden, nach Lo-
„ retto zu laufen, um da Wunder über Wun-
„ der zu sehen.

So sind dann alle, nicht nur gemeine Leute, sondern auch Päbste, Bischöfe, Kaiser, Könige, Fürsten, Heilige, und gelehrte Männer, welche der Geschichte von dem heiligen Hause zu Loretto, und den daselbst geschehenen Wundern einen Glauben beygemessen, dahin Opfer abgeschickt, oder selbst eine Wallfahrt verrichtet haben, von fünfhundert Jahren her lauter Dummköpfe gewesen? Wie dörfen sich doch die freymüthigen Lästerer erfrechen, dieses zu sagen? Von Rechtes wegen verdienen sie gewißlich weit mehr, als nur eine scharfe Widerlegung. Warum soll man sie aber widerlegen, da sie nichts beweisen, sondern nur immer spotten, und lästern.

Ebenda. in einer Note. „ Aus diesem heili-
„ gen Hause kommt die abgeschmackte lauretta-
„ nische Litaney, die in der ganzen katholischen
„ Kirche gebethet, und worinn die heilige Ma-
„ ria in einem Athem ein geistliches Gefäß,

„ ein ehrwürdiges Gefäß, ein vortrefli-
„ ches Gefäß der Andacht, eine geistliche
„ Rose, ein Thurm Davids, ein elfen-
„ beinerner Thurm, ein goldenes Haus,
„ eine Arche des Bundes, eine Himmels-
„ porte, ein Morgenstern u. s. w. allemal
„ mit dem Zusatz: Bitt für uns, gene-
„ net wird: wer kann das fromme Galima-
„ thias verstehen? Und wann werden die Ka-
„ tholischen anfangen, vernünftig bethen zu ler-
„ nen? Und wann werden die Hirten der christ-
„ lichen Heerde anfangen, sie vernünftig bethen
„ zu lehren?

Und wann werden die freymüthigen Gesel-len aufhören zu lästern, was sie nicht verstehen? Ihre mehr, als intolerante Spöttereyen, entsprin-gen entweder aus einer recht grossen Unwissen-heit, oder vorsätzlichen Bosheit. Sie wissen nichts, oder wollen nicht dergleichen thun, als wüßten sies, was verblümte, symbolische und erhabene Ausdrücke sagen wollen.

Sie wissen nicht einmal, daß diese und der-gleichen zwar kurze, aber vielbedeutende Lobsprü-

che, theils aus den Schriften der ältesten und heiligsten Väter, theils selbst aus den göttlichen Büchern geborget seyn. Hat nicht Christus selbst den heiligen Paulus ein auserwähltes Gefäß genennet? Apostelg. K. 9. v. 15. nannte nicht Paulus die Auserwählten gleichfalls ehrwürdige Gefäße? Röm. K. 9. v. 21. der Hohepriester Simon, ein Sohn des Onias, wird beym Ecclesiasticus K. 50. v. 10. einem ganz gol-denen Gefässe, das mit allen Gattungen kostbarer Steine gezieret ist, verglichen. Warum soll man nicht auch die heiligste Mutter Jesu ein geistliches, ein vortreffliches Gefäß nennen dürfen? Ich glaube noch mit größerem Rechte, als alle andere; denn sie war diejenige, welche den Sohn Gottes in ihrem jungfräulichen Leibe getragen hat, und nicht nur mit Andacht, sondern mit allen Gattungen der Gnaden erfüllet ward. Warum die Mutter Gottes eine geistliche Rose genennet werde, hätten die geistlosen Gesellen gar leicht errathen können: die Rose wird wegen ihrer Schönheit, und des lieblichen Geruchs gleichsam für die Königinn unter den Blumen gehalten: ihre rothe Farb ist

ein Sinnbild der Schamhaftigkeit, ihre weisse Farb ein Sinnbild der Reinigkeit; weil also die Mutter Gottes nicht nur allzeit die ehrbarste, schamhaftigste und reinste Jungfrau gewesen ist, sondern zugleich den angenehmsten Geruch aller Tugenden von sich gegeben hat, so nannte sie der heilige Johannes Damascenus, ein ganz besonderer Verehrer der seligsten Jungfrau, eine geistliche Rose (21). Soll dieß abgeschmackt seyn? Wenn eine junge und eitle Venus, auf die etwann ein Freymüthiger seine Augen geworfen hat, mit einer Ode, die in lauter erhabenen, symbolischen Ausdrücken abgefaßt ist, besungen und gar vergöttert werden sollte, würde es ihnen gewiß nicht abgeschmackt vorkommen. Da aber die heiligen Väter, die Kirche Christi der seligsten Jungfrau aus den reinesten und heiligsten Absichten geheimnißvolle, symbolische und viel bedeutende Prädikate beylegen, dieß kömmt ihnen ganz eckelhaft und übertrieben vor. So ein verkehrter Geschmack ist eben nur jenen eigen, die ganz fleischlich denken, und nicht vers

(21) Orat. 1. & 4. in Nativ. B. V.

verstehen, was des Geistes ist; und die nicht einmal wissen, daß in den göttlichen Büchern selbst nichts öfter, als dergleichen symbolischen Ausdrücke vorkommen. Der schon angeführte hohe Priester Simon wird wirklich an gemeldtem Kap. Eccles. v. 8. auch einer blühenden Rose verglichen. Der Geschmack der Freymüthigen ist also dem Geiste Gottes ganz und gar zuwider. Daß von dem göttlichen Geiste selbst seine Braut (die Kirche Gottes) in dem hohen Liede bald mit einem verschlossenen Garten, bald mit einem Weinberge, bald mit einer Lilien, bald mit dem schimmernden Monde, bald mit der Morgenröthe, und sogar ausdrücklich mit dem Thurme Davids, mit einem elfenbeinernen Thurme (K. 4.) u. s. w. verglichen werde, müssen diese grossen Aufklärer wieder nicht gewußt haben, sonst hätten sie ohne förmliche Lästerer des göttlichen Worts zu seyn, nicht schreiben können, was sie geschrieben haben. Soll es ein frommes Galimathias, ein abgeschmacktes Wesen seyn, wenn man sich nach dem Stil und den Ausdrücken der göttlichen Schrift richtet? wird nicht Christus selbst in eben diesen göttlichen Büchern bald Führer oder Herzog, bald Fürst,

bald König genännt? wird er ein andersmal nicht einer Blume, einer Wurzel, einem Lamme, einem Sterne verglichen? Dürfen wir dem Geiste Gottes nicht mehr nachsprechen, und Lobgesänger aus den von ihm erfundenen Ausdrücken verfertigen? Wann werden die Freymüthigen doch einmal anfangen, ich will nicht sagen, christkatholisch, sondern nur christlich zu denken, und zu schreiben?

Ich kann mit ihnen die Christenlehre noch nicht abbrechen. Die aufgeklärten Helden wollen nicht verstehen, warum man die Mutter Gottes mit einem goldenen Hause, mit der Arche des Bunds in Vergleich ziehe. So merken sie dann auf: ich wills ihnen sagen, und sie als Aufklärer aufklären. Der Salomonische Tempel, besonders das so genannte Heiligthum, war inwendig mit reinestem Golde überzogen, wie im dritten Buche der Könige, sechsten und siebenten Kapitel zu lesen ist. In diesem so prächtigen Tempel, und Heiligthume wurde die noch prächtiger geschmückte Arche des Bundes aufbehalten: dieser nun vergleichen wir diejenige, in welcher Christus Gottes Sohn,

der

der göttliche Richter des neuen Bunds neun Monat lang persönlich gewohnet hat; aus eben dieser Ursache nannten sie die heiligen Väter, und hernach die ganze Kirche die Arche des Bunds, und wie billig? In ihr waren nicht nur die Gesetztafeln des Moyses, nicht nur das vom Himmel gefallene Manna, wie in der Bundslade; sondern Jesus Christus selbst, der göttliche Gesetzgeber, der Erlöser der ganzen Welt, das lebendige, göttliche Brod, das vom Himmel herabgestiegen ist, eingeschlossen. Hat nun so ein symbolischer und nach der Absicht der Kirche angewendeter Ausdruck etwas Abgeschmacktes an sich? Sind dergleichen Redensarten ein frommer Galimathias (ein zwar spöttisches, aber den wenigsten verständliches Wort) zu nennen, so werden die freymüthigen Lästerer gezwungen seyn, auch die Psalmen Davids, die doch unstreitig vom heiligen Geiste selbst dem königlichen Propheten in den Sinn sind gegeben worden, fromme aber grobe Böcke zu nennen. Denn viel hundertmal spricht David (und mit ihm andere Propheten) im allegorischen und symbolischen Tone. Wohin führen also ihre nicht fromme, sondern höchst ärgerliche Galimathias?

— Wir nennen sie eine Himmelspforte, weil sie durch ihre mächtige Fürbitte bey ihrem göttlichen Sohne unzähligen Sündern die Gnade der Buß, den Irrgläubigen die Gnade des wahren Glaubens, den Bekehrten die Gnade der Beharrlichkeit zuwegen gebracht und ihnen dadurch den Eingang in den Himmel eröffnet hat, und wie wir hoffen, noch eröffnen wird. Ihr freydenkenden Gesellen, die ihr über die Verehrung der Heiligen Gottes, der Mutter Gottes, und die Gebräuche, und sogar feyerlichste Entscheidungen der Kirche Gottes nur das Gespött treibet, werdet ihr so eine Gnade auch zu hoffen haben? — Bedenkliche Frage. Wer ein Verächter der Mutter Gottes ist, oder wenigst sie um ihre Ehre beneidet, wird er ein Freund ihres Sohns seyn können? Die über die von der allgemeinen christlichen Kirche gutgeheissene Gebräuche das Gespött treiben, werden sie von ihrem göttlichen Stifter Belohnung, oder Strafe zu gewarten haben? Der bekannte Ausspruch des göttlichen Heilands: Wer die Kirche nicht höret, der sey dir u. s. w. hat die Entscheidung schon längst gemacht. Es ist möglich, daß die freydenkende Parthey über dergleichen

chen Schriftstellen nur lache; es wird aber eine Zeit kommen, zu der der gerechte und allmächtige Richter auch ihrer spotten wird. Durch Spöttereyen und Lästerungen werden göttliche und ewige Wahrheiten nicht zu Falschheiten gemacht. Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.

„ Das bretterne Bildniß der heiligen Jungfrau mit dem Christkinde, das unter dem Namen Maria von Pötsch in der Stephanskirche zu Wien verehret wird, fieng seine Wunderthätigkeit damit an, daß es Thränen vergoß. Kein vernünftiger Mensch (so vernünfteln die Spötter Seite 697, 698.) der weiß, was ein Brett, was ein gemaltes Bild und was Weinen ist, kann dieses glauben. Wenn aus einem Brette, oder aus einem gemalten Auge wirklich Wasser käme, so waren es doch keine Thränen, weil Thränen unmöglich aus einem Brette, oder aus Farben kommen, sondern nur durch Absönderung in den innern Theilen eines thierischen und lebendigen Körper entstehen können. Aber da hilft kein Räsoniren.

„ Man sehe, sagen sie in der Note, was „ Herr Nikolai im zweyten Bande seiner Reise „ durch Deutschland und in die Schweiz S. „ 665, von diesem Bilde sagt, oder wenn man „ lieber katholische Bigotten, als einen vernünf„ tigen Protestanten liest, so sehe man die das„ selbst angeführten (*): Fuhrmann, Ogesser, „ andere.

„ So gar (in der zweyten Note) der ver„ storbene Exjesuit Wurz, welcher theils durch „ die von ihm herausgegebenen Predigten, theils „ durch seine Anweisung zur geistlichen Be„ redsamkeit, ein Werk, das unter uns für „ klaßisch gehalten wird, bekannt ist, predigte „ auf das Gedächtniß dieses erbärmlichen Wun„ ders, und sagte: Maria habe erstens Zähren „ des Mitleids, zweytens Zähren der Freude, „ drittens Zähren der Traurigkeit geweinet. „ Wahrhaftig zum Weinen. S. 227.

Daß

(*) Man sehe, mit was für saubern Apostoln diese Gesellen conföderirt sind: Welch elender und schmähsüchtiger Kritiker dieser Spion sey, erhellet aus seiner theils kindischen, theils muthwilligen, theils passionirten Reisbeschreibung: kluge Protestanten so gar speyen über ihn aus.

Daß diese Freydenkende Rotte ihre Stärke nur im Spotten, und Satyrisiren, nicht aber in Gründen setze, wird hoffentlich ein jeder gesitteter Leser einsehen. Welch elendes Wortspiel machen sie wegen den Ausdrücken Weinen und Zähren vergiessen? Lassen sie zu, daß Wassertropfen, wie es bey Weinenden zu geschehen pflegt, aus den Augen eines auf Brett, oder Tuch gemalten Bildes lang und sichtbarlich herabgerollet seyn, so hat der Wortstreit ein Ende. Daß Gott aus einem ganz trockenen Tuche oder Brette könne Wasser hervorbringen, werden sie doch nicht in Abrede stellen: sonst müßten sie läugnen, daß Gott durch den Moses Wasser aus einem Felsen hervorgebracht habe. Dem Allmächtigen ist eines so leicht, wie das andere. Ihre physikalische Anmerkung ist also nichts anders, als ein ungereimtes Geschwätz, und eckelhafte Wortfängerey.

Es kommt denn aufs Faktum an: darauf kömmts an, ob Wassertropfen, auf Weise der Zähren, aus den Augen eines gemalten Bilds häufig, sichtbarlich und ohne Einfluß einer geblendeten Phantasie oder Betruges wirklich geflossen,

flossen seyn, schließlich ob Gott dieß Wunder in der That habe wirken wollen.

Wenn die Freymüthigen nicht eben so elende Kritiker, als Theologen sind, so werden sie doch wissen, daß die Richtigkeit einer Thatsache nicht anders, als durch Zeugen bestimmet werden könne. Sie werden wissen, daß die ältern Zeugen, oder gar gleichzeitigen Zeugen um gar viel mehr, als die spätern gelten und beweisen.

Wissen sie aber alles dieß, ists nicht unverschämt, zugleich ein wahrer Galimathias, daß sie das Ansehen eines verrufenen Nikolai, der schon schwarzgelb wird, weun er nur die Ausdrücke Pabst, Katholik und Jesuit höret, den ältesten, strengst untersuchten, und feyerlichst approbirten Urkunden vorziehen? Heißt das nicht einem intoleranten Protestanten zu Lieb, der vielmehr einen laurenden Spionen, als einen wahrhaft Gelehrten macht, alle Regeln gesunder Kritik unter über sich kehren? Ich kann diese Spötter kaum besser zu Schanden machen, als durch die aufrichtige Erzählung der höchst authentisirten Begebenheit.

Schon

Schon vor 8⅓. Jahren kam ein Buch in 4. unter folgendem Titel heraus: Abgetrocknete Thränen. Das ist von der wunderthätigen Zähertrieffenden Bildniß der gnadenreichen Gottesgebährerinn, so zu Pötsch in Oberhungarn Anno 1696. den 4. Monatstag Novembris an beeden Augen zu weinen angefangen, und folglich (die Aussetzung beygerechnet) bis 8. December geweinet ꝛc. Cum licentia & approbatione Vener. Consistorii Passavienſis. Nürnberg und Frankfurt, zu finden bey Johann Christoph Lochner, Buchhändlern. Anno 1698. In diesem Buche nun ist gleich nach der Vorrede an den Leser folgende Nachricht zu lesen:

„ Ungefähr vor 22. Jahren hat diese heilige
„ Bildniß ihren Ursprung genommen. Es war
„ in dem Dorfe Pötsch ein Bauersmann, wel-
„ cher auch jetzt alldort Richter ist, mit Namen
„ Pigir, dieser verlobte, er wolle die seligste
„ Mutter Gottes abbilden lassen, welche auch
„ durch einen bäurischen Maler, mit Namen
„ Stephan Pap, ist gemalet worden. Weil
„ aber solcher Mahler das Bild um 8 Gulden
„ biethete, hat es der Bauer nicht kaufen wollen.

„ Wel-

„ Welchemnach genannter Bauer durch 20 gan-
„ zer Wochen mit einer großen Krankheit ist
„ von Gott heimgesucht worden. Und da er
„ noch ingedenk ware seines gethanen Verspre-
„ chens, und solches nicht erfüllet, hat er ein
„ anderes Bild um einen schlechten Werth mah-
„ len lassen, von welchem da nichts gemeldet
„ wird: das andere aber, welches von dem Mah-
„ ler, mit Namen Pap, ist gemahlet worden,
„ hat ein anderer Bauer, mit Namen Lauren-
„ tius Hurta, um einen leichtern Werth gekau-
„ fet, und in dem Gotteshaus zu Pötsch ge-
„ opfert; wurde aber unter andern Bildnissen
„ wenig in Acht genommen und verehret, als
„ welches Gotteshaus bey den schweren Kriegs-
„ gefahren den Innwohnern mehr zum Aufent-
„ halt dero Hausfahrnissen, als zu öfterer An-
„ dacht dienen mußte.

„ Dessen aber ungeachtet, hielte man zu be-
„ stimmten Zeiten darinn das hochheilige Meß-
„ opfer, bey welchem an einem Sonntag, der
„ den 4ten November des 1696 Jahrs einge-
„ fallen, unter dem anwesenden andächtigen
„ Pfarrvolk, ein Bauer, Michael Cöry ge-
„ nannt, seines Alters im 50. Jahr häufige

„ Zäher

„ Zäher aus beyden Augen der abgebildeten
„ Mutter Gottes hell und klar ausfliessen gese-
„ hen, und mit großer Verwunderung ob dieser
„ ungewöhnlichen Begebenheit, auch andere er-
„ mahnet aufzusehen, und zu betrachten, ob
„ sie nicht auch dessen Augenschein einnähmen,
„ welche alle die Wahrheit der hell und klar ab-
„ fliessenden Zähren betheuret haben. Dieses
„ Weinen nun hat erstens drey gauzer Tag und
„ Nacht nach einander gewähret, den 7. und 8.
„ November aber in etwas innegehalten, doch
„ den 9ten Tag hernach, als den Freytag, hat
„ es wiederum angefangen, und gewährt bis
„ den 14. November, und vom 27. November
„ haben sich die Zähren viel häufiger ergossen bis
„ auf den 8. December, nämlich auf das Fest
„ der unbefleckten Empfängniß Mariä, nach
„ welchem es nicht mehr gespühret oder vermer-
„ ket wurde.

„ Unter bemeldter Zeit erschallte diese wun-
„ derseltsame Begebenheit alsobald in derselben
„ ganzen Gegend, daß nicht allein eine grosse
„ Anzahl der Innwohner dieses mit eigenem
„ Augenschein einzunehmen zueileten, sondern
„ auch die wirklich abfliessende Thränen mit

„ selbst

„ selbst eigenen Händen in seidene Tücher aufge-
„ fangen, und ehrerbietig als einen ja freylich
„ köstlichen Schatz mit sich hinweg getragen ha-
„ ben. Aus denen Ihro Hochgräfliche Excellenz
„ Herr Herr Johannes Andreas Graf von Co-
„ robelli, in selbiger Gegend vorgestellter kai-
„ serlicher General und gebietender Feldherr,
„ sich mit Ihro Gnaden Herrn Herrn Marches
„ Cusani, Ihro Gnaden Herr Herr Graf von
„ Paß bottmäßigen Regiments Obristen Lieu-
„ tenant, sammt einer großen Menge deren un-
„ terhabenden Feldofficieren und Beamten, un-
„ ter hellen Trompetenschall, und Feldpauken-
„ streich: andere auch selbiger Gegend solcher
„ Gestalt in seine Gesellschaft zu ermuntern,
„ und einzuladen in dieses Dorf, welches nur
„ zwey Stund von der Festung Calo entlegen,
„ verfüget hat; wo sich auch unverzüglich der
„ Wohledle und tapfere Herr Kluzai, dero Ge-
„ spanschaft Zabolza wohlverdienter Richter und
„ Vicegespann, mit häufig gesammten hunga-
„ rischen Adel, ungeacht diese theils der kalvini-
„ schen, theils lutherischen Lehre zugethan, eins
„ gefunden hat, mit allmöglichem Fleiß zu er-
„ kundigen, was dießfalls entweder der Wahr-

heit

„ heit ebenständig gutzuheissen, oder aber mit
„ eitler Falschheit, Einbildungen und Betrug
„ vermenget, könne oder solle abgestellet und
„ verhindert werden.

„ Höchstgedachter Herr General Corobelli
„ begabe sich gleich nahe zu der Bildniß, aller-
„ seits in derselben die wahre Beschaffenheit zu
„ ergründen, und er sahe bald, daß diese Au-
„ genropfen nicht allein anderen Menschenzäh-
„ ren gleich, sondern auch etwas höhers gleich
„ hellstrahlenden Edelgesteinen vorzeigten. Zu
„ mehrerer Glaubenskraft nun hat gedachter
„ Herr General mit einem nächst ergriffenen Al-
„ tarstüchlein diese Zähren abgetrücknet, und
„ in dem Tüchlein frische Näsle den Anwesenden
„ augenscheinlich zu betrachten vorgezeiget; be-
„ fahle demnach in Anwesenheit fast 300 Perso-
„ nen, welche für und für in das enge Gottes-
„ Haus sich eingedrungen, das angeheftе Brett
„ sammt angefügten Leisten, von dem Bilde ab-
„ zulösen, und durchsuchet alles mit sonderbarem
„ Fleiß, konnte aber nichts von einem Betrug
„ finden, noch vermerken. Zumalen auch bey
„ dieser fast durch vier Stund hinaus daurenden
„ Erkundigung, die Bildniß aus denen wun-

„ derthätigen Gnadenaugen unabläßlich thrä-
„ nete, und bekennen dessen gegenwärtige Be-
„ diente sammt den übrigen Leuten, welchen diese
„ Sache bewußt, daß das Bild niemals mehr
„ geweinet habe, als in den Händen des vorge-
„ meldten Herrn Generals, indem er selbiges
„ länger als eine Stunde in Händen gehabt.

„ Dannenher alle Anwesende, auch nicht
„ Römisch-Glaubensgenossene, die Wahrheit
„ des Wunderwerks erkennten; wurden auch
„ alle mit heilsamer Forcht und Zerknirschung
„ ihrer Gemüther also zur Andacht angeflammet,
„ daß ein jeder diese annehmliche und wunder-
„ reiche Bildniß mit demüthigen Kuß zu ver-
„ ehren verlangte; und hat ofterwähnter Herr
„ General (wie er selbst bekennet) die heilsame
„ Frucht dieser Andacht darvon getragen: dann
„ seine Hand, welche er schon vier Jahr nicht
„ hat brauchen können, von selbiger Zeit an
„ wiederum einen guten Gebrauch erlanget hat,
„ auch jetzt ohne einige Hinterniß schreiben kann.
„ Derowegen diese Bildniß durch unsern Ko-
„ bussollianischen Mahler abbilden lassen, hat
„ solches auch Ihro Kaiserlichen Majestät der
„ Kaiserinn das Original übersendet, dergleis

„ chen

„ chen auch viele andere Bildnus nachgemahlen
„ werden.

„ Nach also emsig abgerichter Prob und
„ Erklärung der verlangten Wahrheit dieses
„ übergrossen Wunderwerk Gottes, wurde die
„ Bildniß wiederum auf den Altar gestellt, die
„ abermal abtrieffende Thränen ehrerbietig auf-
„ gefangen, und getrücknet. Wunderswürdige
„ Begebenheiten ereigneten sich auch gleicher
„ Zeit, und zwar mit einem mahometanischen
„ Sklaven, Homar genannt, der wurde von
„ seinem christlichen Herrn des Dienstes entlas-
„ sen, mit ausgefertigten Abschiedsbriefen frey
„ in die Türkey abzureisen beurlaubet; in Anse-
„ hung aber dieser so wunderbarlich thränenden
„ Bildniß der Mutter Gottes also innerlich er-
„ leuchtet, und zu heilsamen Eifer ist entzündet
„ worden, daß er nicht allein von der in das
„ lang gewohnte Vaterland urbietig erlaubten
„ Abreiß abstunde, sondern auch mit dem Gna-
„ denwasser des heiligen Taufs gereiniget zu
„ werden verlangte, damit er also ein geliebtes
„ Kind Gottes, und dieser heiligen Mutter
„ seines Heils, wie er Mariam hernach zu
„ nennen pflegte, treuer, und um so grosse

„ Wohlthat beständig dankbarer Diener bis zu
„ seinem glückseligen Ableiben zu verharren ver-
„ diente. Es hat sich buch bey diesem Gnaden-
„ bilde mit einem todtkranken Kinde folgendes
„ Wunder ereignet; dann indem dieses ein Prie-
„ ster auf grosses Verlangen seiner betrübten
„ Mutter mit herzlichem Vertrauen der Bildniß
„ anneigete, wurde es von diesem himmlischen
„ Kraftwasser der Gnadenaugen Mariä also ge-
„ stärket, daß es bald darauf mit völliger Ge-
„ sundheit begnadet, und alldort Denk- und
„ Denkzeichen angeheftet. Eines thue ich noch
„ hinzu. Zu Eschedin hat ein kalvinischer gott-
„ loser Mensch in Abwesenheit des Herrn Gene-
„ ral Leutenants aus dem Patzianischen Regi-
„ ment, angefangen, wider dieses Mirakelbild
„ zu schmähen, da ist ihm aber sein Kopf er-
„ schrecklich geschwollen, hat auch kein Wort
„ mehr reden können, und nach weniger Zeit
„ seine lästerliche Seel aufgeben müssen. “

Kein vernünftiger Mensch kann die Wahrheit dieser Wundergeschichte bestreiten, welche so viel hundert Augen nicht nur der Katholischen, sondern auch der Protestanten gesehen, und so viele hundert Zeugen bezeuget haben. Kein wahrer

ka-

katholischer Christ kann dem Mariabilde zu Pötsch, durch welches Gott so erstaunliche Wunder gewirket hat, die schuldige Verehrung absprechen, welche ihm auch von schter hundert Jahren her nicht nur gemeine Leute, sondern auch Kayser und Kaiserinnen, Fürsten und Grafen, Bischöfe, Pralaten, Priester, und gelehrteste Männer, ja sogar die Protestanten selbst erwiesen haben. Was soll ich aber von den freymüthigen Gesellen sagen, welche Katholiken seyn wollen, und dennoch sich nicht scheuen, diese ganze Geschichte für eine Fabel auszuschreyen, die Verehrung dieses Bildes als aberglaubisch verwerfen, und desselben Verehrer Bigoten schelten. Sind dann diese Leute verstockter als der Muselmann Homar, welcher durch das weinende Mariabild bewegt und erleuchtet die christliche Religion angenommen hat? Sind sie nicht eben so verwegen, als der oben erwähnte Protestant, den Gott wegen seiner Lästerungen über das gnadenreiche Mariabild zu Pötsch mit einem so erschrecklichen Tode bestrafet hat? Gott wolle sie erleuchten und bekehren! Indessen ist und bleibt die Thatsache von diesem Wunderbilde unwidersprechlich. Wie aber dieses gemalte Bild habe weinen können,

und warum es geweint habe, ist Gott allein bekannt, der durch dasselbe dieses Wunder gewirket hat. Ich sage also mit dem heiligen Augustin: Lasset uns gestehen, daß Gott etwas thun könne, was unser schwacher Verstand nicht durchforschen und begreifen kann. Was suchest du die Ordnung und Ursache der That, wo die ganze Ursache es zu thun, der Willen und die Macht dessen ist, der es thut. (22)

S. 699. „ Die Kapelle zu Einsiedeln in der „ Schweitz soll Christus selbst zur Wunderkapelle eingeweiht, und dabey ein feyerliches „ Hochamt gehalten haben. Man kann es gedruckt lesen, wie Christus alle vom römischen „ Bischofe vorgeschriebene Ceremonien beobachtet; wie er in Pontificalibus vom Himmel herab nach Einsiedlen kam; wie der heilige „ Petrus assistirte, Stephanus und Laurentius „ die Stelle der Diakonen ꝛc. vertraten. “

Ja

(22) Demus, Deum aliquid posse, quod nos fateamur investigare non posse. Quid quæris ordinem facti, ubi tota ratio faciendi est voluntas & potentia facientis? *Epist.* 3. *ad Volusianum.*

Ja Christus hat die Kapelle zu Einsiedeln selbst eingeweiht, und in derselben das Hochamt gehalten. Und dieses ist eine unwidersprechliche Wahrheit. Denn als der heilige Eberhard, erster Abt zu Einsiedeln, die von dem heiligen Meinrad erbaute Mariakapelle, sammt der darüber neu errichteten grossen Klosterkirche wollte einweihen lassen, lud er hiezu im Jahre 948. den heiligen Conrad, Bischof zu Konstanz ein. Dieser kam auch mit dem heiligen Ulrich, Bischofe zu Augsburg, vielen von Adel, und einer grossen Volksmenge den 13ten Tag des Herbstmonates zu Einsiedeln an. Als er aber, seiner Gewohnheit nach, vor Mitternacht aufstund, und in der Kirche sein Gebeth verrichtete, hörte er in der Mariakapelle ein liebliches Gesang, und zwar eben jenes, welches bey den Weihungen der Kirchen üblich ist. Er trat also hinzu, und sah, daß Christus dieselbe selbst mit den gewöhnlichen Ceremonien einweihe. Eben um dieselbe Zeit hörten dieses englische Gesang auch einige Geistliche des Klosters, welche dazumal wacheten, und der Andacht oblagen. Alles obige erzählet und bezeuget der heilige Bischof Conrad in einem von ihm schriftlich hinterlasse-

nen Buche (23). Daß aber die Engel nicht nur gesungen, sondern auch georgelt, trompetet, ge=

(23) Descendit Dominus de cœlis, casula violacea ante altare ad sacrum officium celebrandum, cui quatuor Evangelistæ infulam capiti ejus imponentes, & more consueto deponentes. Angeli aurea thuribula deferebant, alis suis ut rami arborum flabant. Juxta Dominum S. Gregorius flabellum in manu tenens, S. Petrus in manu tenens baculum pastoralem: sanctus vero Augustinus, & Ambrosius stabant ante Dominum Maria Virgo ante altare stabat splendida sicut fulgur. S. Michael præcantor erat. S. Stephanus legit Epistolam, B. Laurentius Evangelium. Sanctus cantabatur sic: Sanctus Deus in aula gloriosæ Virginis, miserere nobis. Benedictus Mariæ filius in æternum regnaturus qui venit. Agnus Dei sic: Agnus Dei miserere vivorum in te credentium, miserere nobis. Agnus Dei miserere mortuorum in te pie quiescentium, miserere nobis. Agnus Dei da pacem vivis, & defunctis in te pie regnantibus. Dominus vobiscum. Respondebant Angeli. Qui sedet super Cherubim, & intuetur abyssos. S. *Conradus in libro qui inscribitur*, de Secretis Secretorum. *Apud Christophor. Hartmannum in Annal. Heremi Deip. Matris. in fol. pag.* 50. *Friburgi Brisgoviæ ex typographio Archiducali. A. D. N. Cl*

Ic

gepaucket, gepfiffen und gegeigt haben, von diesem sagt er kein Wort; sondern die Freymüthigen haben solches dazu gefliccket. Da nun der 14te Tag des Herbstmonats, welcher zur Kirchweihung bestimmet war, anbrach, und sich der heilige Conrad in der Mariakapelle gar zu lang verweilte, gieng man zu ihm, und ermahnte ihn, es wäre Zeit, die Einweihung dieser Kapelle anzufangen; er aber entschuldigte sich mit der gehabten Erscheinung. Da man ihm nun dieselbe ausreden wollte, erscholl dreymal nach einander eine himmlische Stimme, die zu ihm sagte: Höre auf, höre auf, mein Bruder, diese Kapelle ist schon von Gott eingeweihet. Welche Worte nicht nur er, sondern alle Gegenwärtige mit grösstem Schrecken und Erstaunen gehöret haben. Hierauf trat Conrad aus der Mariakapelle heraus, pries mit allen Anwesenden Gott und die Mutter Gottes, und

---

NC XII. Wem diese Erscheinung unglaublich vorkömmt, der lese die Propheten, das Evangelium, und die geheime Offenbarungen des heiligen Johannes, wo er weit wundersamere Erscheinungen des göttlichen Vaters, Christi, des heiligen Geistes, der Engel, und der Heiligen finden wird.

weihete die groſſe Kloſterkirche zu Ehren des heiligen Mauritius und ſeiner Geſellen. Nach vollendeter Kirchweihung kehreten die Fremdlinge wieder nach Hauſe zurück, und das groſſe Wunder, deſſen ſie alle Zeugen waren, wurde bald aller Orten ausgebreitet (24).

Ebend.

---

(24) Verum cœpta luce, quam Exaltationis S. Crucis memoria & honore illuſtravit Eccleſia, (ea in feriam V. inciderat anno biſſextili) paratis ad manum neceſſariis, magna attentione omnibus Conradum præſtolantibus, ipſe ſolus cunctari, moraſque nectere, neque interea Sacello pedem efferre, ibidem fixus, immobilis, attonitus hærere & obſtupeſcere, dorec ad meridiem jam tempus vergeret. Tum vero omnes urgere, follicitareque qui aderant *Antiſtiſtes*, ſolemnitatem tandem & officia inchoaret- promoveretque, & ceſſandi finem faceret, neque ultra tantum mortalium conventum diſtineret. Ille adhuc cauſſas obtendere, an aliud ſignum exſpectare? Denique quid audiſſet, quid perſpectum haberet, paucis oſtendere. Ibi vero tum omnes veluti vana, & tamquam cœleſtium ex meditatione nata ſomnia memorantem reprehendere, objurgare, poſtremo ad ſacrorum miniſterium & conſecrationis opus, illis poſthabitis. impellere & cogere; donec cunctis

Ebend. „ Die ganze Geschichte gründet sich „ auf den Traum eines Bischofs von Konstanz, „ des heiligen Conrads. Gewiß, es könnte ei„ nem nicht einfältiger und abgeschmackter träu„ men. “

Daß die Erscheinung, welche der heilige Con„ rad gehabt hat, kein leerer, einfältiger und ab„ geschmackter Traum gewesen sey, wie die Frey„ müthigen lästern, erhellet aus der himmlischen Stimme,

---

ctis re inopinata perculsis & exhorrescentibus, cœlestem delapsam vocem *Cessa, cessa Prater, divinitus Capella consecrata est*, ter omnes audierant. Ex eo certa fides, & Conradum vera cognovisse, & Sacellum Deiparæ cœlitus dicatum & sacratum esse, nemo postea dubitavit. Quæ tum tantorum virorum præsentia & testimonia comperta, & merito credita, crebriora inde, & hucusque confirmarunt miracula. Igitur Conradus, Sacello ubi initium consecrationis facere instituerat, egressus, comitantibus, qui præsentes erant, & Deum, Deique Genitricem magnificantibus, basilicam porro Sacello circumjectam solitis ceremoniis in nomen & titulum sancti Mauritii & Sociorum ita Eberhardo postulante, consecravit, dedicavit. Mox ad sua quisque alius alio reversi, rei gestæ notitiam longe lateque diffudere. *Hartmannus loc. cit.*

Stimme, die viele hundert gehöret haben, wie schon oben ist bewiesen worden.

Ebenda. in der Note. „Diese Träumereyen „ werden weitläuftig beschrieben in Histoire de „ l'origine & de l'état présent de la sainte „ Chapelle. — A Einsidlen. 1699. 8.“

Was braucht man diese französische Beschreibung von der einsiedlischen Mariakapelle, und derselben wunderbaren Einweihung? Man findet ja dieselbe aller Orten deutsch, und erst 1783 erschien eine neue Auflage unter folgendem Titel: Einsiedlische Chronik, oder kurze Geschichte des Fürstlichen Gotteshauses Einsiedlen. Wie auch der allda sich befindlichen heiligen Gnadenkapelle. Neue verbesserte Auflage. Gedruckt in dem fürstlichen Gotteshause Einsiedlen durch Franz Xaver Kälin. 1783. In dieser Chronik ist alles kurz enthalten, was ich bisher von Einsiedlen angeführet habe, und noch anführen werde. Hermannus Contractus, ein berühmter Geschichtschreiber des Klosters Reichenau, welcher vor der Mitte des eilften Jahrhunderts lebte, hielt die eben erzählte Einweihung der Gnadenkapelle zu Einsiedeln für eine so ungezweifelte

Wahr-

Wahrheit, daß er in seiner Chronik auf erwähntes Jahr 948. also schrieb: Die Kapelle im Kloster des heiligen Meginrads (Meinrads) ist von Christo eingeweihet worden am 14ten Tage des Herbstmonats (25). Im Jahre 964. begleitete der heilige Conrad, Bischof zu Konstanz, mit dem heiligen Ulrich Bischofe zu Augsburg, und vielen andern Erzbischöfen, Bischöfen und Fürsten Kaiser Otto I. und seine Gemahlinn Adelheid nach Rom. Daselbst erzählte Conrad dem damaligen Pabste Leo VIII. was sich vor 16. Jahren bey der Einweihung der Muttergotteskapelle in Einsiedeln zugetragen hat. Er bat ihn zugleich um seinen Rath und Willen, ob man es bey erwähnter Einweihung in Zukunft solle bewenden lassen. Der Pabst, nachdem er auch das Zeugniß des heiligen Ulrichs, und anderer, sammt der Meinung vieler Bischöfe vernommen hatte, bestättigte die Wahrheit oft erwähnter Einweihung, und verboth unter schwerer Kirchenstrafe, daß kein Bischof

(25) Capella in cœnobio sancti Meginradi cœlitus consecrata est 18. Calend. Octobris. *In Chron. ad an. 948. apud Henric. Canis. in Thes. monum. eccles. edit. Antverp. tom. 3. pag. 259.*

schof diese Einweihung wiederhollen sollte. Er bestättigte zugleich auf Ansuchen des Kaisers und der Kaiserinn die Stiftung des Klosters Einsiedeln, und verboth ebenfalls unter schweren Kirchenstrafen etwas davon zu entziehen. Endlich ertheilte er allen, welche die Kirche daselbst andächtig besuchen, und ihre Sünden mit zerknirschtem Herzen beichten würden, einen Ablaß (26).

Von

(26) Leo Episcopus, servus servorum Dei. Convenit Apostolico moderamini pia religione pollentibus benevola compassione succurrere, & poscentium, sive nos consulentium animis alacri devotione impartiri assensum & consilium. Ex hoc enim lucri potissimum præmium a Conditore omnium Domino promeremur, dum venerabilia loca ad meliorem fuerint sine dubie statum producta. Igitur omnibus sanctæ Dei Ecclesiæ fidelibus præsentibus & futuris notum esse volumus, quia venerabilis frater, & Coepiscopus noster Constantiensis nomine Conradus coram dilectissimo filio nostro Ottone Imperatore & Adelheide sua charæ conjuge cum aliis multis Principibus suggessit nostro Apostolatui, quod ad locum quemdam in suo territorio positum, *Cella Meginradi* vocatum, anno ab Incarnatione Domini DCCCCXLVIII. ad hoc vocatus veniisset, quod Capellam unam in honore

Von dieſer Beſtättigung thut auch Hermannus Contractus in ſeiner Chronik auf das nämliche Jahr

nore ſanctæ & ſuperexaltatæ Dei genitricis ſemper Virginis Mariæ, XVIII. Kalend. Octobrium illic conſecraret: ſed cum circa medium noctis more ſolitò, cauſſa orationis ſurrexiſſet, dixit ſe dulciſſimum canticum, cum quibusdam religioſis fratribus ejusdem loci, audiviſſe. Et cum diligentius quid hoc eſſet perſcrutari voluiſſet, veraciter comprehendit talem cantum, & talem ordinem tunc habuiſſe in illius Capellæ, pro qua ipſe venerat, conſecratione, qualem adhuc Epiſcopi ſolent habere in Eccleſiarum dedicatione. Mane autem facto, & apparatis omnibus, Epiſcopum tardantem, & uſque circa medium fere diem differentem, Capellam aggredientes, ut promiſſum inciperet officium deprecati ſunt. Sed eum reſiſtentem, & viſionem exponentem acriter reprehenderunt. Donec audita tandem voce aperta: *Frater ceſſa, divinitus conſecrata eſt*, ter audierunt. Et tunc perterriti, rem prædictam geſtam veram, & ſanctam cognoſcentes approbant, Eccleſiam præfatam ex illa re cœlitus conſecratam veraciter adfirmantes. Unde prænominatus Epiſcopus & dilectus frater noſter adiens limina beatorum Apoſtolorum Petri & Pauli noſtram conſuluit auctoritatem, ſi poſt hanc viſam & certam

Jahr mit folgenden Worten Meldung: Eben dieser Pabst (Leo VIII.) hat die Einweihung

veritatem, ſibi, vel poſt eum alicui Epiſcoporum manum liceret apponere. Nos ergo conſultis venerabilibus viris, fratribus & Coepiſcopis noſtris Hattone ſcilicet Moguntinenſis Eccleſiæ Archiepiſcopo, Brunone Colonienſis Eccleſiæ Archiepiſcopo, Annone Wormakenſis Eccleſiæ Epiſcopo, Ottuino Hildensheimenſis Eccleſiæ Epiſcopo, Okkone Miimidonenſis Eccleſiæ Epiſcopo, Erkenbaldo Argentinenſis Eccleſiæ Epiſcopo, Udalrico Auguſtenſis Eccleſiæ Epiſcopo, Harberto Curienſis Eccleſiæ Epiſcopo, nec non Eggehardo Augienſi Abbate, & Burcardo ſancti Galli Abbate, & aliis quam pluribus, quorum conſilio nominatæ Capellæ conſecrationem ratam eſſe confirmamus. Et ne præſens Epiſcopus, vel aliquis ſucceſſorum manum deinceps audeat admittere, auctoritate Principis Apoſtolorum Petri & Pauli, & prædictorum fratrum & noſtra, ſub anathemate inhibemus.

Præterea rogatu & inſtinctu dilectiſſimi filii noſtri Ottonis Imperatoris, qui non parum Cellam dilexerat, & Deo dilectæ uxoris ejus Adelheide, nec non fratrum prædictorum conſilio, ſub divini judicii obteſtatione, & anathematis interdictu ſtatuimus & præcipimus, ut ſi quicumque homo

po-

hung der Kapelle in dem Kloſter des hei-
ligen Meginrads, welche von Chriſto
ſelbſt

potens vel impotens, ſpiritualis vel ſecularis, auſu temerario contra hoc Apoſtolicæ auctoritatis privilegium agere præſumpſerit, aut præfatum Monaſterium cum aliquibus pertinentiis ejus, quæ vel in præſenti poſſidet, vel quæ, Deo donante in jus & dominium ejusdem Eccleſiæ deinceps pervenerint, cuiquam, niſi communi & ſaniori fratrum Deo ibi famulantium conſenſu & conſilio conceſſerit, & Abbati, fratrumque ſuorum uſibus ſubtraxerit, ac aliquo modo de lecto ſuæ quietis eos excitaverit, ſive homines ejus, ubicumque locorum maneant, violenter & injuſte oppreſſerit, niſi reſipuerit, & Deo primum, & poſt famulis ſuis ſatisfecerit, auctoritate Dei, & noſtra, non ſolum anathematis vinculis innodetur, ſed & a regno Dei alienus exiſtat. Obſervatores autem omnipotentis Dei gratia benedicat; & a cunctis peccatorum nexibus abſolvat. Nos etiam confiſi omnipotentis Dei gratia & Apoſtolorum Petri & Pauli, ac ſacroſanctæ Matris Eccleſiæ, & Apoſtolicæ ſedis auctoritate, cunctos prædictum locum confeſſi & contriti devote viſitantes a culpa & a pœna reddimus abſolutos.

Scriptum autem per manum Petri Notarii & Scriniarii ſanctæ Romanæ ſedis, in menſe Novembrio, IIII. Idus Novembris.

selbst verrichtet worden ist, bestättiget (27). Noch mehr andere Zeugnisse der Päbste, Bischöffe und Geschichtschreiber bis auf unsere Zeiten, durch welche die ungezweifelte Wahrheit der göttlichen Einweihung osterwähnter Muttergotteskapelle zu Einsiedeln bewiesen wird, und die Widerlegung der Einwendungen, welche man dawieder machen kann, sind zu finden in der oben gedachten neuesten deutschen einsiedelischen Chronik S. 217, bis 235. und in dem An-

---

Lectum III. Idus Novembris, assidente Domino Leone Papa in sede sua juxta altare sancti Petri, coram Domino Ottone Imperatore, filioque ejus Ottone, atque Imperatrice Adelheide, & venerabilibus prædictis fratribus, nec non multis aliis Principibus, tam Romanis, quam Teutonicis, & confirmatum per manum Domini Leonis Papæ hujus nominis octavi in ordine autem CXXXVI. Anno ab Incarnatione Domini DCCCCLXIIII. Indictione VII. Feliciter. Amen. *Apud Hartman. l. sup. c. p.* 71.

(27) Eodem anno (964) Rege Romæ morante cum cæteris Principibus, idem Papa (Leo VIII.) consecrationem Capellæ cœlitus factam in Cœnobio S. Meginradi, coram Principibus, scriptis confirmavit. *Ex Chron. Herman. Contr. ad ann.* 964. *apud Henr. Canis. cit. pag.* 260.

Anhange S. 433. bis zum Ende. Schon vor mehr als hunderr Jahren schrieb Heinrich Heidegger, Professor zu Zürch, wider die gött-liche Einweihung der Muttergotteskapelle zu Einsiedeln, welchen aber der gelehrte Augustin Re-ding, hernach gefürsteter Abt daselbst gründlich widerleget hat. (28)

Wie dörfen also die freymüthigen Gesel-len abermal so unverschämt seyn, und S. 699. sagen: „ So elend und unsinnig indessen die-„ ses Märchen ist, so glaubt doch nicht nur der „ Pöbel von Layen vest daran, sondern die geist-„ lichen Herren zu Einsiedlen begehen das Ge-„ dächtniß dieser sogenannten Engelweihe alle „ sieben Jahre auf das feyerlichste, und locken „ viele tausend Pilgrime, zum Theil von 40, „ 50 und mehrern Meilen weit her, um das

(28) Diese Widerlegung hat den Titel: Dissertationes refutatoriæ, synodalis ab Heinrico Heidegero Professore Tigurino adversus sacras, speciatim Einsidlensem, peregrinationes evulgatae Dissertationis. Auctore A. R. & Cl. Domino ac Patre Augustino Reding S. Theologiæ Doct. Almæ Universitatis Salisburgensis olim Professore, & exempti Monasterii Einsidlensis Decans. Typis Monasterii Einsidlensis per Nicolaum Wagenmann. 1669.

„ prachtige Nichts zu sehen, und zu bewun-
„ deen. „

Zu Zeiten des gottseligen und gelehrten Je-suiten, Petrus Canisius, schalten und schmähe-ten die Protestanten auch wacker über die heilige Wallfahrtskapelle zu Einsiedeln. Worauf Ca-nisius also antwortet: Spotten und lästern jene, die sich von der katholischen Kirche getrennet haben, so lang sie wollen: er-dichten und speyen sie wider den Ursprung, wider das Wachsthum, wider die Vereh-rung und wider die Wunderwerke dieses heiligen Orts aus, was ihnen ihr unrei-nes Gemüth eingiebt, der Satan nämlich trachtet durch sie, als seine Werkzeuge, dieses hauptsächlich auszuwürken, daß er die Wallfahrten nach Einsiedeln bey dem Volke verhaßt und verächtlich mache, und dasselbe des Nutzens, der daraus entspringt, beraube. Allein die Recht-gläubigen und ihres Heils beflissenen Christen achten diese Lästerungen so we-nig, als das Bellen der rasenden Hunde. Sie bleiben in der heiligen Einfalt des christlichen Glaubens, und folgen lieber

dem

dem löblichen Beyspiele ihrer frommen katholischen Vorältern, als dem verführerischen Geschwätze der Gottlosen nach (29).

Ich setze bey: Haben jene nur eine Anlag Kritiker zu werden, die Leuten, die um 800 Jahr später, als sich die Begebenheit ereignet hat, und die aus dem ausgeschämtesten Läugnen

(29) Nugentur autem & calumnientur, qui sese ab Ecclesia catholica nefarie segregarunt: fingant & evomant, quæ impunus ipsis animus suggerit adversus sacri loci hujus originem, progressum, cultum, miracula: hoc nimirum Satana in suis organis potissimum procurante, ut in vulgi odium invidiamque sanctum hoc institutum adducat, ejusque salutarem usum & fructum impediat aboleatque. Sed enim qui recte sibi suæque saluti consultum volunt Orthodoxi, rem se dignam fecerint, si surdis auribus rabiosorum velut canum, istorum latratus transeant, & sancta christianæ fidei simplicitate contenti, præclarisque Majorum suorum exemplis confirmati, non quid dicant modo impii, sed quid faciant & sentiant tot sæculorum pii, id demum sibi propositum habeant, semperque commendatum servent. *Lib.* 5. *de Maria Virg. cap.* 24. *pag.* 721.

und Spotten eine Gewohnheit machen, eher glauben, als den ältesten und bewährtesten Geschichtschreibern, als unpartheyischen und angesehensten Augenzeugen, als schärfst untersuchenden Prüfern und unverwerflichen Bürgen für die Richtigkeit des Faktums einen Glauben beymessen wollen?

Die nach der Zeit an diesem heiligen Orte erfolgten Wunder, gründen sich also nicht auf Fabelwerk, sondern auf lautere Wahrheit, und sind ein neuer Beweis, daß der Himmel in allem seine Hände dabey gehabt habe. Doch sie schmähen fort.

S. 700 schreiben sie: „Doch dieses Nichts, „ und so manches andere Nichts, ist indessen die „ Quelle des unermeßlichen Reichthums vieler „ Kirchen nnd Klöster: es giebt Wallfarten, „ wo Berge von Schätzen aufgehäuft sind, Mönche haben sich aus den Opfern der Leichtglaubigkeit Paläste erbauet, ansehnliche Herrschaften an sich gebracht, und sind aus freywilligen Armen große Herren geworden.

Wo existiren diese Viele Kirchen und Klöster, welchen durch das Opfer, wohl gemerkt, durch das Opfer der Wallfartenden unermeßliche

liche Reichthümer zugeflossen sind? Waren dann die Freymüthigen aller Orten zugegen, wenn man die Opferstöcke ausgeleeret hat? Wie viele berühmte Wallfahrten giebts aber, wo das Opfer so gering ist, daß man nicht einmal vom Opfer allein die nöthigen Ausgaben bestreiten kann? In gestifteten Klöstern aber giebt man zwanzigmal mehr Almosen, als das Opfer austrägt. Die Berge von Schätzen muß man nicht auf den Wallfahrten, sondern in den Köpfen der Freymüthigen suchen. Es giebt geschliffene Gläser, welche alles, was man dadurch anschauet, vergrößern und vervielfältigen. Und solchen Gläsern sind der Neid und Mißgunst gleich. Man sieht zwar in vielen Wallfahrtsorten kostbare heilige Gefäße, und Kirchenkleider, diese sind aber nicht allein aus dem Opfer, sondern meistentheils aus andern Stiftungsgefällen der Klöster verfertiget worden. Wo sind endlich die Paläste und Herrschaften, die aus dem Opfer der Wallfahrter erbauet und gekaufet worden? Was die Mönche der gestifteten Klöster anbelangt, so besitzt von ihrem Ursprunge an keiner aus ihnen insonderheit ein Eigenthum, son-

dern sie haben nur ihren Unterhalt, in welchem die evangelische Armuth besteht (175). Die Klöster aber selbst besaßen gleich Anfangs Landgüter und verschiedene Einkünfte. Hernach gaben Kaiser Karl der Große und seine Nachfolger, den Benedictinerabteyen verschiedene Herrschaften, und machten viele Aebte zu Reichsfürsten, damit sie bey dem Volke in größerm Ansehen stehen sollten. Ein gleiches thaten viele Könige und Fürsten, welche die Klöster mit genugsamen Einkünften versahen.

Ebenda. „Auch der dürftigste Pilgrim „ läßt wenigstens ein Meß- oder Opfergeld zu„ rück, und kauft sich geistliche Spielwerke, „ angerührte Bilder, Rosenkränze, Ablaßpfen„ ninge, Wachskerzen u. dgl., womit die Be„ sitzer des wunderthätigen Bildes einen ein„ träglichen Handel treiben, die Pilgrime aber, „ wenn sie nach Haus kommen, ihre Kinder, „ Verwandten und Nachbarn bezaubern, damit „ der Thoren kein Ende sey.“

Die dürftigsten Pilgrime lassen weder Meß- noch Opfergeld zurück, sondern begehren ein Almosen vor der Klosterpforte. Die Bemittelten aber

(30) Apostelgesch. IV. 32. 34. 35.

aber lassen etwann eine heilige Messe lesen, oder kaufen um ein geringes Geld einige geistliche Sachen. Und wie soll dieß übel oder thöricht seyn? Ist es vielleicht besser größere Geldsummen zur neuen Mode, zu eiteln oder gar zu bösen Dingen anwenden? Woher wissen aber die Freymüthigen, daß der Handel mit Bildern ꝛc. auf einigen Wallfahrten einträglich sey? Oder soll man vielleicht alle diese Sachen wegschenken?

S. 701. „ Es giebt auch noch immer reiche „ Leute, welche silberne, goldene und mit Edelsteinen besetzte Opfer auf Wallfahrten schicken, „ aber hartherzig genug sind, um die Noth und „ das Unglück einzeler Personen und ganzer Familien mit gleichgültigen Augen anzusehen. “

Daß Kaiser, Könige, Fürsten und andere sehr kostbare Opfer nach Loreto, Einsiedeln, und Mariazell in Steyermark geschickt haben, kann nicht geläugnet werden. Daß aber dieses noch immer, und zwar von Reichen geschehe, die unbarmherzig gegen die Armen sind, ist zu beweisen, oder man hält es für eine freymythige Lüge: Die Gott gefällige Opfer machen, geben gewiß auch standmäßiges Allmosen.

Ebend. „ Leute, die das thaumaturgen „ Bild zu Erben einsetzen, Jahrstäge, Messen „ zu tausenden, ewige Lichter, und was weiß „ ich, was alles stiften, und die Armuth dar„ ben lassen, “

Abermal Lügen! Lügen! bis es bewiesen wird.

Ebend. „ Alles dieses würde aufhören, „ wenn die Leute klüger würden; und sie wür„ den klüger werden, wenn die Pfaffheit nicht „ immer bedacht wäre, sie durch erdichtete Wun„ derhistörchen zu täuschen.

Freymüthige Lästerung! Pfaff und Pfaffheit waren in alten Zeiten Ehrentitel. Heut zu Tage ist Pfaff ein Schimpfwort, welches viele Layen beständig im Munde haben. Vor nicht gar vielen Jahren sagte ein gewisser Hofkomödiant zu einem Piaristen, er sey ein grober Pfaff; dieser aber nannte ihn einen groben Flegel. Hieraus entstund ein Streithandel. Der Komödiant entschuldigte sich mit dem, daß das Wort Pfaff eine gute Bedeutung habe: weil es so viel heiße als Pastor Fideiis Animarum Fidelium; Ein getreuer Hirt der glaubigen Seelen. Worauf der Piarist erwiederte: der grobe Flegel habe auch

eine

gute Bedeutung; weil man selben zum Fruchtausdreschen, folglich zum lieben Brod nöthig habe. Und also nahm der Streit ein Ende. Daß man Wunder erdichte, ist eine uralte unkatholische und aufgewärmte Lästerung.

Ebenda. „ Was aber eben diese Mirakelgeschichten am meisten verdächtig machen muß, „ ist ohne Zweifel dieß, daß, wenn dergleichen „ Wunder wahr wären; auf solche Art Gott „ selbst den schändlichsten Aberglauben unterstützen würde, welches sich ohne Gotteslästerung „ nicht einmal gedenken läßt. "

Nein, Gott kann den Aberglauben durch keine Wunderwerke unterstützen. Aber eben darum, weil Gott durch die heiligen Bilder Wunder wirket, so folget nothwendig daraus, daß die Verehrung derselben kein Aberglauben sey. Ich rede aber hier nur von solchen Wunderwerken, die von den Kirchenvorstehern genau untersuchet, und bestättiget worden sind, und an derer Wahrheit vernünftig niemand zweifeln kann. Nun müssen die Freymüthigen beweisen, daß alle Wunder, welche bey den Wallfahrtsbildern geschehen sind, erdichtet und falsch seyn, wenn sie keine ausgeschämte Lästerer seyn wollen.

Ebenda.

Ebenda. „Die Wallfahrtsbilder sind gemeiniglich entweder Sudeleyen von elenden Kleckmalern oder plumpsteife Plöcke von Zimmerleuten und Bildhauern; und überhaupt je unnatürlicher, unförmlicher und monströser ein Bild ist, desto eher wird es zum Mirakelwirken applicirt.“

Lügen! Lästerungen!

S. 702. „Daher sind auch die schwarzen und braunen Muttergottesbilder zur Errichtung einer Wallfahrt weit tauglicher, als andere, denen die Kunst eine natürliche Farbe, und ein anständiges schickliches Ansehen gab.“

Einige dieser Bilder, welche in einigen Kapellen stehen, waren anfänglich weder schwarz, noch braun; die beständig daselbst brennenden Kerzen und Lampen aber haben ihnen von langer Zeit her diese Farbe zugezogen. Warum man sie aber nicht putze, und ihnen die vorige Gestalt gebe, kann ich nicht errathen. Vielleicht fürchtet man, dieses möchte ihr Alterthum in Zweifel setzen, und das Publikum auf den Verdacht verleiten, als wäre es verwechselt worden.

Ebenda. „Ueberdieß wird die Andacht gegen die Heiligen, und besonders gegen die heilige

„ lige Jungfrau Maria nirgends so erstaunlich
„ übertrieben, als gerade auf Wallfahrten.“

Wo ist der Beweis von einer übertriebenen Andacht?

Ebenda. „ Leider ist ohnedieß der Heiligen-
„ dienst in unserer Kirche bey einem beträchtli-
„ chen Theil des Volkes so beschaffen, daß er
„ beynahe alle wahre und vernünftige Verehrung
„ des Allerhöchsten ausschließt.“

Wie können dieses die freymüthigen Läste-rer wissen? In der katholischen Kirche dienet man allein Gott, und nicht den Heiligen; man verehret die Heiligen wegen Gott; ja die Kinder in den Trivialschulen wissen, daß man Gott allzeit als das höchste Wesen anbethe, die Heiligen aber als Fürbitter anspreche.

Ebenda. „ Sehr viele Leute richten unter
„ hundert Gebethen 99. unmittelbar zu den Hei-
„ ligen, und kaum eines zu Gott.“

Dieses ist 100 und 99 mal erlogen. Selbst in dem heiligen Rosenkranz grüßet man zwar die heilige Jungfrau Maria vielmal, aber eben so oft benedeyet man ihren göttlichen Sohn, und verehret dabey sein Leben, Leiden und Tod.

Ebenda.

Ebenda. „ Sogar wenn sie das Vater unser „ bethen, thun sie es zur Ehre eines Heiligen. “

Wer hat dieses den Freymüthigen gesagt? Gesetzt auch, es geschehe bisweilen, was folget daraus? Man liest ja auch Messe zu Ehren der Heiligen.

Ebenda. „ Es heißt auch nicht immer: Hei„ lige Maria bitt für mich; sondern auch, „ du Königinn des Himmels, du Her„ scherinn der Welt, du Mittlerinn ꝛc. „ errette mich, hilf mir, verleih mir die„ se Gnade; du allein kannst mir helfen; „ du allein bist meine Hoffnung; auf dich „ allein setze ich mein Vertrauen u. s. w.

Es ist wahr, man nennet die heilige Jungfrau Maria eine Königinn Himmels und der Erde: weil sie, als eine Mutter Gottes, über alle pure Creaturen erhöhet ist. Christus ist unser Mittler bey Gott, sie aber ist unsre Mittlerinn bey ihrem göttlichen Sohne durch ihre Fürbitt: war nicht Moses auch so ein Mittler? Wir bitten, sie wolle uns durch ihre mächtige Fürbitte bey Gott retten, helfen, Gnaden erwerben ꝛc. Wir haben eine grosse Hoffnung und großes Vertrauen auf ihre Fürbitte bey Gott. Was kann

aber

aber ein wahrer katholischer Christ hieran tadeln? Das Gebeth des Gerechten vermag viel, sagt die Schrift: ist etwa die Mutter Gottes nicht gerecht?

S. 703. „Es bleibt dessen ungeachtet wahr, „ daß die Heiligen in Praxi von dem grossen „ Haufen der Katholiken angebethet werden, „ ungleich mehr als der Allmächtige selbst an„ gebethet wird.“

Dieſe Erzläſterung verdienet gar keine Antwort, sondern ein K auf die Stirne. Wer die Heiligen anbethet, wie Gott, ist kein Katholik mehr.

Ebenda. „Nun wird aber dieser Unfug auf „ Wallfahrten und bey wunderthätigen Bildern „ aufs höchste getrieben. Denn da begnügt man „ sich nicht die Heiligen auf eine Art anzurufen, „ wie man nur Gott anrufen sollte; sondern „ man nähret auch noch den falschen kindischen „ Begriff, daß das Bild selbst, zu dem man „ seine Zuflucht nimmt, eine Wunderkraft be„ sitze, wodurch die sinnliche Andacht gegen das „ gemalte, oder geschnitzelte Ding so entflammet „ wird, daß sie blos bey dem Bilde stehen bleibt,

„ und

„ und sich nicht einmal zu dem Gegenstande des-
„ selben erhebt. “

Abermal zwo Lästerungen in einem Hauche! Wer ruft auf Wallfahrten die Heiligen wie Gott selbsten an? Wer erhebt sein Gemüth nicht zu dem Heiligen, dessen Bild er verehret? Der österreichische Normalkatechismus sagt ja S. 111. ausdrücklich: Katholische Christen verehren die Bilder, weil sie etwas Verehrungswürdiges, als etwann eine göttliche Person, oder die Mutter Gottes, oder einen Heiligen vorstellen. Die Verehrung ist nicht auf das Bild, sondern auf das, was dadurch vorgestellet wird, gerichtet. Und die heilige Kirchenversammlung zu Trient lehret also: Ueberdieß soll man die Bildnisse Christi, der Gottesgebährerinn, und anderer Heiligen, besonders in den Kirchen haben, und behalten, auch ihnen die schuldige Ehre erweisen, nicht darum, daß man glaube, es sey in denselben eine Gottheit oder Kraft enthalten, wegen welcher man sie verehren, etwas von ihnen begehren, oder ein Vertrauen auf sie setzen solle, wie vor Zeiten die Heiden auf

ihre Götzenbilder; sondern weil die Ehre, welche ihnen erwiesen wird, auf die Personen abzielet, die sie vorstellen 2c. (30) Dieß war auch allezeit die Lehre der katholischen Kirche; und ich glaube nicht, daß jemand unter den Katholischen zu finden sey, der dieselbe nicht öfters in den Predigten und katechetischen Unterweisungen gehöret habe und wisse. Diese Witzlinge sollte man wahrhaftig noch ein Paar Jahre in die Trivialschul schicken.

S. 704. Hier führen die Freymüthigen ein Abschiedslied an, welches die Pilgrame zu singen oder zu bethen pflegen, wenn sie zu Einsiedeln

(30) Imagines porro Christi, Deiparæ Virginis, & aliorum Sanctorum, in templis præsertim habendas & retinendas, eisque debitum honorem & venerationem impertiendam; non quod credatur ineſſe aliqua in iis divinitas vel virtus, propter quam sint colendæ; vel quod ab eis sit aliquid petendum, vel quod fiducia in imaginibus sit figenda, velut olim fiebat a gentibus, quæ in idolis spem suam collocabant; sed quoniam honos, qui eis exhibetur, refertur ad prototypa, quæ illæ repræsentant &c. *Conc. Trident. Sess. 25. post init.*

siedeln eine Wallfahrt verrichtet haben, worauf sie S. 705. sagen: „Dummer und abgeschmack„ ter kann kaum ein Heid bethen, und das nennt „ man christliche Frömmigkeit!“

Es ist wahr, dieses Lied ist nicht nach der heutigen Mode und Schreibart verfertiget, und einige Ausdrücke in demselben könnten verbessert werden. Doch finde ich gar nichts heydnisches darinnen. Denn alles, was von dem Bilde der Mutter Gottes und ihres göttlichen Kindes gesagt wird, läßt sich gar wohl auf die Mutter Gottes und ihren göttlichen Sohn ausdeuten, welcher die Kapelle zu Einsiedeln, wie oben bewiesen worden, zur Ehre seiner jungfräulichen Mutter selbst eingeweihet, und bis auf diese Zeit ihren andächtigen Verehrern grosse Gnaden verliehen hat. Ich kann mir auch nicht einbilden, daß die Wallfahrter dieses Lied bisher anders verstanden haben.

Ebenda. „Und solche Gebethe und Lieder „ werden an einem Orte gedruckt, verkauft, ge„ bethet und gesungen, wo ein ansehnlicher ge„ fürsteter Abt regiert! Und der hält es seiner „ Würde nicht unanständig, solchen rohen Aber„ glauben durch seine Untergebene unterhalten,

„ be-

„ befördern, verbreiten zu lassen! O Faustin,
„ Faustin! O aufgeklärtes, philosophisches Jahr-
„ hundert! “

Hier schweige ich: weil eben dieser Hochwürdigste Reichsfürst seine und seines fürstlichen Stiftes Ehre wider die unverschämten freymüthigen Gesellen selbst besser zu verfechten wissen wird. Dieses allein setze ich hieher: O liebloses, o verkehrtes philosophisches Jahrhundert! welches alles aufs gehäßigste auslegt, was die wahre Liebe entschuldigen würde. Uebrigens wäre ich der Reformation einiger Gesänger gar nicht entgegen.

S. 705. geifern die Freymüthigen zum Beschlusse abermal die greulichsten Lästerungen wider die Geistlichkeit und die Wallfahrten aus, welche aber kein vernünftiger und ehrlicher Mensch glauben wird.

S. 707. „ Ich könnte Gegenden nennen,
„ wo ringsum Wallfahrten von verschiedenen
„ Gestalten, und die Leute doch zum Theil eben
„ darum noch halbe Barbaren sind. “

Und ich könnte auch Gegenden nennen, in welchen zwar viele Wallfahrten, aber gar keine halbe, nicht Viertel Barbaren zu finden sind; indem die Leute sowohl in den Kirchen, als in

den Normalschulen im katholischen Glauben wohl unterrichtet werden. Hingegen trifft man dessen ungeachtet in eben dieser Gegend gewisse Ausländer an, welche ohne Scheu schriftlich und mündlich den philosophischen Voltairsglauben lehren, und den katholischen Glauben von dem heiligsten Meßopfer, von der sacramentalischen Beicht zu nicht geringer Aergerniß des Publikums bestreiten. Sind etwa auch die Wallfahrten Schuld daran?

Ebenda. „Wie könnte man, wenn man „alles dieses reiflich erwäget, die Wallfahrten „gutheissen? Muß man nicht vielmehr wünschen, daß alle Wallfahrten und Mirakelbilder „schlechterdings abgeschaft, und diese Materie „des Aberglaubens aus dem Wege geraumet „werde?“

So wollen dann die freymüthigen Gesellen nicht nur alle Wallfahrten nach heiligen Orten abstellen, sondern auch sogar von der katholischen Kirche verdammte Bilderstürmer werden! So weit gieng Luther nicht.

S. 708. Hier ziehen die Freymüthigen wider den frommen Diener Gottes Benedict Joseph Labre los, welcher den 17ten Aprils

1783

1783. zu Rom gestorben ist. Sie nennen ihn einen Schwärmer, einen Fanatiker, einen frömmelnden Taugenichts, einen lumpigen, stinkenden Bettler. Endlich sagen sie S. 710. „Sie wollen im nächsten Stücke zeigen, daß Labre weder nach den Grundsätzen „einer gesunden Philosophie, noch nach den „Grundsätzen des ächten Christenthums ein Heiliger seyn könne, weil er nicht einmal richtig „im Kopfe war.“

Benedict Joseph Labre ward gebohren den 26. Märzen 1748. in der französischen Provinz Artois, in der Pfarre des heiligen Sulpiz von Anette, und führte von Jugend auf ein sehr frommes Leben. Aus Begierde zu größerer Vollkommenheit trat er erstlich in den Karthäuser- und hernach in den Cisterzienserorden. Weil aber das Klosterleben seiner Leibs- und Gemüthsbeschaffenheit nicht zuträglich war, verließ er dasselbe, und besuchte Loretto nebst andern heiligen Orten in Italien. Im Jahre 1775 kam er das zweytemal nach Rom, und blieb die meiste noch übrige Zeit seines Lebens daselbst. Er lebte in grosser Armuth, und hielt sich schier beständig in den Kirchen auf, wo er mit ausseror-

dentlicher Andacht dem Gebethe oblag. Endlich beschloß er sein gottseliges Leben in dieser Stadt mit einem gleichen Ende. Er wurde in seinem Leben und nach seinem Tode von jedermann, der ihn kannte, wegen seiner vielfältigen Tugenden sehr hoch geschätzt. Seine Lebensbeschreibung kam im letzt verflossenen Jahre 1784. zu Rom italiänisch, und zu Augsburg unter folgendem Titel deutsch heraus: Kurzer Auszug von dem Leben und Tod des Dieners Gottes Benedict Joseph Labre, beschrieben von Johann Baptist Alegiani 2c. Aus dem Italiänischen ins Deutsche übersetzt. Augsburg, bey Johann Georg Bullmann in der Fuggerey Nr. 45. 1784. Ich verlange zwar nicht aus dem frommen Labre vor der Zeit einen Heiligen zu machen; doch muß ich bekennen, daß sein Leben eine grosse Aehnlichkeit mit dem Leben des heiligen Johannes Calybita, und des heiligen Alexius habe, welche beyde ebenfalls zu Rom gestorben sind, und von der ganzen katholischen Kirche verehret werden. Ich muß mich daher billig verwundern, daß sich die Freymüthigen haben erfrechen dörfen, so schimpflich von diesem gottseligen Manne zu schreiben.

ben. Ihre und des ausgeschämten deutschen Zuschauers Lästerungen sind um so weniger verantwortlich, weil fast alle Monate und Wochen bey der Grabstatt dieses Dieners Gottes unlaugbare Wunder geschehen. Läugnen wollen, was in den Augen des Publikums geschehen, nach aller Strenge geprüft, nnd als wahrhaft befunden worden ist, ist der Charakter unverschämter und niederträchtiger Leute.

S. 714. „ Der finstere Moralist schüttelt „ freylich bey dieser Ungestraftheit (der Hurerey) „ den Kopf, und der andächtige Priester jammert über das Verderbniß der Zeiten; aber „ die Philosophie feyert ihren Triumph. „

Warum aber triumphirt die neue Philosophie? Lehret sie dann, daß die Hurerey unbestraft bleiben müsse? Schöne Moral! schöne Reformation, die nicht einmal ein ehrlicher Jud unterschreiben wird.

Ebend. „ Wenn nun weise Gesetze gefallene Mädchen eine lasterhafte Handlung ungestraft hingehen lassen, die Niemanden als ihnen selbst schadet, und dem Staate zufälliger Weise nützt, der dabey immer einen Bürger gewinnt ꝛc. “

Was sind dieß für weise Gesetze, welche die Hurerey ungestraft hingehen lassen? Ich finde nichts dergleichen in der Theresiana. Diese verordnet Art. 87. §. 8. S. 239. also: „ Und „ zumalen nach der bisherigen Erfahrenheit die „ mehresten Kindermorden von daher ihren Ur„ sprung genommen, weilen erstens, die zum Fall „ gebrachte Weibspersonen, die ihnen bevorste„ hende öffentliche Schandstrafen befördchtet; „ dann zweytens, weilen ihre Zuhalter sie treu„ los verlassen, und solch — geschwächte Weibs„ personen von darum in Kleinmuth und Ver„ zweiflung gerathen; oder drittens, weilen sie „ geglaubet, daß ihre Schwangerschaft gänz„ lich verborgen seye, und durch Vertilgung ih„ rer Leibsfrucht verhüllet bleiben möge; so sind „ Wir zwar keinerdings gesinnet, das La„ ster der Unzucht, durch welches Gott so „ sehr beleidiget wird, ungeahndet da„ hin gehen zu lassen, sondern Wir wol„ len vielmehr, daß solchem Uebel auf „ alle mögliche Weise gesteuret, und ge„ bührend abgebüßet werde. Damit aber „ den vorbemeldten Anlaßgebungen nach Thun„ lichkeit vorgebogen, und alles, was nur die „ Verheelung der Schwangerschaft verursachen „ kann, aus dem Wege geraumet werde; so „ ordnen wir hiemit, daß

„ Erstlich: Die aus menschlicher Schwach„ heit zum Fall gebrachte Weibspersonen, wel„ che ihre Schwangerschaft ihren Eltern, Freun„

„ den

„ den oder sonst Jemanden verläßlich entdecken,
„ nach der bereits oben Art. 6. §, 8. und Art. 81.
„ §. 2. und 4. gethanen Anordnung mit keiner
„ öffentlichen Bestrafung angesehen, sondern in
„ Geheim auf eine leidentliche Art bestra-
„ fet werden sollen 2c. „

Wir aber diese Bestrafung der Hurerey beschaffen seyn solle, verordnet erwähnte Theresiana Art. 81. S. 222. also:

„ §. 1. Die gemeine Hurerey wird began-
„ gen, da entweder erstlich: ledige Personen
„ beyderley Geschlechts sich ein — oder ander-
„ mal miteinander fleischlich vergehen, oder an-
„ dertens: zwey ledige Personen in stäter unehli-
„ licher Beywohnung leben; oder drittens: da
„ eine ledige Weibsperson dem unzüchtigen Le-
„ ben nachhange, und Jedermann zu Willen
„ stehet.

„ §. 2. Belangend nun die erste Gattungen
„ dieses Verbrechens, da wollen wir, daß der-
„ gleichen Personen durch ihre sonst ordentliche
„ Obrigkeit von ihrem sündlichen Leben alles
„ Ernstes abgemahnet, anbey in vernünftiger
„ Rücksicht, und Erwegung ihres Standes, Ge-
„ schlechts, Bedienstung, guten Anverwandt-
„ schaft, und sonstigen Wohlverhaltens, das
„ erstemal bescheidentlich, und ohne öffentliche
„ Beschimpfung, und zwar nach Beschaf-
„ fenheit der Umständen, entweder mit
„ einem scharfen Verweis, oder mit einer
„ leidentlichen, und ihrem Vermögen an-
„ gemessenen Geldbuß, oder zeitlichen Ar-

„ rest, oder sonst einer heimlichen Stra-
„ fe; das andertemal aber mit Verschär-
„ fung einer so gestalten Abbüssung; und
„ endlich, wenn solche zweymalige Ab-
„ warn- und Züchtigung nichts fruchtete,
„ und die Thäter von ihrem bösen Le-
„ benswandel nicht abstünden, auf ferne-
„ res Betretten durch das Landgericht mit
„ einer gemessenen, und bewandten Um-
„ ständen nach öffentlichen Leibesstrafe
„ beleget, auch nach Gestalt der Sachen
„ des Landes, oder respective Landge-
„ richts auf ewig verwiesen werden sol-
„ len. Da hingegen wider die dritte
„ Gattung der Huren, und gemeinen
„ Schleppsäcken allemal Landgerichtlich
„ mit empfindlicher Leibesstrafe, und je-
„ weiliger Landes- oder Landgerichts-
„ verweisung zu verfahren ist. „

Heißt dieses gefallenen Mädchen ihre lasterhaften Handlungen ungestraft hingehen lassen? Wo ist nun der Triumph der neuen Philosophie, welche aus der Hurerey ein geschenktes Handwerk machen will? Merket es ihr H— Advokaten! wie können die Freymüthigen behaupten, daß das Laster der Hurerey dem Staate zufälliger Weise nützlich sey? Es ist wahr, derselbe gewinnet hiedurch sehr viele Bürger, aber was für Bürger? Bürger, gemeiniglich ohne Mittel, die ihm nur zur Last sind, weil er sie erhalten muß. Bürger, welche

ihre

ihre Geburt öfters zeitlich und ewig unglückselig machet. Denn weil die meisten Väter für den nöthigen Unterhalt, und die gute Erziehung ihrer unehelichen Kinder keine Sorge tragen, so werden diese meistentheils in der katholischen Religion, und in den nöthigen Wissenschaften schlecht oder gar nicht unterrichtet. Aus Mangel des nöthigen Unterhalts werden sie gezwungen zu betteln, und ergeben sich dem Müßiggange, welcher der Ursprung vieler Laster ist. Und also werden sie öfters nicht nur unnütze, sondern auch recht schädliche Glieder des Staates. Daher sagt der heil. Thomas gar recht: Das Laster der Hurerey sey dem Leben der unehlichen Kinder schädlich; weil zu Erziehung eines Menschen nicht nur die Sorge der Mutter, wie bey einigen Thieren, sondern auch des Vaters erfodert werde, von welchen ein Kind unterrichtet, bewahret, und sowohl der Seele als dem Leibe nach vrrsorget werden muß. Ja, dieses Laster sey wider die Natur des Menschen (31).

S.

---

(31) Fornicatio simplex importat inordinationem, quæ vergit in nocumentum vitæ ejus, qui est ex tali concubitu nasciturus. Videmus enim in omnibus animalibus, ut quibus ad educationem prolis requiritur cura maris & fœminæ, quod in eis non est vagus concubitus..., sicut patet in avibus. Secus est in animalibus, in quibus sola fœmina sufficit ad educationem fœtus, in quibus est vagus concubitus, ut patet in canibus, & hujusmodi aliis animalibus. Manifestum est autem, quod ad educationem hominis non solum requiri-

tu

S. 716. „So sagt denn einmal laut und „ deutlich heraus, christkatholische Seelsorger, „ daß die Glocken ungeachtet ihrer Weihe, und „ Taufe doch weder über den Schöpfer, noch „ über die Schöpfung etwas vermögen. „

Daß auch die geweihten Glocken Gott nicht abhalten können, wenn er einen Ort mit Ungewitter strafen will, hat man gewußt, ehe die Freymüthigen auf der Welt waren. Wenn der Bischof eine Glocke weihet, so bittet er unter andern Gott den heiligen Geist, daß er sie heiligen, und in den Glaubigen, wenn sie derselben Klang hören, die Andacht vermehren wolle, damit aller Schaden des Ungewitters abgewandt würde ꝛc. (32) Es dachte also niemals ein Mensch daran, daß man sich durch das Glockenläuten Gott widersetzen wolle; sondern man hoffte nur, daß er durch seinen göttlichen Segen, und

---

tur cura matris, a qua nutriatur, sed multo magis cura patris, a quo est instruendus, & defendendus, & in bonis tam interioribus, quam exterioribus promovendus. Et ideo contra naturam hominis est, quod utatur vago concubitu &c. 2. 2. *q.* 154. *art.* 2.

(32) Deus - - - quæsumus, ut hoc vasculum sanctæ Ecclesiæ tuæ præparatum sancti † ficetur a Spiritu sancto, ut per illius tactum fideles invitentur ad præmium. Et cum melodia illius auribus insonuerit populorum, crescat in eis devotio fidei; procul pellantur omnes insidiæ inimici, fragor grandinum &c. *Pontif. Rom. edit. Antverp.* 8. 1707. *pag.* 354.

und das andächtige Gebeth der Glaubigen allen Schaden abwenden werde. Ob das Läuten auch eine natürliche Kraft habe die Ungewitter zu vertreiben, dieß wollen wir den Physikern überlassen.

Ebenda. „ Saget ihnen, daß das Vertrauen auf bloßes Weihen und Segensprechen „ eitel Heidenthum ist. “

Wenn dieses wahr, und nicht eine unverschämte Lästerung wäre, so müßte man alle Segen und alle Weihungen, die im römischen Rituale stehen, ausstreichen, welches doch wider die von den Freymüthigen selbst angeführte kaiserl. Verordnung ist, wo folgende Worte gelesen werden: Die Sekular- sowohl, als Regulargeistlichkeit solle durch die Herren Ordinarios angewiesen werden, sich keiner andern Segen, Weihungen oder Generalabsolutionen, als die im Rituali Romano ausdrücklich vorgeschrieben sind, zu bedienen. Wer sagt aber, daß man sein Vertrauen blos auf Segensprechen, und nicht vielmehr auf Gott, von welchem aller Segen herkömmt, setzen, beynebens aber ein christliches Leben führen müsse, wenn man der Wirkungen des Segens theilhaftig werden will?

S. 717. Hier handeln die Freymüthigen von Sammlung der Meßner, und der dabey gewöhnlichen Ceremonien, welche sie ein mönchisches Ceremonienwerk nennen.

Daß doch die Mönche an allem Schuld seyn müssen! Wie tolerant gegen Huren, wie liebelos gegen Ordensgeistliche!

S. 718. „ Die Bibel des neuen Testaments versichert uns, daß unser Heiland den „ Teufel unter die Füsse getretten, und die Werke „ desselben zerstört habe. (1. Joh. 3. 8.)

Ja, der heil. Johannes sagt: Gottes Sohn ist erschienen, damit er die Werke des Teufels zerstörte (33). Was folget aber daraus? Vielleicht hat es nach dem Tode unsers Erlösers keine Besessene mehr gegeben? Vielleicht hat der Teufel den Menschen nicht mehr schaden können? Nichtswenigers. Denn Christus sagte ja selbst nach seiner Auferstehung zu seinen Jüngern: Die Glaubigen werden Teufel austreiben (34). Der Petrus ermahnte alle Christen, sie sollen nüchtern seyn und wachen, weil ihr Gegner der Teufel herumgehe, wie ein brüllender Löw, und suche, wen er verschlingen könne, welchem sie fest im Glauben widerstehen sollen (35). Und der heil. Paulus schrieb an die Epheser: Sie sollen die Kriegsrüstung Got-

(33) In hoc apparuit Filius Dei, ut dissolvat opera diaboli. 1. *Joan. III.* 8.

(34) Signa autem eos, qui crediderint, hæc sequentur: In nomine meo daemonia ejicient &c. *Marc. XVI.* 17.

(35) Sobrii estote, & vigilate: quia adversarius vester diabolus tamquam leo rugiens circuit, quærens quem devoret: cui resistite fortes in fide. 1. *Pet. V.* 8. 9.

Gottes anziehen, damit sie wider die Nachstellungen des Teufels sicher stehen können (36).

Ebenda. „Dieser Versicherung ungeachtet „ wurden schon in der ersten Kirche viele Gedichte „ und kindische Meynungen von den bösen Geistern und ihrer Gewalt unter den Christen ausgebreitet. “

Sind dann die ersterwähnten Ermahnungen der zween Apostelfürsten Gedichte und kindische Meynungen? Die Gewalt der Teufel ist zwar eingeschränket, und sie können den Menschen ohne Zulassung Gottes nicht schaden; Gott aber läßt dieses öfters zur gerechten Strafe der Sünder, oder zur Prüfung der Gerechten zu; wie wir hievon Beyspiele genug in der Schrift und Kirchengeschichte haben.

Ebend. „Im dritten Jahrhundert erkühnte „ sich Manes, ein persischer Priester, den Satan „ gleichsam auf den Thron zu erheben, und ihm „ eine Art der Unabhängigkeit anzudichten. Manes wurde mit seiner Lehre verdammt, aber „ die Christen behielten doch vieles von denselben „ bey; und die Bücher und Gebräuche, die von „ ihnen auf uns gekommen sind, dienen zum unwiderleglichen Beweise, daß diejenigen, welche „ den Manes und seine Anhänger mit Feuer und „ Schwerdt verfolgten, eben so sehr vor dem ohnmächtigen Teufel, als diese vor ihrem bösen „ Gott zittern. “

Der

(56) Induite vos armaturam Dei, ut possitis stare adversus insidias diaboli. *Epheſ. VI.* 11.

Der Ketzer Manes lehrte, daß zween Götter seyn, ein guter, und ein böser. Daß aber die katholischen Christen jemals den Teufel für einen Gott gehalten haben oder noch halten, und ihn als einen Gott fürchten, ist eine freymüthige Lüge. Ein elender Gott, der durchs Kreuzzeichen schon 1000mal ist entkräftet worden.

S. 719. „ So wie diese Furcht mit der Unwissenheit und Barbarey der Zeiten zunahm, so „ wurden auch Teufelserscheinungen, Teufelsbeschwörungen und Segensprüche allgemeiner „ und häufiger ꝛc, “

Wenn die Christen den Teufel so sehr gefürchtet, und vor ihm als einem Gotte gezittert haben, warum vertrieben sie ihn dann durch den Namen Jesu aus den Besessenen? Warum thaten sie ihm so tapfern Widerstand, und besiegten ihn so heldenmäßig? Das Gespött, welches hier die Freymüthigen über das heil. Kreuzzeichen, über das geweihte Wasser und Oel, über die Bilder Christi und der Heiligen, welche von der heil. katholischen Kirche jederzeit für nützliche Mittel wider die teuflischen Nachstellungen gehalten worden sind, treiben, verdienet keine Antwort, sondern Verachtung.

Ebend. in der Note. Hier verwerfen die Freymüthigen den uralten katholischen Gebrauch der Teufelsbeschwörung von der heil. Taufe, und sagen: „ Justin der Martyrer führet in seiner zweyten Schutzschrift, und Tertullian in seinem Buche von der Soldatenkrone die Taufgebräuche „ des zweyten Jahrhunderts an; keiner aber von „ beyden gedenkt des Exorcismus. “

Es ist nicht wahr, daß Justin und Tertullian in erwähnten Schriften von den Taufceremonien handeln. Sie hatten also keine Ursache von dem Exortismus vor der Taufe eine Meldung zu thun. Sie sagen aber ausdrücklich, daß man in der Kirche Christi die Gewalt habe, die Teufel zu beschwören und auszutreiben (37). Könnte man nicht argwohnen, diese Herren seyn von Lügen- und Lästergeistern besessen?

Ebenda. „ Aber im dritten Jahrhundert „ wurde keiner mehr getauft, wenn ihn nicht zu„ vor ein Exorcist durch fürchterliche Drohun„ gen aus der Sclaverey des Satans befreyt, „ und Gott übergeben hatte. "

Ja, dieß that die Kirche von den ersten Zeiten, und thut es noch heut zu Tage, weil sie weiß, daß alle Menschen, wenn sie auch von christlichen Aeltern gebohren worden, vor der Taufe Kinder des Zorns und Sclaven des Satans sind; wie Optatus Milevitanus bezeuget (38). Eben dieser Meynung waren auch der heil. Ambrosius, der heil. Au-

(37) Dei nominis potentiam dæmones tremunt & reformidant: & hodie quoque illi per nomen Jesu Christi crucifixi adjurati nobis parent. S. *Justin. M. in Dial. cum Tryphone.* Omnis hæc nostra in dæmones immundos dominatio & potestas in nominatione Christi valet . . . etiam de corporibus nostro imperio excedunt inviti & nolentes. *Tertull. in apolog. adv. gentes cap.* 23.

(38) Neminem fugit, quod omnis homo, qui nascitur, quamvis de christianis parentibus nascatur, quod sine spiritu immundo esse non possit, quem

gustinus, und die übrigen heil. Väter (39). Allein die freymüthigen Gesellen wollen es lieber mit den Pelagianern, mit dem Musculus, mit dem Calvin, mit den Centurienschreibern, mit dem Beza und andern Irrlehrern, als mit den heil. Vätern und der ganzen katholischen Kirche halten. Könnte wohl etwas Verwegeners seyn? Sonst führen die Neuerer immer das Alterthum im Munde: und itzt gielt dieß auch nichts mehr. O Aufklärung!

Ebenda. „Man weiß nicht, was man denken „soll, wenn man ein gewisses erst 1781 heraus„gegebenes Benedictionale durchblättert, worinn „nicht nur für Fleisch, Brod, Salz, Eyer, Wein „und andere Speisen und Getränke verschiedene „Segenssprüche und Exorcismen vorgeschrieben; „sondern auch Segnungen des Orts, von dem „der Teufel verscheuchet wird ꝛc.

Die Vertheidigung dieses Benedictionals will ich jenen überlassen, die es herausgegeben haben. Indessen ist gewiß, daß viele darinnen enthaltene Benedictionen auch im römischen Rituale stehen, welches nach kaiserlicher Verordnung im Oesterreichischen allein gebraucht werden solle. Alle Geschöpfe sind gut, und alle, sagte der Apostel, können im Namen des Herrn gesegnet werden. S. 722.

---

quem nec esse sit ante salutare lavacrum ab homine excludi & separari. Hoc exorcismus operatur, per quem spiritus immundus depellitur *Lib. 4. contra Donatistas.*

(39) Vid. Jodoc. Coccius in Thes. cath. tom. 2. lib. 5. art. 14. pag. 467. & seqq.

S. 722. in der Note. „ Gegen die Mäu-
„ se und besonders die Feldmäuse hält man den
„ Magnusstab (pedum S. Magni, einen
„ Stab wie die Aebte tragen, in welchem eine
„ Partikel von dem Stabe des heiligen Mag-
„ nus ist) für ein Specifikum. Man weiht
„ damit einen Haufen Sand und einen grossen
„ Kuber von Wasser. Von beyden nimmt je-
„ der eine seinen Besitzungen angemessene Por-
„ tion, und eilt damit auf die Felder; um quan-
„ tum satis in die Mauslöcher zu schütten.
„ Ueberdieß wird eine Prozeßion um die Stadt
„ oder das Dorf angestellet, und der Pater
„ Magnusstäbler selbst spritzt geweihtes Wasser
„ umher, und streut geweihten Sand aus, und
„ bethet und flucht. Die Benedictiner, die im
„ Ganzen genommen zwar gescheider und geschick-
„ ter als die meisten andern Mönche, aber doch
„ Mönche sind, glauben, weil der heilige Mag-
„ nus auch ein Benedictiner war, vor andern
„ zu dieser heiligen Marktschreyerey privilegirt
„ zu seyn, und tragen sogar an der heiligen
„ Stätte, wo man nur Christenthum lehren soll-
„ te, kein Bedenken, dieses Hokuspokus zu em-
„ pfehlen. (S. Biblioth. eccles. Friburg.
„ vol. VII. fasc. I. S. 125.) Das geschieht noch
„ in unsern Tagen, und das Volk läßt sich da-
„ mit äffen, und denkt nicht, daß es lauter Blend-
„ werk und eitel Mönchspossen ist. “

Freche Lästerer! wie getrauet ihr euch dieses zu sagen? Gott hat durch die Ruthe des Moses, durch den Schatten des heiligen Apostels Pe-

trus, und durch die Schweißtücher des heiligen Apostels Paulus viele und grosse Wunder gewirket; und soll er nicht auch durch den Stab des heiligen Magnus Wunder wirken können, wenn man ein rechtes Vertrauen auf seine göttliche Allmacht hat, und sich der Fürbitte des grossen Apostels Deutschlandes, des heiligen Magnus würdig machet? Daß aber Gott durch den Stab seines getreuen Dieners schon viele Wunder gewirket habe, findet man alte und neue Zeugnisse genug bey den gelehrten Bollandisten auf den 6. Tag des Herbstmonates S. 725. ꝛc. Aus diesen will ich hier nur das Zeugniß des löbl. Magistrats zu Ingolstadt vom Jahre 1729. anführen, aus welchem erhellet, daß durch den Stab des heil. Magnus alle Gegenden dieser Stadt von den Mäusen und anderm schädlichen Ungeziefer befreyet worden seyn (40)

S. 723.

(40) Reverendissime, prænobilis & amplissime Domine, Domine Prælate, Domine gratiose. Deo optimo maximo infinitæ sint grates, quod anno elapso eam nobis indiderit mentem, & prodigiosum S. Magni baculum contra mures aliaque noxia insecta huc mittendam expetierimus: Reverendissimæ vero & prænobili amplitudini vestræ, & toti laudabili conventui ac monasterio nos cum universa fabricæ præfectura in omne ævum obstrictos fatemur; utpote quæ ad preces nostras in extrema, qua affligebamur, necessitate & calamitate, prodigioso hoc S. Magni baculo nobis illico succurrit, & eundem per A. R. P. Augustinum Wündt, rarum omnino zelotem & laudatissimum Sacerdotem (cui Superi

S. 723. in der Note. Was die Freymüthigen hier von einem gewissen Pfarrer erzählen, bin ich nicht schuldig ihnen zu glauben, weil ich sie schon öfters an Lügen ertappet habe.

S. 726. in der Note. Wenn das Anekdötchen von einem englischen Fräulein, welches die Freymüthigen hier als wichtig und lehrreich anrühmen, auch wahr wäre, so hätten sich die Freymüthigen schämen sollen, solches anzuführen. Nur die Schweine wühlen gern im Kothe herum. Solche Mittel den Teufel zu vertreiben hat die katholische Kirche gewißlich niemals gutgeheissen. S. 727.

---

peri ardentissimas tuas preces, quibus Deus in nostra vota flecti debuit, indefessam operam & laborem æternis præmiis remunerari velint) gratiose submisit. Et sane prodigiosam hanc Sancti, nomine & re Magni, opem ita tumus experti, ut per integrum postea annum in agris nostris, hortis & demibus, nec murem, nec aliud quodpiam infectum, vel videri vel sentiri sit datum, adeoque nunc divite & ubere messe fruamur, &c. Ingolstadii 25. Julii MDCCXXIX. Reverendissimæ, prænobilis & amplissimæ Dominationis vestræ

Obsequiosi

Joannes Reusch, J. U. Lic. urbis Pro-prætor, & p. t. Ædilis major. Vitus Kleydorster, civitatis Capitaneus, & p. t. Ædilis minor, atque universæ Fabricæ præfectura. *p.* 727. *n.* 144. & 135. Die Herren Ingolstätter also, und alle wahre katholische Christen von vielen Jahrhunderten her hielten den Segen mit dem Stabe des heil. Magnus für kein Hokuspokus, Blendwerk, Mönchspossen, und Marktschreyerey, wie die protestantisirten freymüthigen Gesellen.

S. 727. „ In den Zeiten, wo jeder Heili„ ger ein Schwärmer, und jeder Denker ein „ Ketzer oder Zauberer war, da wuchsen Be„ sessene wie Gras hervor, und Exorcisten trie„ ben ganze Legionen Teufel aus.“

Zu Zeiten der Apostel und heiligen Väter gab es viele Ketzer, Besessene und Zauberer; waren aber deßwegen die Apostel, die heiligen Väter und Bischöfe Schwärmer? Waren die Ketzer keine Ketzer, sondern nur unschuldige Denker? War das Teufelaustreiben ein blosses Blendwerk? Waren die Zauberer keine Zauberer? War Christus auch ein Schwärmer, weil er Legionen Teufel austrieb? O Lästerer!

S. 729. in der Note. „ Ein vernünftiger „ Seelsorger wird z. B. mit Vergnügen das „ Seinige dazu beytragen, daß die Gemeine, „ um künftigen Ueberschwemmungen vorzubeu„ gen, einen Damm am Gestade eines reissen„ den Stroms erbaue; aber ein einfältiger Tropf „ von einem Pfarrer wird anstatt eines Damms „ auf die Brücke über den Bach eine Statue des „ heiligen Johannes von Nepomuck setzen las„ sen, die vielleicht eben so viel kostet, als ein „ Damm würde gekostet haben, aber so viel „ als ein fünftes Rad am Wagen nützt.“

Man pflegt die Statue des heiligen Johannes von Nepomuck auf die Brücken zu setzen, um dadurch seinen herrlichen Martertod zu verehren, indem er von der Moldaubrücke ins Wasser gestürzet worden, und darinnen ertrunken

ist;

ist; weil er nichts aus der sakramentalischen Beichte, welche die Freymüthigen abzustellen trachten, offenbaren wollte. Man rufet ihn auch an, daß er durch seine Fürbitte bey Gott die Wasserschäden abwenden wolle. Und soll alles dieses nicht mehr nützen, als das fünfte Rad am Wagen? Kann dieses ein aufrichtig katholischer Christ sagen? Indessen aber muß man doch die natürlichen Mittel den Wasserschaden abzuwenden nicht vernachläßigen. Aber beydes kann beysammen stehen.

Ebenda. „Es giebt noch hundert Fälle, in „denen ein aufgeklärter Geistlicher wenigstens „durch weisen Rath der größte Wohlthäter seiner Gemeine werden kann, da indeß der abergläubische Pfaff durch Bilder, Segen, Beschwörungen, Abläße, Wallfahrten, Mirakel ꝛc. nur dumme, träge Bigoten, keine vernünftige Christen heranziehet.“

Schon wieder Pfaff! — Ein rechtschaffener katholischer Geistlicher weiß schon, was er lehren, oder rathen muß, und hat den Unterricht der Freymüthigen nicht nöthig; der aber mit ihnen das heiligste Meßopfer, die sakramentalische Beichte, die Kirchenceremonien, die Verehrung der Heiligen, und mehr andere Dinge, welche die katholische Kirche lehret, und gutheißt, verwirft, ist kein wahrer Seelsorger, sondern vielmehr ein Verführer, ein Sektirer, ein Unkatholik.

Nachdem ich dieses geschrieben hatte, las ich zufälliger Weise in der Frankfurter kais. Reichs-

Ober

Oberpostamts-Zeitung Num. 81. folgendes, mit welchem ich auch meine Anmerkungen beschliessen will: „Der Friede in der Kirche wird „in den K. K. Erbländern nicht selten durch „schlechte Geistliche gestöret, welche unter dem „Vorwande, die alte Disciplin wieder herzu„stellen und die Moral zu reinigen, im Grunde „nichts anders suchen, als ihre Leidenschaften „zu befriedigen, und die rechtmäßige Gewalt „ihrer Bischöffe zu verachten. Zum Beweise „dient das Seminarium in Olmütz, wo Se. „Majestät der Kaiser unlängst einige unruhige „Köpfe ausgetrieben haben; ferner das kaum „aufgerichtete Bisthum Linz, wo die Beförde„rer der so genannten kleinen Kirche Unkraut „sogar bis in dem bischöflichen Consistorio aus„zustreuen suchen.“

Wenn es doch Sr. Majestät hinterbracht würde, wie unkatholisch (und zwar wider ihre Ausdrücke, Verbothe) in ihren katholischen Staaten gelehrt und geschrieben werde. Von wie vielen unruhigen und aller Religion höchst gefährlichen Köpfen würden sie sich noch frey machen? Soll dann die Toleranz dahin zielen, daß man gegen alle Sekten duldsam seyn soll, die katholische Religion aber nach Belieben angreifen und lästern dürfe? Dieß kann die Meynung des Advokatens der katholischen und allein seligmachenden Kirche (so nennen sie Se. Maj. selbst) unmöglich seyn.

Antworte dem Thoren nach seiner Thorheit:

Das ist,

gründliche

Widerlegung

des sogenannten katholischen

Oesterreichers,

der unlängst eine Schmähschrift wider den Hochw. Herrn Aloys Merz, Domprediger in Augsburg, herausgab;

Verfaßt von einem oberösterreichischen

Weltpriester

Franz Steininger.

Es sind eitle Dinge, und ein Werk, das des Lachens wohl werth ist. Jer. 10, 15.

§. 1.

Es war, so ich mich nicht irre, im Sommer des abgewichenen Jahres, als ich in einem Avertissement der regensburgischen historischen Nachrichten zu meiner nicht geringen Verwunderung eine recht vollständige öffentliche Beicht eines armen Sünders las, der von der epidemischen Versuchung ein Autor zu werden dahingerissen, eine geraume Zeit mit höchst elenden, erbärmlich zusammengestoppelten, hie und da sehr anstößigen, und sogar

mit ketzerischen Sätzen angesteckten Werken wider Gott, Religion, und seinen Nächsten oft und viel gesündiget hatte. Dieser unstreitig von einem bösen Genius zum Schreiben verleitete Mensch beichtete, und bekannte ganz offenherzig, daß er 1) das Paquet für Fürsten, sonst nützt nichts. 2) Bitte an Joseph den Zweyten aus der Herzenskammer eines ehrlichen Mannes. 3) Meine Grille von den katholischen Vestalinen. 4) Ein Schreiben an Herrn Prof. Nikolai, nebst noch zwey kleinen Stücken, die ich aber niemals zu lesen bekam, verfertiget habe. Er selbst nannte, welche große Selbstverlaugnung! diese seine Werke elende Geburten, und betheuerte zugleich, da er vernommen, daß man andere rechtschaffene Männer diese Werke geschrieben zu haben beschuldige, und sie vielleicht ihrentwegen in Verdrüßlichkeiten kommen könnten, wolle er, wenn er ja gesündiget, ganz allein die Sünde tragen. So lautete ungefähr dieses sein Bekenntniß. Hätte ich das Zeitungsblatt nur wieder auftreiben können, würde ich

alles Wort für Wort angeführt haben; so aber, da ich es verlohren, bin ich gezwungen, diese Beicht nur aus dem Gedächtnisse anzuführen. Zuletzt entdeckte der Pönitent seinen Namen, und das Amt, so er bekleidet; unterschrieb sich als k. k. Bücherrevisionsactuarius; sonder Zweifel verschwieg er nur aus Demuth, daß er auch zu Linz Bibliothekschreiber ist.

§. 2.

Nu, sprach ich lächlend zu einem meiner Freunde, die Beicht ist zwar aufrichtig, verschwiegen hat er nichts; seine Reue aber über seine vielfältige Autorsünden, und der Vorsatz sich ernstlich zu bessern kömmt mir sehr verdächtig vor. Wenn ich ja gesündiget, spricht er: dieß zeigt an, daß er die Sünden seiner Jugend und Unwissenheiten noch nicht sattsam erkenne; und der Zusatz, er schreibe gern, und werde vielleicht noch mehrere Stücke herausgeben, ist das unfehlbare Kennzeichen, er habe keinen ernstlichen und kräftigen Willen sich zu bessern; sonst müßte er feyerlich versprochen haben, entweder gar nichts mehr zu

schreiben, oder doch, bevor er wieder etwas heraus giebt, etwas Rechtschaffenes zuvor zu lernen. Ich halte demnach, fuhr ich ferners fort, auf die ganze Beicht nichts, und schliesse vielmehr, daß er unter der Larve eines demüthigen Pönitenten, uns auf eine feine Art habe sagen wollen, er sey der Verfasser obbemeldter Werke, und werde uns mit nächstem wieder etwas neues liefern.

§. 3.

Meine Vermuthung traf zu. Als mir vor einiger Zeit ein guter Freund eine kleine Piece mittheilte, die den auffallenden Titel führet: Ist Herr Aloys Merz, ordinari Prediger des hohen Domstiftes zu Augsburg, ein römisch-katholischer Gottesgelehrter, und steht der Mann an seinem Orte? eine Frage von einem katholischen Oesterreicher aufgeworfen, und dem künftigen Verfasser einer pragmatischen Geschichte des Exjesuitismus zum Gebrauch, wie allen seinen christlichen Landesleuten

zur

zur Warnung, und Wiederberuhigung beantwortet, und ich kaum einen halben Bogen derselben durchlas, rief ich überlaut auf, — Da ist er ja wieder, der Herr Paquetmacher, der Bittenfabrikant, der Grillenaushecker! Dacht ichs nicht, daß es ihm bey seiner Beicht zur Bekehrung niemals ernst gewesen? Ich nahm endlich alle meine Geduld zusammen, die gelehrte Schrift ganz auszulesen, gab sie verschiedenen Geistlichen; alle erriethen sogleich den Verfasser, und seine Mithelfer, und fällten einhellig das Urtheil, dieß sey noch die allerabscheulichste Mißgeburt, die der Herr Actuarius jemals ausgeheckt, und kein Protestant habe noch eine so infame Schmähschrift wider den Herrn Domprediger zu Augsburg ausfließen lassen.

§. 4.

Soll man denn, sagte ich, zu allen diesen Verleumdungen, die der tolle Mensch nicht nur wider Herrn Merz, und die Exjesuiten, sondern wider die sämmtliche Geistlichkeit der österreichischen Staaten ausspeyet, gänzlich

schweigen? Merz wird freylich seine Ehre, und orthodoxe Lehre selbst vertheidigen; und den Schmähgeist nach Verdienst heimschicken; allein er verdient auch von einem österreichischen Geistlichen widerlegt, und weil er es gar zu grob gemacht, mit der großen meislingerischen Knutrpeitsche gezüchtiget zu werden: Er möchte sonst auf die Gedanken gerathen, wir Priester hie zu Lande wären entweder nicht im Stande, etwas auf sein Geschmier zu antworten, oder wir wären alle wider den Herrn Merz auf seiner Seite, und billigten sein Wirwar, das er von der Toleranz daher geschnattert. Dieß bewog mich, wider ihn die Feder zu ergreifen, Merzens Ehre zu retten, alle schimpfliche Beschuldigungen von ihm und der sämmtlichen erbländischen Geistlichkeit abzulehnen, und den entsetzlichen Stolz dieses Gelehrten in der Einbildung recht zu demüthigen. Antworte, dacht ich, dem Thoren nach seiner Thorheit, damit er sich nicht einbilde, er sey weise. Sprüche Salomonis 26. Vertheidige laut wider ihn die heiligen Glaubenslehren der römischkatholischen

lischen Kirche, zerschmettere mit gegründeten und nachdrücklichen Antworten seine alberne Vernünfteleyen, zeige ihm aus seinen eigenen Schriften, wie falsch er sich eingebildet, er sey gelehrt, und verstehe etwas: wer weiß, ob er nicht gleichwohl zur Erkenntniß seiner selbst kömmt, und sich seiner Thorheiten heilsam schämet? Das soll nun geschehen: Ich werde erstlich darthun, daß der Hochwürdige Herr Domprediger ein römischkatholischer ächter Gottesgelehrter sey, und in seiner Pfingstpredigt nichts wider unsere katholische Religion, nichts wider das Oberhaupt des heil. römischen Reichs geprediget habe; ich werde ferners erweisen, daß der katholische Oesterreicher, wie sich sein Gegner nannte, nichts weniger als römischkatholisch sey, sondern in seinen Schriften längstverworfene Irrlehren vorgetragen habe.

§. 5.

Sie warfen, mein Herr Gegner, die seltsame Frage auf, ob Herr Merz ein römischkatholischer Gottesgelehrter sey: erlauben sie

mir nun, daß ich mit ihnen ein wenig dialogiren, und eine Gegenfrage an sie stellen darf. Woraus schliessen sie, daß er nicht katholisch sey? — Er hat, sagen sie, in seiner Pfingstpredigt im abgewichenen Jahre die Unduldsamkeit, die Verfolgung der Irrglaubigen, Mord und Aufruhr geprediget. Was sie da sagen? — das ist entsetzlich, das ist mir unglaublich. Sollte das wahr seyn? Ja leider! nur allzuwahr! Denken sie nur, er lehrte, — welche Verwägenheit? — die Duldung irriger Religionen sey wider den Charakter Jesu Christi, und den Geist seiner Apostel. Sagen sie mir zur Güte, von welcher Duldung eigentlich seine Rede handle? denn so viel ich noch von meinen Schulstudien her weiß, ist sie zweyfach; wir theilten sie in die **bürgerliche** und in die **theologische**. Diese Abtheilung ist allerdings höchst nöthig, weil ihr, Herren Tolerantisten, sie entweder aus Unwissenheit, oder aus Bosheit miteinander verwechselt, um dem gemeinen unstudirten Manne die geistliche Unduldsamkeit gehäßig zu machen. Damit sie sich aber mit der Unwissen-

wissenheit, was bürgerlich, was theologisch dulden sagen wolle, nicht entschuldigen können, will ich beydes nach aller Möglichkeit recht deutlich erklären: Die bürgerliche Toleranz besteht darinnen, wenn ein Regent Leute, die einer andern, als der im Lande herrschenden Religion zugethan sind, in seinem Reiche duldet; diese Duldung kann auch ohne öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes bestehen, wie es ihnen ohnedieß bekannt seyn wird. So gab es in unseren Staaten seit undenklichen Jahren Soldaten, Künstler, Manufakturier, Handwerker protestantischer Religion genug, ohne daß sie jemand ihrer Religion wegen kränken durfte, und auch wirklich kränkte; doch die freye Ausübung ihres Gottesdienstes, und das Bürgerrecht stund man ihnen nicht zu: Das kann man eigentlich die erste Art der Duldung nennen. Erlaubt nun der Regent einer, oder mehreren Religionspartheyen, daß sie sich in gewissen Orten öffentlich zum Gebeth, und anderen gottesdienstlichen Handlungen versammeln dörfen; werden ihnen Kirchen, Bethhäuser,

Predi-

Prediger, Schulen ꝛc. gestattet, so heisset dieß Gewissensfreyheit, oder freye Religions-Übung: und diese kann man die zweyte Art der Duldung nennen. Mit dieser werden gemeiniglich noch mehrere landesfürstliche Gnaden, als das Bürgerrecht, die Fähigkeit zu allen Würden, Aemtern und Ehrenstellen zu gelangen verbunden, wie es der Souverain für gut befindet. Wider diese zwo Gattungen bürgerlicher Duldung zieht der Polemiker nicht zu Feld; sie gehört eigentlich nicht in sein Fach; und wider diese hat auch Herr Merz seine Predigt nicht eingerichtet, wie man es aus dem Eingange derselben sonnenklar ersehen kann.

§. 6.

Das wollen sie mir aber durchaus nicht zugeben, sondern suchen uns mit Gewalt zu bereden, Merz wäre ein Feind der bürgerlichen Toleranz, ganz vom Verfolgungsgeist wider die Protestanten entflammt, und lehre, daß man alle Unkatholische mit dem Schwerdt ausrotten soll. Wie beweisen sie es aber?

Der

Der Beweis, sagen sie, liegt schon in seinem Kanzelspruch; er legt den Text Matth. 10, 34. zum Grunde: **Ich bin nicht gekommen, den Frieden, sondern das Schwerdt auf Erde zu bringen:** Also will er ja alle Irrgläubige verfolgt, und mit dem Schwerdt ausgerottet wissen. Herr Gegner! ich bin noch ein bisgen scholastisch, und sage ihnen: nego consequentiam. Daß Merz diese Folgerung aus dem Texte ziehe, müssen sie mir jezt beweisen. Anstatt eines Beweises finde ich aber S. 6. 7. 8. 9. ihrer Blätter nichts als Unsinn. Sie sollen mir die verneinde Consequenz beweisen, und kommen auf einmal ganz ausser sich: der Schauer ergreift sie, noch gröβre Finsterniß, als sie ohnedieß umnebelt, umgiebt ihre Seele, alle Gebeine beben ihnen, die Erschütterung geht in die Nerven über, ihr Gehirn wird zerrüttet, sie phantasiren, und reden wie ein Wahnwiziger in der Fieberhize: Welche Verwirrung muß jezt in ihrem Kopfe vorgehen? Sie kommen gar nach Amerika in das Königreich Peru, von Peru nach Irrland, von Irrland in die Nie-

derlande, von da in die Thäler von Piemont zu ihren Glaubensbrüdern den Waldensern (*), alsdenn nach Paris, gleich darauf nach Rom in eine Bildergalerie Pabst Gregors XIII. Um des Himmels willen! hält der Paroxismus noch länger an, so muß ich um einen Wundarzt schicken, und ihnen Vesikatorien setzen lassen. — Der arme Mensch! König Jakob in England hatte den Naturfehler, daß er kein bloßes Schwerdt sehen konnte; vielleicht hat er von Natur den Fehler an sich, daß er das Wort Schwerdt nicht hören kann, ohne in eine Fraise zu fallen. — Was für tolles Zeug schwätzte er daher! nun wird nichts Gescheides mehr von ihm zu erwarten seyn. Doch nein: S. 9. kömmt er wieder zu sich, thut die Augen auf, und ruft: Aber was sehe ich? Herr Merz fährt fort, uns das Bild und die Absicht des Erlösers zu entdecken. Nun wohl: so zeigen sie mir jetzt, weil sie wieder bey Vernunft sind, Herr Merz lehre, es sey die Absicht des Erlösers, mit dem materiellen Sol-

Daten=

(*) Sieh unten S. 18.

daten- oder Scharfrichters-Schwerdt Irrgläu-
bige und Sektirer zu vertilgen: das müssen
sie mir jetzt erweisen, daß der Domprediger
den Text Matth. 10. in einem so groben, ma-
teriellen, und wirklich widerevangelischen Ver-
stande erkläret. — Allein das thut der Gegner
wieder nicht, sondern nimmt das, was er er-
weisen sollte, schon als eine erwiesene ausge-
machte Sache an. — Jetzt geht er in das
Evangelium, zeigt aus einer Menge Schrift-
stellen, daß man seinen Nächsten lieben, sei-
nen Feinden vergeben, ihnen das Böse mit
Gutem vergelten, für Beleidiger und Verfolger
bethen, alle Menschen, ohne Rücksicht auf
ihre Religion, lieben, und ihnen Gutes thun
soll. — Das hat ja alles seine Richtigkeit,
das sagt ja Herr Merz selbst S. 5. in seiner
Predigt, das gebe ich ihnen ganz gerne zu,
und habe dieses eh gewußt, als sie auf die
Welt kamen. Mein lieber alter Vater, und
meine sel. Mutter lehrten mich in meinen Kin-
derjahren, es sey Sünde, einem Juden ein
Leid zuzufügen, ihn zu betrügen, auszuspot-
ten, oder zu hassen; denn, sagten sie, die Ju-

den

den sind auch unsere Nächsten, so gut als ein Christ. Sie lehrten mich, Protestanten müsse man eben so, wie Katholicken begegnen: es sey Sünde, sie anfeinden, verachten, verfolgen: sie lieben sey unsre Pflicht. — Daher muß ich allezeit lachen, wenn die Herren Tolerantisten uns die Liebe, Sanftmuth, Verträglichkeit gegen fremde Glaubensgenossen als eine in vorigen Zeiten den Katholicken unbekannte, oder schlecht ausgeübte Lehre vorpredigen wollen. Hievon ist jezt die Frage nicht: Beweis will ich haben, daß Merz gerade das Gegentheil von dem, was sie uns dahergeprediget, lehre, und die bürgerliche Duldung anstreite. Allein sie fahren weiter fort, beweisen aus dem heil. Polykarp, daß man die Irrenden mit Liebe zurückführen, gegen sie nicht strenge seyn, für die Feinde des Kreuzes bethen soll — aus dem Tertullian: daß man den Glauben nicht erzwingen; aus dem Lactanz: daß nichts freywilliger, als die Religion seyn soll; aus dem heil. Augustin: man soll jene nicht verfolgen, die Gott geduldet; aus dem heil. Gregorius: daß Bischöfe und

Prie=

Priester nicht zu Bütteln, sondern zu Hirten ihrer Heerde bestellt worden, daß man nicht mit Schlägen, nicht mit Strenge und Härte, sondern mit Sanftmuth den Glauben predigen müsse: Zu allem diesen spreche ich, und Herr Merz von ganzem Herzen Amen! — Das ist alles pure lautre Wahrheit, das wußten wir wieder schon längst, ehe sie es uns sagten. — Was schlieſſen sie jetzt? Es führet also, sagen sie S. 20., weder Christus, noch die Apostel, noch unsere Kirchenlehrer eine gleiche Sprache mit dem Herrn Merz. — Hoc est in quæstione, sagte man meiner Zeit in der Philosophie, hievon ist eben die Frage, ob Merz eine andere Sprache führe, ob er das Gegentheil, wie sie vorgeben, lehre? das müssen sie mir aus den eigenen Worten des Predigers erweisen; hierauf kömmts an. Aber statt des Beweises kommen sie über den Augustin Calmet, und Nikolaus de Lyra, führen uns aus diesen gelehrten Schriftauslegern die Erklärung des Textes Matth. 10. an, daß unter dem Schwerdt der Krieg verstanden werde, den Fleisch, Welt und Teufel dem Evangelio

ankündigen würden, und folglich das Schwerdt, das Christus zu senden gekommen, kein Mordwerkzeug, kein Schlachtschwerdt, sondern nach der Lehre Pauli das Schwerdt des Geistes, das Wort Gottes sey. Hochgelehrter Herr! Merz, und ich sage hiezu: concedimus totum — wir verstehen diesen Text auch nicht anders. — Jetzt aber meiner Treue bricht mir die Geduld! Beweis will ich haben, daß Merz unter dem Schwerdt Christi ein Verfolgungs-, ein Henkerschwerdt verstehe, oder — es sieht nicht gut aus!

§. 7.

Stille! jetzt kömmt der Beweis; er führet, wie ichs verlangte, des Predigers Worte an. Nun wollen wir die Ohren recht spitzen. S. 1. und 2. in der Pfingstpredigt sagt Herr Merz: **Daß in gewissen Fällen die Duldung** (er redet von der bürgerlichen) **auch irriger Religionen Platz finden könne, ja wirklich Platz finde, hierüber ist nicht einmal ein Zweifel; werden denn die evangelischlutherischen, und sogenannten reformirten Christen**

nicht

nicht wirklich im ganzen römischen Reiche geduldet: Ja, wer hindert sie sogar in der öffentlichen Ausübung ihrer Religion: Kein Mensch; in allen jenen Ländern, Städten und Dörfern, in denen das freye Religionsexercitium, gemäß feyerlicher Friedensschlüsse, ist zugestanden worden, wird ihnen nicht das geringste in den Weg gelegt. So spricht Merz, so führen sie selbst S. 37, diese Stelle an. Was ziehen sie nun für eine Folge daraus? Paßt auf! Jezt geschieht eine Generaldecharge: — Hier, sagt der Herr Gegner S. 38, haben wir es also durch seine eigene Worte bekräftiget, daß er von den weltlichen Staaten, von dem Swerdt des Scharfrichters, und nicht von dem moralischen Reich Christi, und dem geistlichen Schwerdt der Apostel, und der christlichen Kirche rede. Nun, Hochwürdiger Herr Dompredigr! da haben wir es, aus ihrem Munde sind sie jezt gerichtet, daß sie ein Mordprediger, ein Inquisitions-

sitionssteckenknecht, ein Anführer einer Dragonermißton sind: flüchten sie sich von Augsburg, weil es noch Zeit! — Sie sind aufs Haupt geschlagen.

§. 8.

Herr Aktuarius! erlauben sie gnädigst, wo haben sie Logik studirt? Sie sind in der Kunst zu schliessen ein ganz auserordentlicher Mann! solchen Scharfsinn, solche Bündigkeit hätte ich mein Lebetag bey ihnen nicht anzutreffen geglaubt. — Aus einer Stelle, in welcher Merz der bürgerlichen Duldung das Wort redet, in der er sagt: sie könne in gewissen Fällen Platz finden, und finde wirklich Platz, schliessen sie gerade das Gegentheil: er verwerfe die bürgerliche Toleranz, und verstehe den Text Matth. 10. von dem Schwerdt des Scharfrichters. Besser hätten sie wider ihre eigene Beschuldigung den Herrn Merz nicht vertheidigen können, als sie ihn mit der angezogenen Stelle, und ihrer belachenswürdigen Consequenz vertheidiget haben. — Sie

müssen

müssen seit ihrer lezteren Phrenesie, die sie bey dem Wort Schwerdt überfiel; noch nicht recht zu sich gekommen seyn, da sie diesen Beweis niedergeschrieben. Ihr Beweis ist eben so, als wenn jemand sagte: Dieser Rechtsgelehrte schreibt, es könne in gewissen Fällen die Duldung öffentlicher Hurenhäuser in einem Staate Platz finden, und finde wirklich Platz; werden nicht in England und Italien dergleichen Häuser und Weibsbilder geduldet? Wer hindert sie in jenen Städten, wo man sie gestattet, in der Ausübung ihres schändlichen Gewerbes? — Also lehrt er, man müsse alle Huren mit dem Schwerdt des Scharfrichters, oder der Zuchtruthe verfolgen: Also bekräftigen es seine eigenen Worte, man müsse in jenen Staaten, wo dergleichen Häuser noch nicht tolerirt sind, alle Huren zum Lande ausjagen, verfolgen und verbannen. Welcher Philosoph würde eine solche Consequenz machen? — Die ihrige ist von gleicher Art: sind sie nicht ein wahrer Candidat nach St. Marx?

§. 9.

Sie haben also keineswegs erwiesen, daß Merz den Text Matth. 10. verdreht, und die bürgerliche Unduldsamkeit, Mord und Verfolgung der Irrglaubigen gelehrt, sondern ihn wider ihren eigenen Willen recht gut vertheidiget. Da sie ihm also in der Theologie, wie sie wohl selbst in der Stille einsehen, nichts anhaben konnten, packen sie ihn über das Recht der Natur an, und wollen ihn einer entsetzlichen Unwissenheit in dieser Wissenschaft überweisen. Wir wollen zuhören, wie es ihnen gelingen wird. Herr Merz lehret, daß **man die durch feyerliche und öffentliche Verträge garantirte Toleranz, ohne Verletzung der versprochenen Treue, und schlüßlich des Naturrechts, nicht einmal streitig machen könne.** Nun gebe man wieder wohl acht, wie schlau unser Herr Aktuarius ist, und wie er den Herrn Merz mit seinen eigenen Worten fangen will. Merz, sagt er, lehret: die Toleranz irriger Religionen sey wider den Charakter

Christi und den Geist der Apostel, folglich etwas Böses, Unerlaubtes, im Evangelio Verbothenes; wie kann nun auf etwas, das böse, unerlaubt und verbothen ist, ein gültiger Vertrag geschlossen werden, und wie kann mich ein auf etwas Unerlaubtes geschlossener Vertrag nach dem Rechte der Natur verbinden? Er giebt eine Instanz, und sagt S. 39: Wollte mich Herr Merz einer Treulosigkeit oder Verletzung wider das Recht der Natur beschuldigen, wenn ich einem eine Schrift unterschriebe, und ihm solche zu halten betheuerte, in der es fest gesetzt wäre, daß ich ihn alle Woche einmal mein Weib wollte beschlafen lassen, und ich solches dann nicht hielte? Die Lehre der Verträge sagt, daß weder ich ein Recht hatte, die Schrift zu unterschreiben, noch den Vertrag zu beschwören, noch der andere dieses zu fordern noch anzunehmen, weil es etwas Böses, Unerlaubtes, etwas Verbothenes ist, welches nicht unternommen werden darf, und ich folglich nicht verpflichtet bin, dieses Paktum zu halten, und also weder die versprochene Treue verletze, noch wider das

Recht der Natur handle, wenn ich die Schrift und den Schwur nicht erfülle.

§. 10.

Meine beste Perücke wollte ich gleich darüber verwetten, diesen Beweis haben sie nicht selbst gemacht, sondern jemand anderer habe ihnen denselben in die Feder gegeben; für sie scheint er mir ein bisgen zu gelehrt zu seyn. Doch habe wer da wolle ihnen dieß Argument gemacht, so ist es doch nur ein bloßer Trugschluß. Ich frage wieder: Welche Toleranz bestreitet Merz in seiner Rede? die bürgerliche oder die theologische? welche hält er für etwas Böses, Unerlaubtes, und allezeit Verbothenes? die bürgerliche? — Nein: er sagt ja selbst, es gäbe Fälle, in denen sie Platz finden könne, und wirklich Platz finde, hierüber sey nicht einmal ein Zweifel. Findet sie nun in gewissen Fällen Platz, so ist sie etwas Erlaubtes, so kann ich denn einen Vertrag, einen Friedensschluß auf dieselbe, als eine in diesen Fällen erlaubte Sache gründen, und das Naturrecht verbindet mich, diesen auf et-

was Erlaubtes gegründeten Vertrag zu halten. — Der Ehebruch hingegen ist ein Laster wider das Gesetz der Natur, und es kann kein Fall erdacht werden, in welchem er zuverläßig werden könnte. Folglich kann niemals ein auf einen Ehebruch gegründeter Vertrag gültig und verbindlich seyn. — Da haben sie die Auflösung ihres Trugschlusses: das Vitium syllogismi besteht darinnen, daß sie schon wieder die bürgerliche mit der theologischen Duldung vermengen, und die eine für die andere annehmen. Die theologische Toleranz irriger Religionen ist allezeit an und für sich selbst etwas Böses, Unerlaubtes, und im Evangelio Verbothenes, das lehrt Merz und jeder römischkatholische Theolog; auf diese läßt sich freylich kein Vertrag gültig machen, noch weniger könnte er, wenn er gemacht worden, im Gewissen verbinden, so wenig als der Kontrakt auf den Ehebruch: die bürgerliche Toleranz hingegen ist keine an sich selbst böse, unerlaubte und verbothene Sache; es giebt wichtige Ursachen, in denen sie mit allem Rechte zugestanden werden kann. Sind

nun solche wichtige Ursachen vorhanden; so wird der Vertrag, den man wechselseitig schließt, gültig, weil die Ursachen, auf die er gebaut wird, vor Gott und der Welt gültig, und richtig sind.

§. 11.

Sind wir verpflichtet, sagen sie weiter, wegen Friedensschlüssen zu dulden, so müssen wir auch ohne dieselben dulden. So können wir, hätten sie sagen sollen, auch ohne dieselben dulden. Woher beweisen sie mir denn, daß ein Regent die freye Ausübung des Gottesdienstes anderen Religionspartheyen in seinen Staaten dulden muß, wenn ihn nichts dazu zwingt? Gesteht er etwas solches zu; so ists Gnade, und keine Schuldigkeit. Wollen sie schon wieder die Regenten belehren (*)?

Hat

(*) Wie in ihrem Paquete für Fürsten.

Hat nun aber der Monarch aus wichtigen Ursachen die Religionsfreyheit aus Gnade den Irrgläubigen zugestanden, so müssen wir Unterthanen freylich sie gedulden, und dörfen ohne Verletzung des dem Monarchen schuldigen Gehorsams, der gesellschaftlichen Ordnung und christlichen Liebe, ihnen in ihrer Religionsübung nicht das Geringste in den Weg legen; das nimmt sich von selbst aus. — Packen sie also ein; sie haben mit ihrem Wirrwarr von Trugschlüssen und falschen Sätzen nichts wider den Herrn Merz erwiesen: das allein erweisen sie, daß sie die ganze Predigt entweder gar nicht verstanden, oder aus geflissentlicher Bosheit ihr einen widerevangelischen Verstand angedichtet haben. Eben so ungegründet ist ihre zweyte Beschuldigung: Er habe unsern glorwürdigsten Kaiser verketzert, und ihn als einen Feind der Geistlichkeit, der Religion, der Menschen, als einen Feind Gottes verschrien, und in den Gemüthern katholischer Oesterreicher nur Verbitterung und Empörung wider denselben zu erregen gesucht. Woraus

schließen

schließen sie alles dieß? Aus einer merkwürdigen Stelle, die in dem Beschlusse der Streitrede vorkömmt; sie steht Seite 37, und lautet also:

§. 12.

Wird man sich nun bereden können, sagt Merz, daß es jene mit Christo, mit der Kirche Christi, mit den Gliedern der Kirche Christi, redlich und aufrichtig meynen, welche falschen Lehrern, ihren Anhängern und Vertheidigern, welche den Feinden und Bestreitern der Kirche Christi, ohne Zwang, ohne Noth, mit Gefahr, daß die gesunde Heerde geärgert, angesteckt, und schlüßlich das Reich Christi geschwächt werde, einen freyen und ungehinderten Zugang gestatten?

Ja, so schreibt Merz, Seite 36 sagt er das nämliche. Nun was folgern sie daraus? daß

daß er mit diesen Worten auf unsern Kaiser heimlich abziele? — Frevler! was für Begriffe haben sie von unserm römischkatholischen Monarchen? Ist es nicht eben so viel, als wenn sie ausdrücklich sagten: Diese Stelle geht den Kaiser an, weil er ohne Zwang, ohne Noth, und mit Gefahr, die gesunde Heerde zu ärgern und zu schwächen, den Unkatholischen die freye Religionsübung zugestanden, und ihnen den freyen und ungehinderten Zugang gestattet hat? Getrauen sie sich, das ohne Verletzung der Majestät zu sagen? — Heraus mit der Sprache! — Oder glauben sie vielleicht, ein römischkatholischer Regent könne ohne Zwang, ohne Noth, und mit Gefahr, die gesunde katholische Heerde zu ärgern und zu schwächen, in seinen Staaten irrigen Religion Sparteyen ihre Religionsübung frey und öffentlich gestatten? Welcher katholischer geistlicher Rechtsgelehrter lehret etwas solches? — Elender Mensch! schreiben wollen sie, von Materien schreiben, die sie zu wenig, oder vielleicht gar nicht verstehen;

nicht

nicht einmal in unseren erbländischen Schulbüchern, die von dergleichen Dingen handeln, sind sie belesen. Ich frage sie: Ist Herr Paul Joseph von Rieger, öffentlicher Lehrer der geistlichen Rechtsgelehrsamkeit, ein römischkatholischer Rechtsgelehrter gewesen? Sind seine Principia Juris Ecclesiastici katholisch? — Daran werden sie wohl nicht zweifeln. Was lehret dieser vortreffliche Mann von der bürgerlichen Toleranz? Sagt er etwa, ein Fürst könne sie ohne Noth, ohne alle Ursache einführen? — Gott bewahre es! Lesen sie im ersten Theile seines geistlichen Rechts, Seite 524, §. CCCCLIV. **Endlich, sagt er, ist es auch eine aus dem höchsten Rechte den Staat zu beschützen herfließende Folge, daß der Landesfürst den von der wahren Religion dissentirenden Unterthanen die freye Uebung ihres Gottesdienstes erlauben, und sie nicht nur allein schlechterdings geduiden, sondern der Duldung auch Regel und Art, zur Abwen-**

wendung eines sonst unvermeidlichen Uebels, mit Verträgen und Gesetzen bestimmen und festsetzen könne. — Zur Abwendung eines sonst unvermeidlichen Uebels, lehrt Rieger, könne ein Monarch etwas solches thun. — Sagt Merz was anders? — Herr Probst W. der Verfasser der Erinnerungen an Herrn Wurz, den sie Seite 58 wider die Jesuiten anführen, sagt in seinem Sendschreiben eines katholischen Pfarrers über die Toleranz eine gleiche Meynung; er lehrt, daß ein Landesfürst sich an Gott versündige, wenn er ohne Noth, ohne gute Ursachen, schädlichen Ketzereyen die Religionsfreyheit in seinem Lande gestattet. Wie kömmt es denn, daß der Erz-Antijesuit mit dem Exjesuiten gleiche Meynung heget? Wie schrieb nach ergangener höchsten Toleranzvergünstigung Merz zu einer Zeit, da er noch nicht gewiß wissen konnte, ob das Gerücht, das die protestantischen Zeitungsschreiber von der erfolgenden Toleranz einige Wochen zuvor

aus-

ausposaunten, eine gewisse und zuverläßige Nachricht sey? Wer aus beyden griff jezt, nach ihrer Art zu schließen, mehr den Monarchen an? der eine, der vor, oder der andere, der nach der Duldungsverordnung das nämliche geschrieben? der eine, der es gewiß gewußt hat, daß diese Verordnung ergangen, oder der andere, der keine Gewißheit haben konnte, ob sie, wie der Ruf gieng, ergehen würde? —

§. 13.

Zu allem Ueberflusse führe ich ihnen noch einen großen geistlichen Rechtsgelehrten an, der von dieser Sache eine ausführliche und gründliche Abhandlung geschrieben: es ist der berühmte Johann Kaspar Bartel, beyder Rechte Doktor, Hochfürstlich-bambergisch-würzburgischer innerster geheimer und geistlicher Rath; ein Mann, der nichts weniger als jesuitische Grundsäze hegte; den man, als das Buch des berufenen Febronius erschien,

An-

Anfangs für den Verfasser derselben, wiewohl fälschlich, gehalten hat. In dem 3ten Tome seiner gesammelten Schriften, in der Abhandlung: *De libertate exercitii Religionis ex lege divina*, p. 506. §. XXI. schreibt er also: Sola econtra necessitas, aut .actura veræ Religionis unica est ratio indulgentæ Religionibus ab hac diversis tolerantiæ, ac Exercitii libertatis. Ubi nimirum cum ratione status, & Regionis ipsa Religionis Orthodoxæ cum eadem arctissime connexæ necessitas concurrit, quarum neutra alteram destruere unquam debet, aut salva sua incolumitate potest: Tum Velificandum est magistratui, cum videt homines nec flecti posse, nec frangi debere cum detrimento Religionis, & piorum, patriæ vastatione, exitio Reipublicæ. Wenn sie diese Stelle etwa nicht verstehen, so lassen sie sich selbe von jemand übersetzen. — Was also Merz predigte, sagte auch Bartel, W. . . und Rieger; lauter katholische Gelehrte. wem hat es jemals geträumt, daß diese ihre Lehrsätze zur Verbitterung und Empörung der Unterthanen wider einen Landesfürsten, der die freye Religionsübung anderen Glau-

bensgenossen in seinem Reiche verstattet, Anlaß geben können ?

§. 14.

Ihre Ursache, die sie Seite 43. vorgeben, die den erhabenen Monarchen die bürgerliche Toleranz zu vergünstigen, bewogen haben soll, ist sowohl für den Souverain äußerst beleidigend, als auch für die sämmtliche Geistlichkeit seiner Staaten höchst schimpflich. Sollte Joseph, der eifrig katholische Landesvater, um die Faulheit der Priester aufzuwecken, den Feinden seiner Kirche, und der allein seligmachenden Religion freyen und ungehinderten Zugang in seine Erblande gestatten ? Das wäre eben so, als wenn ein Regent, der schläfrige und in Kriegsmanövern ungeübte Truppen hat, seinen Feind bloß darum ins Land ließe, damit seine Soldaten etwas zu thun bekämen, und in der Kriegskunst geübter würden. — Durch die Faulheit der Priester, schreiben sie, ist in seinen Landen die Religion verfallen. — —

Be=

Beweisen sie dieß, wenn sie im Stande sind. Sind etwa hie und da Priester gewesen, oder sind sie noch vorhanden, die ihrer Amtspflicht nicht nachgekommen; sind darum die meisten, oder alle faul zu nennen? Ist das ein Schluß, von einigen auf alle? Ist das Billigkeit, und nach ihrer vorgegebenen Menschenliebe, die ihr Tolerantisten immer im Munde, aber nicht im Herzen habet, geurtheilet, einen ganzen Stand gleich der Faulheit beschuldigen? und nicht nur der Faulheit, sondern sogar der Diebstähle, der Raubereyen: wie sie es in ihrem Wische, den sie zusammengeflickt, gemacht haben? Warum denn sogar intolerant gegen die sämmtliche Geistlichkeit, da sie doch gegen alle Nichtkatholische so viele Liebe, Sanftmuth, Duldung und Nachsicht uns immer vorpredigen? Ja wohl Menschenliebe! — daß Gott es erbarme! kein Funke der wahren christlichen Liebe ist in ihrem Herzen. Aus Menschenliebe, aus Sanftmuth, aus dem Geiste der Toleranz, nennen sie alle Mönche unserer Staaten Rauber und Die-

be. — Nennen sie mir einen Religiosen zu Linz, der eine Person arm gemacht, und so ausgesaugt, daß sie nichts mehr als ein einziges schlechtes Kleid auf dem Leibe übrig hätte. Wer ist jezt Rauber, die Mönche, oder — — ? Sapienti pauca!

§. 15.

Um aber wieder auf das Vorige zu kommen, setzen wir den Fall (welches doch nicht ist, und nicht erwiesen werden kann), setzen wir, Herr Merz habe mit obbemeldter Stelle auf unsern großen Kaiser heimlich abgezielt; so, sage ich, können sie ihm nach ihren eigenen Grundsätzen nicht Unrecht geben. — Ja, **nach ihren Grundsätzen**, die sie in dem Paquete für Fürsten vorgetragen, hat Herr Merz, so er etwas solches im Sinne geführet hätte, recht gehandelt. Seite 56 in dem Paquete für Fürsten nach der verbesserten Auflage, schreiben sie: **Jeder Regent ist ein Mensch; denn die**

Ver-

Veränderung des Standes macht das Wesen in sich nicht selbst vollkommener. Die wahre Vollkommenheit besteht in dem, was alle verbindet, alle gleich macht, in einer unvergänglichen Seele, in einer gränzenlosen Aussicht in die Zukunft, in die unsterblichen Anverwandten einem Vater, welcher Gott ist, und Brüdern, die im Himmel thronen: die andere Vollkommenheit besteht bloß in der Einbildung; und eben darum ist der Regent außer Stande, allwissend zu seyn, und daher ist auch das Recht, sie zu erinnern, ihnen Vorstellungen zu machen, bey jedem Bürger, welches unsere Mutter auch immer liebvoll anhörte, und, wo nur möglich, darnach handelte. So schrieben sie selbst. Nun sehen sie; Hat Merz mit seiner Predigt etwas solches, wie sie sagen, im Sinne gehabt, zielte er damit auf den Kaiser; so handelte er nach ihren Grundsätzen. Er ist ein Glied, ein Bürger des H. R.

Reichs, dessen Oberhaupt der Kaiser ist; ihrer Lehre zufolge hat jeder Bürger das **Recht**, den Regenten **zu erinnern und Vorstellungen zu machen**; der Regent ist nicht allwissend, er ist ein Mensch, wie andere. Merz hat also mit dieser Rede auf eine verdeckte Weise den Monarchen nur erinnern, eine Vorstellung gegen die Toleranz machen wollen. — Und hierzu hatte er nach ihrem Axiome auch **das Recht**: — Also ist er sogar nach ihren Grundsätzen von der lezten abscheulichen Beschuldigung vollkommen freygesprochen.

§. 16.

So sind sie denn auch, werden sie sagen, ein so intoleranter Mann, so exjesuitisch gesinnet? — Nein, exjesuitisch bin ich nicht, ich bin in der Theologie weder des Pauli, noch des Cephä, noch des Apollo, sondern allein Jesu Christi: weder Jesuit, noch

noch Thomist, noch Augustinianer; in diesen Schulstreitigkeiten, die die Schulen des Suarez, Lemos, und Aegydius untereinander geführet haben, bin ich neutral, ein wahrer theologischer Tolerantist, und erkenne alle diese Theologen, von welcher Parthey sie seyn mögen, für meine Glaubensbrüder. Was aber jene Streitigkeiten betrifft, wegen welcher sich die Protestanten von unserer Gemeinschaft getrennet haben, über welche die Kirche schon feyerliche Entscheidungen gemacht hat, da bin ich so intolerant als Herr Merz, und ich sage es ihnen — ich bin intolerantissimus. Meine innerliche Ueberzeugung, daß nur eine Religion auf Erden die wahre alleinseligmachende seyn könne, und daß diese keine andere als die römischkatholische sey; meine Ueberzeugung, daß die Streitigkeiten, die zwischen uns und den Protestanten sind, keine Schulmeynungen und gleichgültige Nebensachen, sondern wesentliche Punkte betreffen, und der feyerliche Eid, den ich auf meine Religion bey dem Antritte des geistlichen Standes in die

Hände des bischöflichen Bevollmächtigten geschworen, verpflichten mich zur theologischen Intoleranz. Worinnen besteht nun diese geistliche Unduldsamkeit? Sie steht in dem römischkatholischen Glaubensbekenntnisse, das in der allgemeinen Versammlung zu Trient die unfehlbare Kirche aufgesetzet hat. Als ich vor 20 Jahren bey dem Eintritte in das bischöfliche Seminarium mein Glaubensbekenntniß ablegte, betheuerte ich mit den Worten des trientischen Kirchenrathes: — Hingegen verwerfe, verfluche, und verdamme ich alle Ketzereyen, Irrthümer und Glaubensspaltungen, die von gemeldter Kirche bisher verworfen, verflucht und verdammet sind. Diesen wahren katholischen Glauben, außerhalb welchem keiner die Seligkeit zu gewarten hat, den ich allhier freywillig bekenne, und wahrhaft glaube, denselben, wills Gott, will ich ganz unverletzt bis in meine Grube festiglich und beständig halten und bekennen ꝛc. ꝛc. Und aus

eben

eben dieser Intoleranz, die allen von der Kirche verworfenen Irrthum verabscheuet und verflucht, den Irrenden aber keineswegs zu hassen, zu verfluchen, sondern ihn zu lieben, und aus wahrer christlicher Liebe ihn von seinen Irrwegen zurückzuführen befiehlt, muß ich ihnen sagen, daß sie kein katholischer Oesterreicher sind, wenn sie diese trientische Intoleranz nicht auch unterschreiben, und zugleich die Irrlehren, die sie in ihren Schriften, zu denen sie sich öffentlich bekennet haben, vorgetragen, nicht ablegen wollen; denn sie haben in ihrem Paquete für Fürsten, in der Bitte an Joseph den Zweyten, in der Grille von den katholischen Bestalinnen Lehren vorgebracht, welche die römisch-katholische Kirche schon längst verworfen, verflucht und verdammet hat.

§. 17.

In dem Paquete für Fürsten wollten sie uns aus göttlicher Schrift erweisen, daß

Regenten von Gott kein Recht haben, mit dem Tode zu strafen, und ihnen nur in dem Nothfalle der Vertheidigung jemand zu tödten erlaubt sey. Aus Gründen, die aus dem Rechte der Natur genommen sind, läßt sich pro und kontra darüber disputiren, so wie man z. B. in den Schulen zu streiten pflegt, ob die Vielweiberey nach dem Gesetze der Natur verbothen, oder erlaubt sey: in der Offenbarung aber ist der Satz: **die Vielweiberey ist im neuen Gesetze zulässig**, eine Ketzerey. Eben so ist es mit der Lehre von dem Rechte der Todesstrafe: ob die Regenten dieses Recht nach dem Gesetze der Natur haben, oder nicht, darüber läßt sich frey disputiren. Beccaria, und Herr von Sonnenfels halten die verneinende, und Herr Franz Siardi, öffentlicher Lehrer der Rechte auf der hohen Schule zu Ingolstadt, in seinem schönen Buche von **dem Rechte der Todesstrafe und der peinlichen Frage** die bejahende Meynung. Sobald ich aber diese Frage: Hat der Fürst von Gott ein Recht, mit dem Tode zu stra-

fen,

fen, theologisch untersuche, so sagt mir die geoffenbarte Religion, Gott habe ihm dieß Recht mitgetheilt, und das Gegentheil sey ein Irrthum, der dem klaren Worte Gottes widerspricht.

§. 18.

Sie fodern in ihrer Schrift, man soll ihnen aus dem neuen Testamente eine Schriftstelle anführen, die dem Fürsten dieses Recht zuspricht. Kleine Geduld! sie sollen eine lesen. — Aber ich bitte sie, sehen sie sich zuvor um Hirschhorngeist, oder Bibergeiltinktur, oder so etwas antihysterisches um; es wird in dem Texte wieder ein Schwert vorkommen; und da sie, wie wir oben gesehen, bey diesem Worte Schwert alsogleich Convulsionen bekamen, und in ein Delirium verfielen; so könnte ihnen leicht, wenn sie kein Präservativ nähmen, ein neuer Unfall zustoßen. — Nehmen sie also geschwind etwas ein — und jezt schlagen sie die Bi-

bel

bel auf. Die Epistel Pauli zu den Römern, das 13te Hauptstück, vom 1sten bis 5ten Vers (ich citire aus der zu Prag herausgegebenen neuen Uebersetzung): 1) Eine jegliche Seele sey der Obrigkeit unterthan; denn es ist keine Gewalt, als von Gott: Was aber Gewalt hat, das ist von Gott verordnet. 2) Derohalben wer sich wider die Gewalt setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung: Die aber widerstreben, die ziehen sich selbst die Verdammniß zu. 3) Denn die Fürsten sind nicht denen, die Gutes thun, sondern den Bösen furchtbar. Willst du dich nicht fürchten vor der Gewalt, so thue Gutes; so wirst du Lob von derselben haben. 4) Denn sie ist eine Dienerinn Gottes, die zum Guten. Thust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwert nicht vergeblich; (sehen sie hier das Schwert, geschwind etwas zum riechen!)

son-

sondern sie ist Gottes Dienerinn und eine Rächerinn zur Strafe über den, der Böses thut. Beobachten sie hier, wie der nämliche Apostel, der im vorhergehenden 12ten Kapitel die Privatrache verbothen, der weltlichen Macht das Schwert, die Bösen zu strafen, bestättiget, und sie eine Dienerinn Gottes zur Rache wider den, der Böses thut, nennet? Er sagt, sie trage das Schwert **nicht vergeblich**: Nach ihrer Lehre aber trüge sie es vergeblich, und in dem Kupferstiche, den sie vor ihre zweyte Auflage setzten, haben sie es ihr gar zerbrochen; was soll sie mit dem Trumme anfangen? Nun bitte ich sie, nehmen sie wieder als ein armer Lay zu ihren Auslegern ihre Zuflucht, bauen sie auf ihre Sprache, weil sie in unserer Kirche das hiezu nöthige Ansehen haben. Augustin Kalmet, den sie wider Herrn Merz angezogen, und Nikolaus de Lyra müssen nun auch wider sie gelten. Wie erklären sie diese Stelle Pauli: Sie trägt das Schwert nicht vergeblich? Das Schwert, sagt Calmet (*), bedeutet die

(*) Calmet Tom. VIII. fol. 104.

die Gewalt über Leben und Tod, des Schwertes kann sie sich bedienen, nicht nur die Gottlosen zu bestrafen, sondern auch die Guten zu beschützen; unter dem Namen Schwert werden alle Werkzeuge der öffentlichen Schärfe und Rache begriffen, als Feuer, Rad, Folter, Kerker. Nikolaus de Lyra lehret das nämliche über diese Stelle (*): Die weltliche Macht, sagt er, trägt das materielle Schwert Gottes, die Bösen zu strafen. Hören sie zur Güte noch einen Schriftausleger den Estius an; er war kein Jesuit, und nicht weniger als jesuitisch gesinnet: Der Fürst, schreibt er, oder die Obrigkeit, trägt das Schwert nicht umsonst; sondern, daß er sich desselben bediene, und wider die Uebelthäter zücke: Unter dem Namen des Schwertes werden alle Werk-

zeu-

(*) Nicolaus de Lyra in glossa ordinaria ad Caput XIII. ad Rom.

zeuge der weltlichen Gewalt begriffen, die Uebertreter der Gesetze zu strafen; als da sind Gefängniß, Feuer, Galgen ꝛc. deren Gebrauch folgende Worte anzeigen: Denn sie ist eine Dienerinn Gottes zur Rache des Zorns, wider den, der Böses thut.(*) Da haben sie nun den Haupttext, auf welchen der Fürsten von Gott ertheiltes Recht mit dem Tode zu strafen sich gründet. Calmet, de Lyra, Estius, und Alexander Natalis erklären dieses Schwert von dem **Rechte über Leben und Tod.** Gab es aber in spätern Zeiten noch niemand, der das Gegentheil gelehrt hätte? Sind sie der erste, der dieses Recht aus göttlicher Schrift angestritten hat? Was sie da sagten, lehrten, wie es aus der Kirchenversammlung zu Tarragona (**) erhellet, die alten Waldenser

---

(*) Estius Tom. I. pag. 108.

(**) Concilium Tarracon. Tom. X. part. II. ad annum 1240.

ser auf das Jahr 1240. Fleury berichtet uns in seiner Kirchengeschichte (*), daß die Waldenser, als sie sich im Jahre 1538 mit den sogenannten Reformirten Schweizern vereinigen wollten, unter vielen anderen, auch diesen Irrthum glaubten, Fürsten und Obrigkeiten hätten kein Recht von Gott, jemand mit dem Tode zu strafen, und führten zum Beweise die nämliche Stelle an, die sie in ihrem Paquete auch angezogen: **Rächet euch selbst nicht, die Rache ist mein.** Die reformirten Prediger aus der Schweiz erklärten sogar diese Lehre als einen Irrthum. Ein gleiches erzählt Bossuet in seiner Geschichte von den Veränderungen der protestantischen Kirche (**). — Ihre Lehre ist demnach nicht katholisch, sondern schon vor 542 Jahren als eine Irrlehre erkennet worden.

(*) Fleury Historia Ecclesiastica nach der lateinischen Uebersetzung T. XXXVII. pag. 503.

(**) Bossuet Histoire de variatione liter Band, Xltes Buch, §. 117, nach der deutschen Uebersetzung.

den ; sogar die Reformirten in der Schweiz hielten sie für falsch, und würden sie, wenn sie in der Schweiz damit hervor kämen, einen **Julikätzer** heissen. Schämen sie sich nicht, solchen altverrosteten Ketzerquark aufgewärmt zu haben ? — Ein alter Waldenser sind sie; gehen sie doch in die Thäler von Piemont, dort werden sie vermuthlich noch Glaubensbrüder finden.

§. 19.

Doch nein : der Herr Paquetmacher ist ein wahrer Protestant. Seite 67 des Paquets verräth er sich ; er lehrt , der wahre Christ sey schon in diesem Leben seiner Seligkeit gewiß. Diese Lehre ist protestantisch ; der trientrische Kirchenrath verwirft sie in der 6. Sitzung von der Rechtfertigung C. 16(*).

So

(*) Si quis magnum illud usque in finem perseverantiæ donum se certo habiturum absoluta, infallibili certitudine dixerit, nisi hoc ex speciali revelatione didicerit , anathema sit. Sess. VI. Cap. XVI. de Justific.

So jemand sagt, er werde die große Gabe der Beharrung bis an das Ende gewiß, nach einer unbedingten, unfehlbaren Gewißheit haben, (es sey denn, daß er dieses aus einer besondern göttlichen Offenbarung wüßte) der sey verflucht. Nach der Lehre der katholischen Kirche hat also niemand eine unfehlbare und unbedingte Gewißheit, ob er im Stande der Gnade sterben werde, auch im Todbette nicht, es sey denn, Gott offenbarte es ihm besonders; so kann er denn der ewigen Seligkeit hienieden niemals unfehlbar gewiß seyn. Eine unfehlbare und unbedingte Gewißheit ist jene, die alle Furcht eines zukünftigen ewigen Unglücks ausschließt. — Nun diese lehren sie Seite 67: So denkt jeder Christ, dieß ist der Schrecken, den er zu gewarten hat; er sieht die ewige Glückseligkeit, ist ihrer gewiß; und diese sollten ihm einen Abscheu vor einem unvermeidlichen Uebel (dem Tode) verursachen? Wo ist das Uebel? Wo bleibt dem wahren Christen, der

seine

seine Religion kennt, eines zu befürchten übrig? Ist nicht rings um ihn Freude, wenn die Sterbstunde nahe kömmt? Da also nach ihren eigenen Worten kein Uebel mehr einem wahren Christen zu befürchten übrig bleibt, so ist er vollkommen und unfehlbar der ewigen Glückseligkeit gewiß. — Gut: und das verwirft der Kirchenrath. — Also sind sie jetzt ein protestantischer, und kein katholischer Oesterreicher.

§. 20.

Wenn sie nur aber ein ächter Protestant wären: allein in der Bitte an Joseph den Zweyten kömmt ein so abscheulicher Irrthum vor, den die Glaubensgenossen der augsburgischen und helvetischen Confeßion verwerfen. Seite 66 dieser Schrift steht folgender Satz: **Es würde lächerlich seyn, wenn ich hier eine Abhandlung hersetzen wollte, in der ich bewiese: daß wir mehr für das Gute, als für das Böse geneigt**

sind; denn dieses ist eine zu bekannte Sache, weil niemand verborgen ist, daß wir immer von Natur ganz gut (ich rede hier nicht von Krankheit und Leibsgebrechen) in die Welt kommen, aus welchem obiges unmittelbar folget. Wissen sie, daß Katholiken und Protestanten die Erbsünde glauben? — daß wir alle in derselben empfangen und gebohren werden? Sie reden, wie sie selbst sagen, nicht von dem physikalischen Menschen und den leiblichen Gebrechen, also von dem moralischen — Nicht wahr? Wie kann dieser moralisch ganz gut in die Welt kommen, da er durch die Erbsünde innerlich in der Seele verderbt worden? **Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen**; so singt man in protestantischen Kirchen. Es scheint also, sie glaubten keine Erbsünde, und wären ein heimlicher Socinianer, wie die berliner-Recensenten, denen sie in ihrem Schreiben an Professor Nikolai diesen Irrthum selbst vorgeworfen: — **Wir sind**, sagen sie, **mehr auf das Gute, als auf das Böse geneigt.**

Um

Um des Himmels willen! dieser Ausdruck macht sie noch verdächtiger, daß sie keine Erbsünde zulassen; wo haben sie denn da hingedacht? Der Ketzer Pelagius lehrte die Apathie, das ist, ein vollkommenes Gleichgewicht zum Guten und zum Bösen in dem natürlichen menschlichen Willen, und diese Lehre hat die Kirche zu den Zeiten des heiligen Augustins verworfen; sie aber gehen noch weiter, und geben dem menschlichen Willen von Natur aus zum Guten das Uebergewicht. Sind sie in diesem Punkte nicht ketzerischer, als der Erzketzer Pelagius? Lesen sie im 1sten Buch Mose Kap. 7, Vers 24, so werden sie sehen, wie sie sich verirret haben. Schlagen sie den großen Katechismus unserer Normalschule in Fragen und Antworten auf. Seite 167 steht die Frage: Welche sind die Strafen und üblen Folgen der Erbsünde? Antwort: Der Verlust der heiligmachenden Gnade, der Tod, die Neigung zum Bösen, die Abneigung zum Guten. — Wundern sie sich jetzt noch, daß P. Winterl sie verketzert hat? Hat

er diesen ihren Satz Seite 66 bemerkt, so verketzerte er sie mit Recht als einen Socinianer und Pelagianer. Wenn erst der hochw. Herr Probst W. über diese Lehre käme; wenn der unsterbliche Colbert noch lebte, und diesen Satz lesen könnte; beyde würden als die eifrigsten Schüler des H. Augustins sie als einen Erzpelagianer zusammendonnern.

Die übrige Lehre, die sie in der Bitte uns beweisen wollten, **die Moral wirke stärker von der Schaubühne auf die Herzen der Menschen, als vom Predigtstuhle**, ist zwar keine Ketzerey, sondern, wie Herr Schanza zu Brünn in seiner Moraltheologie geschrieben, eine mehr auslachens- als widerlegens-würdige Lehre. Indessen möchte ich doch wissen, wenn die Moral von der Schaubühne stärker in die Herzen der Menschen, als von der Kanzel wirket, warum denn Christus unser Heiland dieses viel wirksamere Mittel zur Bekehrung der ganzen Welt nicht erwählt und vorgeschrieben hat? **Gehet hin in alle Welt**, sprach er zu den

Apo-

Aposteln, und prediget das Evangelium. Warum sagte er denn nicht: Gehet hin in alle Welt, und spielet Komödien: kleidet meine Sittenlehre in rührende, entzückende und erhabene Trauerspiele ein: spielet von Adam und Eva an, bis auf meine Himmelfahrt die ganze Religionsgeschichte in gut ausgearbeiteten Dramen oder Operetten. Bey den Römern und Griechen, die ohnedieß die größten Liebhaber der Schauspiele waren, sollte ja dieß die beßte Wirkung gemacht, und sie, sollte man denken, nur viel leichter und besser zum Christenthume gebracht haben, als durch magere und trockene, und ohne Prunk der menschlichen Wohlredenheit abgefaßte Predigten. — Daß doch unserem Gesetzgeber dieß nicht eingefallen ist! — Je nu! die Welt ist izt aufgeklärter, als damals. — — Und wo sind denn die Besserungen des Lebens, die Früchte, die diese Theatermoral, die so stark rühret, schon gewirket hat? Ich meines Theils habe auf das beste und schönste moralische Schauspiel noch keine Bekehrung erlebt. — Gehen

sie doch wieder zur Bühne, die sie verließen: schreiben sie uns solche herzrührende und seelenbekehrende Komödien: agiren sie wieder nach aller ihrer Stärke, damit die Welt doch einmal in unsern Ländern so aufgeklärt wird, **wie der Pöbel zu London**; sehen sie aber zu, daß es ihnen nach dem Tode nicht auch so ergeht, wie dem Schauspieldichter im Fielding. Halt! sprach der Höllenrichter Minos zu ihm, als er ins Elysium hineingehen wollte, und bleib unter dem Thore so lange stehen, bis jemand kömmt, der mit Wahrheit sagen kann, er sey durch deine Schauspiele gebessert worden. — — Wie lange müßten sie und alle Schauspieler da Thorhüter abgeben!

§. 21.

Vergeben sie mir gnädigst diese kleine Ausschweifung von den Komödien, ich komme wieder zu meinem Vorhaben, ihnen zu zeigen, daß sie noch mehrere Irrlehren geschrieben

schrieben haben. Ihre Grille, ihre Grille, mein Herr! ist in der That ein abscheuliches Ungeziefer; sie singt gut lutherisch, und gar ein wenig türkisch. Erstlich ziehen sie in dieser Schrift den Ehestand dem ehelosen Stande vor, das zieht ihnen schon wieder ein trientisches Anathema auf den Hals; denn die katholische Kirche lehret anders (*): So jemand sagt, heißt es, der Ehestand sey dem jungfräulichen, oder ledigen Stande vorzuziehen, und es sey nicht besser, und seliger, in der Jungfrauschaft, oder im ledigen Staude zu bleiben, als ehelich zu werden, der sey verflucht. Das ist ein Irrthum wider die katholische Glaubenslehre. — Sie gehen noch weiter, und ma-

(*) Si quis dixerit, statum conjugalem anteponendum esse statui virginitatis, vel cælibatus, & non esse melius, & beatius, manere in virginitate, aut cælibatu, quam jungi matrimonio, anathema sit. Sess. XXIV. de Sacr. Matrim.

chen aus dem ehelosen Stande ein grösseres Laster, als aus dem Selstmorde. Der sich, schreiben sie Seite 28, aus Muthwillen, oder erkünstelter Heiligkeit dem ehelosen Stande widmet, begehet ein viel grösseres Laster, als ein Selbstmörder, da jener eine ganze Familie tödtet, ohne wahnsinnig zu bleiben, welches bey dem letzteren doch stäts die letzte Verfassung ist. Wie man aus Muthwillen dem ehelosen Stande sich widmen könne, begreife ich nicht recht. Aus Uebereilung und Unbesonnenheit, aus Vermessenheit kann es geschehen, und ist schon leider! oft genug geschehen: aber aus Muthwillen ehelos und keusch zu leben, ist eben so, als wenn ich sagte, aus Freßbegierde nichts essen. Doch es mag jemand aus was immer für einer Ursache ehelos bleiben, so ist er, nach ihrer Lehre, allezeit ein Selbstmörder; Er tödtet allezeit eine ganze Familie. Also ist jeder, der keine Frau hat, und Kinder zu erzeugen fähig ist, ein Selbstmörder: folglich auch

sie;

sie; warum heirathen sie denn nicht? — Noch eines im Vorbeygehen.

Wenn niemand, als ein Wahnsinniger sich selbst ermorden kann; wie kann denn der Selbstmord hernach ein Laster seyn? Ein Unsinniger kann ja nicht mehr sündigen. Doch stille, sie kommen noch ärger: Deswegen lobe ich mir den Koran, da er jedem firmen Muselmann verbeut im ehelosen Stande zu bleiben, weil er für etwas angesehen wird, das dem Endzwecke des Schöpfers entspricht. Seite 29. Was haben sie da geschrieben? Jesus Christus, der allerweiseste Gesetzgeber, hat den Ehestand uns nicht gebothen, und den ehelosen Stand nicht verbothen: die freywillige Keuschheit ist noch dazu ein evangelischer Rath. Mahomet verbeut in seinem Koran jedem, der Kinder zu zeugen fähig ist, den ehelosen Stand; Christus verbeut ihn auch diesen nicht. — In diesem Punkte loben sie aber den Koran: also ziehen sie hier die Lehre des Lügenpropheten Mahomets

mets, der Lehre Jesu Christi vor! Das sagt ein Mensch, der sich einen Katholiken nennt? — Mehr Türk, als Christ, sind sie in dieser Lehre: Pfui! — Nun habe ich ihnen aus ihren eigenen Schriften, die ich getreu citirt, und wörtlich die Stellen daraus angeführt habe, sonnenklar erwiesen, daß sie Irrthümer vorgetragen haben, die von der katholischen Kirche längst verworfen und verdammt sind. — Sie sind also kein Katholik mehr zu nennen.

§. 22.

Nun, werden sie denken, der Pfaff hat das Verketzern recht gelernt! — Nein, einen Formalketzer will ich sie noch nicht nennen. Respondeo, sagte einst ein Kapuziner-Lektor von einem seiner Schüler,

illum

illum non esse hæreticum, quia ignorantia eum excusat. — Die Unwissenheit hält sie noch einigermaßen entschuldiget. — Was? Unwissenheit? Sollte es möglich seyn? Aber nein: es ist einzig Unwissenheit. — Unwissenheit? So große Unwissenheit? bey einem vormaligen Schauspieler, und Hörer der Polizeywissenschaft? bey einem Bibliothekschreiber? — Nein, das kann nicht seyn. — O daß sie es wäre! — so wären sie noch mein Glaubensbruder. Ich will demnach aus Menschenliebe noch das Bessere von Ihnen denken, daß sie aus Unwissenheit in alle diese Irrthümer verfallen sind. —

Da sie nun aus Unwissenheit gesündiget haben, und in ihrer Religion, zu der sie sich mit dem Munde bekennen, nicht genug gegründet sind; so unterstehen sie sich

künftig

künftig nicht mehr, die Frage aufzuwerfen: ob Merz ein römischkatholischer Gottesgelehrter sey? Das ist eben so, als wenn der Weber Bartel, der lutherisch seynwollenden Bauern eifriger Prediger in der St. Marien-kirchen-Pfarre mit dem gelehrten Herrn D. und Superintendenten Schäfer zu Regensburg kontroversiren, und fragen wollte: ob dieser Herr Schäfer ein evangelischer Gottesgelehrter sey.

Sie haben in ihrer Schrift wider Herrn Merz nichts erwiesen, und ihn weder einer Irrlehre, noch einer Beleidigung der kaiserlichen Majestät überführen können. Ziehen sie vorher ihre ketzerischen Balken, die sie in ihren Augen haben, heraus, bevor sie einem andern einen Splitter herausnehmen wollen; verwerfen sie zuvor ihre abscheulichen Irrthümer; lassen sie sich einmal in Glau-

bensſachen recht katechetiſch unterrichten: das iſt für ſie unumgänglich vonnöthen — bevor ſie ſich als Lay mit Prieſtern im theologiſchen Fache meſſen wollen.

Ich ſollte nun auch zum Beſchluſſe dieſer Abhandlung an meine liebſten Landesleute eine Warnung ergehen laſſen, wie es der Herr Gegner gethan hat, und ſie ermahnen, ſich vor den Schriften dieſes Afterkatholiken, als vor einem falſchen Propheten zu hüten: Allein es iſt nicht nöthig; es hat ganz und gar keine Gefahr; denn ich weiß es, daß ihr ihm ohnedieß nichts glaubet, und nur wenige ſeine Beyträge zur deutſchen Makulatur zu leſen ſich würdigen: Ich weiß es, daß jene, die es mit ihm halten, an der Zahl ſehr gering, noch geringer aber in Wiſſenſchaften und Religion, folglich nicht im Stande ſind, euch auf ihre Seite zu bringen,

gen, und wider die ächte römischkatholische Lehre, die Herr Merz jederzeit vorgetragen hat, ihre berlinischen Grundsätze euch einzuflößen. Vielmehr werdet ihr euch von Herzen erfreuen, daß einmal ein Oberösterreicher aufgestanden, der diesem Thoren nach seiner Thorheit geantwortet, und dem theatralischen Lipperle, der die Rolle eines Philosophen und Theologen erbärmlich genug gespielet, die Larve abgezogen, und die Jacke tüchtig ausgeklopft hat.

DIXI.

Briefe
eines Pönitenzers
der Metropolitankirche zu ***

An
einen Theologal
der Kathedralkirche zu **
über die Religionsangelegenheiten
unserer Zeiten.

Aus dem Französischen ins Deutsche
übersetzt.

Vorerinnerung
des Herausgebers.

Diese Briefe handeln von Religionsangelegenheiten. Ihr Inhalt machet sie dann für die Glaubigen sehr interessant. Sie sind durch ein glückliches Ungefähr mir zu Handen gekommen: Ich sah ihr Verdienst sogleich beym ersten Durchlesen ein, und glaubte was Gutes zu stiften, wenn ich sie drucken ließe. Man wird finden, daß Gottseligkeit und Wissenschaft dem Verfasser die Feder geführet haben; wie dann durchgehends darinn gesunde Grundsätze herr-

schen. Kann man sich nicht von ihnen mit allem Grunde die heilsamsten Wirkungen versprechen? Ein jeglicher Brief ist eine Rathserholung, und die darauf ertheilte Antwort wird durch ihre Gründlichkeit jeden unbefangenen Verstand befriedigen. Der erste betrifft das Toleranzedikt; der zweyte hat die Aufhebung der Klöster zum Gegenstande; der dritte untersucht die Ehedispensen, und der vierte handelt von den verschiedenen Neuerungen, und an die Bischöfe erlassenen Verordnungen, ihre Pastoralbriefe der Regierung zur Einsicht und Begnehmigung vorzulegen. Glückselig diejenigen, welche aus dem Glauben leben, und die nichts von dem Mittelpunkte der Einigkeit trennen kann!

Erster

Erster Brief
des Pönitenzers über das Toleranzedikt.

Mein Herr!

Erlauben Sie mir, daß ich einen zwischen uns seit langer Zeit unterbrochenen Briefwechsel heute wieder erneuere. In der Noth erkennt man seine Freunde; und ich schmeichle mir, an Ihnen noch itzt den nämlichen wahrheitliebenden, aufrichtig- und verbindlichen Freund zu finden, wie Sie sich seit unsern Studierjahren zu Löwen gegen mich stets geäußert haben. Ein Mann von diesem Karakter ist eine unschätzbare Hülfe; vornehmlich wenn diese liebenswürdigen Eigenschaften noch überdem durch Scharfsinn und richtige

Urtheilskraft erhöhet werden; Vorzüge, worinn Sie sich ganz besonders ausnehmen, und derer kostbare Wirkungen ich schon mehr dann einmal erfahren habe. Möchte ich doch auf diese Hülfe auch gegenwärtig noch rechnen können, wo ich auf der mühsamen Laufbahne, die ich nun einmal betreten habe, eines Wegweisers so sehr bedarf! Die Schwierigkeiten häufen sich an, und man wirft auf allen Seiten Zweifel auf. Personen von jedem Stande und Alter wenden sich an mich; die Einen, um sich Raths zu erholen; die Meisten, um nur eine Entscheidung auszuforschen, der zu folgen sie eben nicht im Sinne haben. Schweigen würde in diesem Falle ein Verbrechen seyn, und Reden ist eine unnachläßliche Pflicht. Gönnen Sie mir Ihren schätzbaren Beystand, und tragen Sie mir das Feuer des Eifers, und die Fackel der Wahrheit, meine furchtsamen Schritte zu leiten, vor. — Der Unglaube einer, und das Sittenverderbniß andererseits haben ein fürchterliches Bündniß untereinander verabredet. Stolz und dreist auf ihre gemachten Fortschritte, steifen sich itzt auf eine vor Kurzem in unsern Nieder-

Niederlanden ergangene Verordnung. Ich rede von dem Toleranzedikte, wovon Sie schon gehört haben werden. Mein Herr! ich möchte gerne wissen, wie ich mich im Richterstuhle der Buße mit denen benehmen soll, welche zur Vollziehung dieses Edikts die Hand gebothen haben?

Diese Frage wird unsern Freygeistern und so vielen Modechristen, welche die Ohrenbeicht als Menschentand und Pfaffenbetrug ausrauschen, einen reichlichen Stoff zum höhnischen Gelächter geben. Denn dieß ist itzt die gewöhnliche Sprache nicht nur offenbar ruchloser Leute, sondern auch einer Horde von Rechtsgelehrten, welche frisch vom Schulstaube her, und zu dem ausschweifenden Lehrgebäude eines febronianischen Anhängers eingeweiht, die Stimme und den spottenden Ton ihres würdigen Lehrmeisters entlehnen, und in einem Winkel der Provinz, mit einer Doktormine, den Sinn der heilichen Schrift, der Erblehre und Kanonen untersuchen, und die Glaubens- und Sittenlehre vor den Richterstuhl ihrer schwachen Vernunft fodern.

Aber wir urtheilen ganz anders, als diese jungen vermessenen Flachköpfe, diese unfehlbaren Leute, welche so auf gerathewohl etwas in Tag hinein räsonniren; wir erkennen die göttliche Einsetzung des geheiligten Richteramtes, das wir zitternd im Namen und von Seite Jesu Christi bekleiden. Unsere ganze Sorge bey der Ausübung der göttlichen Gewalt zu lösen und zu binden geht dahin, daß wir nie von den Verhaltungsregeln ausgleiten, die ein jeder kluger und getreuer Verwalter befolgen muß. Wie glücklich ist der, welcher zur Erfüllung seiner Pflicht einen Theil jener reifen Unterscheidungskraft und jenes Eifers besitzet, welche Sie auf eine so vorzügliche Weise in sich vereinigen! — — Dieser Brief, mein Herr! ist zwar für Sie allein geschrieben: aber weil er, in Betracht jener Art von strenger Inquisition, die gegenwärtig bey unsern Postämtern Mode geworden ist, leicht in fremde Hände fallen könnte, so will ich hier vor Allem auf das feyerlichste betheuert haben, daß ich es in der vollkommensten Ergebenheit und tiefesten Ehrfurcht gegen meinen allerdurchlauchtigsten Landes-

desherrn mit jedem aufnehme. Ich habe immer den gesellschaftlichen Vertrag des ungeselligen Rousseau und die königsmörderischen Maximen verabscheuet, welche unsere Philosophen itzt dem Volke vorpredigen. — Ich will gerne auf den Zutritt zu meinem Fürsten für immer Verzicht gethan haben, wenn ich diese Ehre dem Beytritte zu den treulosen Meynungen eines gottesvergessenen Raynals zu verdanken haben müßte. Diesem Ungeheuer allein hat es gelungen, die Grundpfeiler des Thrones zu untergraben, und bey alledem von Jenem, der darauf sitzt, eine gütige und ausgezeichnete Aufnahme zu erhalten. Was mich belangt, so bin ich ein Katholik nach dem ganzen Sinne dieses Wortes, und ein Katholik ist ein Mensch, der zu folgern gewohnt ist, und der weiß, daß man Gott nicht geben könne, was ihm gebührt, man gebe dann dem Kaiser, was man ihm schuldig ist; der gegen einem jeden behauptet, daß es in gar keinem Falle erlaubt sey, sich wider seinen Landesherrn zu empören. — — Könnte doch sein Blick mein ganzes Herz durchschauen! mit glühenden Buchstaben würde er

diese drey nachdruckvolle Worte geschrieben lesen: Gehorsam, Ehrfurcht und Treue. Ich wollte meine Hand, wie Scävola, mit Feuer bestrafen, wenn sie ein Wort schreiben sollte, das diesen Gesinnungen nicht entspräche. Ich kann dann niemanden verdächtig seyn, als denen, welche sich seit langer Zeit mit vereinigten Kräften wider den Altar in der Absicht verschworen haben, um den Thron selbst zu einer Zeit umzustürzen, wo sie sich die festesten Stützen desselben zu seyn anstellen.

Nach dieser feyerlichen Verwahrung, welche gewiß aufrichtig ist, und die ich für allen Fall nöthig zu seyn glaubte, komme ich auf das berüchtigte Toleranzdekret. Dieses Edikt muß Ihnen ja wohl bekannt seyn, weil man es in alle periodische Blätter eingerücket hat. Aber vielleicht wissen Sie nicht, was in Ansehung seiner in den Niederlanden vorgegangen ist. Es ward, wie in andere Erbländer, so auch hieher geschickt, aber nicht öffentlich kund gemacht. Kaum daß es erschien, machten die Bischöfe, welche den apostolischen Muth noch nicht verlohren hatten, alle, ein

jeder

jeder für sich, beym Fuße des Thrones ihre so ehrfurchtsvollen als gründlichen Gegenvorstellungen. Ich sage: ein jeder für sich; weil man unter der Regierung der Mariä Theresia, als die Bischöfe einstimmig eine Denkschrift unterzeichneten, um sich wegen der Eingriffe zu beschweren, die man schon damals in die Rechte der Religion wagte, diesen löblichen Verein des bischöflichen Körpers eine Zusammenrottung und ein heimliches Komplot nannte, und die Hirten des Volkes, von innigem Schmerzen durchdrungen, sehen mußten, wie man sie als unruhige Köpfe und aufrührische Rottenmeister verschrie.

Doch bey aller dieser Vorsicht wurden ihre Vorstellungen nicht besser als die vorigen aufgenommen. Und doch waren sie mit dem Stempel der Religion und gesunden Politik bezeichnet. Man hat sie getreu gesammelt; immer Schade, daß sie zum Unterrichte und zur Erbauung der Schafe nicht öffentlich im Drucke erschienen sind. Man würde eine getreue Schilderung der unzähligen Verwirrungen gesehen haben, welche dieser mißlichen

Dul-

Duldung immer auf dem Fuße gefolget sind: Zügellosigkeit der Jugend, Verfall der Unterordnung beym Volke, Uneinigkeit der Familien, Empörungen, Aufruhr, bürgerliche Kriege, und das ganze Heer der Uebel, so ihre unzertrennlichen Gefährten sind, und welche die Geschichte aller Länder in ihren Jahrbüchern aufgezeichnet hinterlassen hat. Man könnte dieses Gemälde noch durch die Schilderung manches ganz frischen Aufstandes erhöhen, welche dieses neue Edikt schon veranlasset hat, und denen der Kaiser durch verschiedene Verordnungen schleunig Einhalt thun mußte.

Weil aber nichts die Vorurtheile zerstreuen konnte, womit die treulosen Rathgeber den Geist dieses Fürsten umnebelt hatten, wurde der Befehl wiederholet, sich nach der höchsten Willensmeynung zu fügen, und das Edikt anzunehmen. Auf den ersten Anblick schien es, als ob diese Verordnung sich allein auf die drey im Reiche angenommenen Religionen und die abtrünnigen Griechen oder Dissidenten bezöge; aber da schon andere Erklärungen zu

Gun=

Gunsten der Juden vorgegangen waren, und itzt verschiedene Handbillets, Hofdekrete und Thatsachen folgen, welche weder den Türken, noch den Heyden, noch den Deisten, noch den Materialisten ausschließen, entdeckte man gar bald, daß diese Verordnung nur zum Nachtheile der allein wahren Religion ergangen sey.

Man war in großer Verlegenheit, welche Entschließung man fassen sollte. Die Lage der Sache war kützlich, und die Umstände kritisch. Einerseits weigerten sich diejenigen, bey denen sich noch einiges Gefühl für Billigkeit und Gerechtigkeit regte, diese verführerische Duldung anzunehmen; andererseits trug man Bedenken, sich dem Willen des Monarchen trotzig und geradehin zu widersetzen. In dieser Verlegenheit schlugen die Landesstände und Gerichtsstellen einen Mittelweg ein, den ihnen eine falsche Staatsklugheit eingerathen hatte. Sie beschlossen, das Edikt ohne neue Gegenvorstellungen anzunehmen; aber zugleich behielten sie sichs vor, mit der öffentlichen Bekanntmachung desselben inne zu halten. Sie hofften, da diese wesentliche Rechtsförmlich-

lichkeit mangelte, möchte sich ein günstiger Zeitpunkt ergeben, wo man sich über diese Verordnung wegsetzen, und die fremden Religionsverwandten von den Vortheilen ausschließen könnte, die ihnen das Edikt bewilliget. Sie schmeichelten sich, auf diese Weise den Ausweg gefunden zu haben, zween Herren zu dienen; und itzt entdecken sie zu ihrem Verdrusse, daß sie es keinem recht gemacht haben. Sie haben es wider Gott und ihren Fürsten verstoßen: wider Gott, da sie ohne Einrede eine Verordnung annahmen, welche schnurstracks der Grundverfassung und den Vorrechten der katholischen Religion entgegen ist, derer Aufrechthaltung sie doch feyerlich beschworen haben; wider den Fürsten, den sie durch die listigunterlassene Kundmachung dieses Edikts zu hintergehen suchten. Indessen thaten sie sich doch auf diesen ihren schlauen Einfall gewaltig viel zu gute. Aber dünkt es Ihnen nicht, mein Freund, daß diese Herren, da sie sich an eine so schwache Stütze hielten, das Vergangene plumper Weise nicht wußten, das Gegenwärtige schlecht einsahen, und für die Zukunft alles verderbten? Denn

wie

wie sich ohne viele Schwierigkeit errathen läßt, das Edikt wird in seiner Kraft bleiben, die Duldung wird fortgehen, und es wird endlich so weit kommen, daß man die katholische Religion als **unerträglich** erklären wird, zur Strafe, weil sie, wie man vorspiegelt, **nicht verträglich** seyn wollte.

Ich will gerne zugeben, daß diese verführerische Toleranz bey uns keine so schnellen Fortschritte, wie in Deutschland machen wird; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sie mit der Zeit nicht geringere Verwüstungen anrichten werde, als in den Kirchensprengeln von Prag und Königsgrätz, wo mehr als dreyßigtausend Familien den Glauben ihrer Väter verließen. — Dieß waren schlechte Katholiken, wird man sagen: ich bin es zufrieden; aber sie hätten ja doch Kinder zeugen können, welche vielleicht bey einem fleißigern Unterrichte bessere Christen geworden wären, und bey ihren Abstämmlingen dem Glauben und den Sitten wieder aufgeholfen hätten, statt daß itzt der offenbare Abfall der Eltern mit einer sittlichen Gewißheit den Untergang der ganzen

zen Nachkommenschaft nach sich zieht. Wir haben einen augenscheinlichen Beweis in den Ländern, wo Luther und Kalvin ihre ersten Anhänger warben. Die nämlichen Provinzen, welche damals vom Glauben abfielen, liegen noch heut zu Tage in der Finsterniß des Irrthumes, und im Schatten des Todes.

Ich glaubte, mein Herr, mich in dieses Detail einlassen, und Ihnen einige meiner Betrachtungen vorlegen zu müssen, um Sie zuerst mit dem Gegenstande meiner Zweifel bekannt zu machen. Ich erwarte Ihre Entscheidungen mit Ungeduld. Ich verlange nur deutlich und bestimmt zu wissen, wozu mich meine Pflicht verbindet, und wie weit sich im geheiligten Richterstuhle der Buße meine Gewalt in Ansehung derer erstreckt, welche der Annahme des Edikts mitgewirket, oder es durch die Aufnahme protestantischer Familien unter uns in Schwang gebracht haben.

Ich habe die Ehre zu seyn u. s. w.

Ant=

Antwort

des Theologen auf den ersten Brief des Pönitenzers über das Toleranzedikt.

Mein Herr!

Der Brief, den Sie an mich zu erlassen beliebten, hat mir zugleich Freude und Schmerz gebracht: Freude, da er bey mir das kostbare Andenken an einen Freund erneuerte, den ich liebe, und dessen langes Stillschweigen mir schon lange empfindlich auffiel: Schmerz, da ich mir die bedenkliche Lage vorstellte, worinn sich in Ihrem Lande ein Priester des Herrn befindet, der in seinem Amte unsträflich vor Gott und den Menschen wandeln will. Ich kann die göttliche Vorsehung nicht genug preisen, welche mich von einer so kritisch und beschwerlichen Lage, als die Eure ist, bewahret, und mir eine Versorgung in einem Lande gegeben hat, wo man gegen die Zuchtregeln und Entscheidungen der Kirche stets Achtung bezeiget hat, und noch bezeiget.

Die Untersuchung der Zweifel, mein Herr, die Sie mir in Ihrem Briefe aus Gelegenheit

des Toleranzedikts vortragen, ist so mühsam als kützlich. Ohne mir wegen vorzüglichern Einsichten, als Sie selbst besitzen, zu schmeicheln, will ich, um Ihnen zu gehorsamen, so kurz, als sichs thun läßt, meine Denkungsart in diesem Stücke an Tag legen. Ich werde weiter nichts, als meine Grundsätze beybringen; Sie sind geschickter, als irgend ein anderer, die Folgen davon abzuziehen.

Aber um denjenigen keine Blöße zu geben, welche das Ansehen der Fürsten herabwürdigen, indeß sie sich die eifrigsten Rächer davon zu seyn brüsten, so erkläre auch ich gleich beym Anfange, daß ich über die Ehrfurcht, die Treue und den Gehorsam, so man den Fürsten schuldig ist, gleiche Gesinnungen mit Ihnen hege, und mit meinem Herzen ein Bündniß getroffen habe, mich nie davon zu entfernen. Der Kaiser ist ein Mensch, auch er kann überrascht und hinterlistet werden: aber ich halte ihn für würdig, die Wahrheit zu erkennen. Würde er mir nicht Dank wissen, so es mir gelingen sollte, ihm die Binde von den Augen zu reißen, wodurch die verführerischen Günstlinge die Wahrheit verhindert haben, ihn durch

ihre

ihre Stralen aufzuklären? Ich glaubte ihm eine Unbild anzuthun, wenn ich vermuthete, er werde sich dadurch für beleidiget halten. Möchte er doch von gerechtem Unwillen entbrennen, und auf den Anblick der heimlichen Ränke zurückschaudern, welche der Geist der Anarchie und des Unglaubens im Finstern spielen läßt, um ihn zu betrügen! Nach dieser aufrichtigen Aeußerung meiner Wünsche und Gesinnungen komme ich zur Sache.

Ja, mein Herr, mir ist das Toleranzedikt vollkommen gut bekannt. Giebt es einen Winkel in Europa, wohin der Ruf davon nicht gekommen ist? Ich habe es gelesen, und wieder gelesen, immer unter neuem und doppeltem Erstaunen. Diese Verordnung läuft wider das natürliche Gesetz, dem die Regenten wie das Volk auf gleiche Art unterworfen sind. Der Fürst steckt demnach unglücklicher Weise im Irrthume. Ich bin weit entfernet, seine Absichten anschwärzen zu wollen. Ich gebe es gerne zu, auch da er übel handelt, glaubt er gut zu handeln. Denn welchen Vortheil hätte er davon, wenn er schlimm wäre, da ihn alles verbindet, gerecht

und gut zu seyn ? Aber um eine solche Verordnung, wie dieses Edikt ist, ergehen zu lassen, hätte man beweisen sollen, daß die katholische Religion dem Besten des Staates entgegen sey; dieß heißt der **Sicherheit und dem Eigenthumsrechte**, auf welches ein jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft einen rechtlichen Anspruch zu machen hat. Nun dieser Beweis ist unmöglich zu führen. — **Dieses sind die Wirkungen des Gewissenszwanges**, läßt man den Kaiser in der Einleitung seines Ediktes sagen; **dieses sind die wesentlichen Vortheile, welche eine wahre Duldung der Religion und dem Staate bringt**, die ihn bewogen haben, es ergehen zu lassen. — Aber verbiethet denn die katholische Unduldsamkeit nicht alle Art von Zwange? Denn wem ist unbekannt, daß sie weiter nichts thut, als unterrichten und erbauen? Ihre Waffen sind eine sanfte Ueberzeugung, ihr Bestreben die Anzüglichkeit und der Reiz der Tugend, und ihre Zwangsmittel die rührenden Schilderungen des Lasters, und die lebhaften Beschrei-

schreibungen der Gerichte Gottes. Man kann nicht einsehen, welche Vortheile die Toleranz bringen soll, welche man einführet. Aber die Erfahrung vergangener Zeiten giebt uns zu erkennen, was wir davon zu fürchten haben. Die Geschichte aller Jahrhunderte liefert uns die getreue Beschreibung der Uebel, so sie veranlasset hat, und die Ströme von Menschenblut, welche durch sie die Länder überschwemmet haben.

Es ist eben nicht hart, den Gegenstand dieses Edikts auszuspüren. Es ist allein darauf angesehen, die Unkatholischen zum Nachtheile der Katholiken zu begünstigen, und sie so zu schützen, daß es endlich im Staate keine andere Religion mehr giebt, als welche der Fürst vorzuschreiben für gut hält. Das heißt, die Religion wird bald weiter nichts mehr seyn, als eine politische Angelegenheit, welche dem Staate vollkommen untergeordnet ist. Denn wozu wäre sonst dieses Edikt nöthig gewesen? In dem Reiche genossen die drey Religionen, gemäß der deutschen Staatsverfassung, eines ruhigen Besitzes. Diese Ver-

fassung sichert gegen alle, auch mindeste Beeinträchtigung, und gegen jeden Eingriff, so gar in jenen Staaten, wo die Landesherren sich wieder zur katholischen Religion bekennet haben, wie in Sachsen, Hessen, in der Pfalz, und im Herzogthume Zweybrücken. Das Edikt würde also hier unnütz seyn, wenn es auch in diesen Provinzen Platz greifen könnte. Ja es wäre sogar nachtheilig; denn statt die Reichssatzungen zu bestättigen, und die Wahlkapitulation, die der Kaiser beschworen hat, besser zu sichern, zielte es vielmehr darauf ab, diese Vorkehrungen durch eine schnurstracks entgegengesetzte Neuerung umzustürzen. Dieses Edikt ist Ungarn, Böhmen, Siebenbürgen ꝛc. nicht weniger schädlich, wo die Sachen, seit der unseligen Revolution der Protestanten, auf einem dauerhaften und ruhigen Fuße standen. Aber vornehmlich für die Niederlande hat es die traurigsten Folgen, wo eine zahlreiche Bevölkerung dem Auge das reizende Schauspiel einer großen Familie darboth, deren Glieder durch die Bande des nämlichen Glaubens auf das engste untereinander verknüpfet sind; wo man keine jener Zwistigkeiten

ten fürchtete, welche aus der Verschiedenheit der Sekten entspringen, und wo Wissenschaften, Künste, Manufakturen, und eine ungestörte Ruhe blüheten.

Der Kaiser hat für gut befunden, diese allerhöchste Entschließung bekannt zu machen, mit Befehl, sich genau darnach zu fügen. Hat er sich also mit Niemanden, als mit seinem eigenen Willen berathet? Aber kann man ihm nicht andere, weit ehrwürdigere Titel, als sein Wille ist, entgegen setzen? Titel, ohne welche sein Wille weiter nichts, als Eigensinn wäre, nur aus Laune handeln, und willkürliche Systeme anreichen würde? Diese geheiligten Titel, welche dem Willen der Fürsten zur Richtschnur dienen müssen, sind die Gesetze, Verträge, Vergleiche, die bey Antretung der Regierung beschworene Grundverfassung, die Gewohnheit, der Besitz, die Rechte und Privilegien eines jeden Landes, und endlich die gerechte Widersetzlichkeit eines getreuen Volkes, welches Gefahr läuft, aus dem Stande der Ruhe und Sicherheit in den Stand der Verwirrung und Unterdrückung zu verfallen. Der

Wille ist blind ; er muß von der Vernunft in seinen Entschließungen zurecht gewiesen werden. Ein Fürst kann alle Rechte, alle Gesetze, alle Gebräuche, und den undenklichen Besitz seinem Willen nicht unterwerfen, ohne einen andern Grund, als Eigensinn und Uebermacht zu haben. Aber auf den einzigen Gedanken eines so gehäßigen Despotismus würde der Fürst, der euch beherrschet, schaudernd zurückbeben. Was muß man demnach schließen ? Daß er die gründlichen Vorstellungen unserer Bischöfe nicht gelesen hat, welche man ihm, da er alles selbst nicht lesen und untersuchen kann, als ein elendes Gewäsch wird geschildert haben, daß seiner Aufmerksamkeit gänzlich unwürdig sey.

Ich gehe noch weiter, und behaupte, daß dieses Edikt nicht nur die Gesetze der Gerechtigkeit verletze, indem es die Sicherheit, die Freyheit und das Eigenthumsrecht einzelner Personen störet, sondern daß es überdem alle Regeln der christlichen Liebe zu Grunde richte, indem es einem tödtlichen Gifte freyen Lauf gestattet. Denn kann der Fürst mit kaltem Blute auf alle die Uebel zurücksehen,

wo-

wovon die Ketzerey die unselige Quelle gewesen ist, und bey alle dem die Ketzerey noch begünstigen? Er hat die Provinzen durchreiset, welche durch die einheimischen Kriege, so die Sektirer erreget hatten, verheeret worden sind. Und seht! mit einemmale wecket er die trotzige Unverschämtheit dieser Leute auf, welche in einigen Gegenden die herrschende Partey geworden sind, in andern aber die Vorzüge nutzen, die man ihnen zugestanden hat, oder besser zu reden, die sie ertrotzet haben. Der Fürst ist katholisch; er ist es ohne Zweifel aus Grundsätzen und aus Ueberzeugung. Er glaubt und weiß demnach, daß man außer der katholischen Religion nicht selig werden kann: und er soll ein Edikt dörfen ergehen lassen, welches eine unzählige Menge unglücklicher Seelen dem Himmelreiche entreißt, und auf den Weg des Verderbens versetzet? Ist er katholisch, und die Vortheile dieser Religion sind ihm bekannt; so muß er ja wünschen, seine Unterthanen möchten diese kostbaren Vortheile nutzen; er muß, ohne jemals auf Zwang und Gewalt zu verfallen, alle die Wege der Milde, der Anlockungen,

des Unterrichtes und der Begünstigung einschlagen, um die Anzahl der Katholiken in seinen Staaten zu vermehren: Er aber thut gänzlich das Gegentheil, und läßt eine Verordnung ergehen, welche die freywillige Rückkehr von tausend und tausend Irrglaubigen zur Religion ihrer Väter verhindert, und unter den unwissenden und wankenden Katholiken tausend und tausend Abfälle vom wahren Glauben veranlassen wird.

Ich komme noch einmal auf die Einleitung des Edikts zurück. Man führet zum Beweggrunde den **Gewissenszwang** an; als ob man jemals Gewalt gebraucht hätte, die gehorsamen und ruhigen Irrglaubigen zu zwingen, welche der Regierung keinen Anlaß zu gerechten Klagen und zum Mistrauen gaben. Aber die Liebe verbiethet eine kluge Schärfe nicht, die eine ausgelassene Freyheit im Zaume hält, und dem um sich fressenden Uebel steuret, wie sie die Privatfreyheit eines Menschen nicht begünstiget, der eigensinnig darauf bestünde, sich auf Kosten des gemeinen Beßten und der öffentlichen Ruhe zu empören. Sie verbindet mich, den Wanderer, der sich ver-

irret

irret hat, wieder auf den rechten Weg zu weisen; aber sie verbiethet mir, den Rasenden, der seinem Verderben zurennet, über Felsen hinab in den Abgrund zu stürzen.

„Aber was braucht es doch einen solchen „Lärmen aufzuschlagen? Das Edikt ist ja „in den Niederlanden nicht kund gemacht „worden: es läßt sich also hoffen, es werde „die schlimmen Folgen nicht haben, die dir „deine erhitzte Einbildung vorgauckelt.“ Sehet, wie man sich selbst zu betrügen sucht! Dieses Edikt hat ja ohne die Rechtsförmlichkeit des öffentlichen Ausrufes, durch die Vollziehung die ganze Kraft eines Gesetzes erhalten, da ein jeder Irrgläubiger berechtiget ist, sich unter uns niederzulassen, ohne daß es die Obrigkeit und der Seelsorger hindern könnten; ja weil sie sich, nach den öffentlichen Nachrichten, schon wirklich niedergelassen haben, und man derer einige zu Brüssel, in andern Städten, ja sogar auf dem Lande sieht. Die ganze Folge wird seyn, daß sie nach dem Maaße, wie sie sich vermehren, Unruhe und Zwistigkeit erregen, bis sie stark genug seyn werden, mit Feuer und Schwert darinn zu wü-

wüthen, und Gesetze vorzuschreiben. Meine Meynung ist demnach:

1. Daß die Landesstände und Magistratspersonen, welche das Edikt annahmen, schwerlich wider Pflicht und Gewissen gehandelt haben. — Aber was sollten, was konnten sie thun? — Sie hätten mit aller Ehrfurcht, aber auch mit entschlossener Standhaftigkeit, die Vorstellung machen sollen, daß dieses Edikt alle Rechte und Privilegien der Niederlande umstoße, daß es dem Eide, den Seine Majestät geleistet hätten, diese Vorrechte zu handhaben, und dem Eide der Treue zuwiderlaufe, den ihm das Volk unter diesem Bedingnisse geschworen habe. Sie hätten ihm beweisen sollen, — und dieß wäre was Leichtes gewesen — daß dieses Edikt zu nichts gut sey, als bey seinen Unterthanen neue unruhvolle Bewegungen zu erwecken, und all den Gräuel der ehemaligen Revolutionen in diesen Gegenden wieder zu erneuern. — Seht, was sie hätten thun sollen. — Aber was ist nach den falschen Schritten, zu denen sie sich haben verleiten lassen, aus ihnen geworden? Itzt können sie weder für, noch gegen das Edikt etwas vornehmen, ohne

Un=

Ungetreue zu heißen. — Der Ausdruck ist stark, aber er ist wahr; denn die guten Herren verdienen diese Benennung, und es wird ihnen gewiß sauer werden, wenn sie diese Vorwürfe von sich ablehnen wollen. Sie sind Ungetreue in Rücksicht des Publikums, dem sie ein Gesetz verhehlten, das man ihm nach seinem ganzen Inhalte hätte vorlegen sollen: sie sind Ungetreue an der Religion, welche sie ihrer falschen Staatsklugheit aufgeopfert, und Verräther am Vaterlande geworden, deren Grundverfassung sie eine tiefe Wund geschlagen haben. Endlich sind sie ungetreu an Gott, indem sie den geheiligten Eid verletzten, wodurch sie der Regent gegen sein Volk verband, und dessen Hinterlage der Staat bewahret, und meyneidig an dem Fürsten geworden, weil sie ihm nicht mit allem dem Nachdrucke, den ihr Eid heischete, das vorstellten, wozu sein wesentlicher Dienst sie verpflichtete.

Ein dummer Bewunderer, ein feiger Anhänger der Toleranz wird diese Entscheidung als ein Muster einer überspannten Strenge ausrauschen: „Was konnten diese Herren, auf

die

„die du nach Herzensluſt bey deinem Schreib-
„pulte ſchmäheſt, was konnten ſie wohl wi-
„der die landesherrliche Gewalt ausrichten?
„Und geſetzt, daß ſie Vorſtellungen auf Vor-
„ſtellungen gehäuft, der Kaiſer aber ſie ab-
„gewieſen, und nichts davon hätte hören
„wollen; mußten ſie ſich in dieſem Falle nicht
„fügen, und das Geſetz in Unterthänigkeit
„annehmen?“ — Nein; denn es ſtund ihnen noch ein anderer Ausweg offen, und ſo-fern ſie ſich nicht weigern wollten, zur Voll-ziehung des Edikts ihre Hand zu biethen, wie ſie beym Antritte ihres Amtes geſchworen haben, hätten ſie wenigſtens ihre Bedienung nieder-legen, und ihr Glück ihrer Ehre und ihrem Gewiſſen aufopfern ſollen. Es iſt wahr, dieſer Schritt würde, bey der gegenwärtigen Lage einer Familie, bey ihren perſönlichen Ausſich-ten, der Natur theuer zu ſtehen gekommen ſeyn: aber endlich, er war nothwendig. Wie, um ſeine Pflicht, wie es Ehre und Gewiſſen fodert, zu erfüllen, ſoll ſich ein Seelſorger der Gefahr ausſetzen müſſen, ein Schlachtopfer ſeiner Liebe und ſeines Eifers zu werden? Ein Kriegsmann ſoll im Gewühl der Schlacht mit

ab-

abgemessenem Schritte gegen die Mündung blitzender Stücke dem gewissen Tode entgegen rücken; und eine Magistratsperson, welche nach dem Ausdrucke des heiligen Geistes für die Gerechtigkeit bis in Tod streiten muß (*), soll sich wegen ihren eigennützigen Absichten für entschuldiget halten, mit Ehrfurcht ein freyhaftes Nein zu sagen? Was man von den Landesständen und Räthen zu erwarten berechtiget war, würde vielleicht mit der Zeit den Beyfall des Regenten erhalten, und das Seine beygetragen haben, ihm die Vorurtheile zu benehmen. Indessen weiß man keinen, der sich bis zu dieser heroischen Entschließung emporgeschwungen hätte: alle haben sich hübsch säuberlich nach dem zugeordneten Befehle geschmieget, und, wie Sie, mein Herr, anmerken, allein auf das Gegenwärtige gesehen, ohne sich um die Zukunft viel zu bekümmern. Darf man sich darüber in einem Jahrhunderte wundern, wo man für den Selbstmord allein noch Entschlossenheit und Muth zeiget, und wo wir von den schönen und beglückten Zeiten

des

(*) Eccli. 4, 34.

des Christenthumes, außer einem schwachen Andenken zu unserer Beschauung, keine Spur mehr entdecken.

2. Was Privatpersonen belangt, welche den Irrgläubigen Häuser und Grundstücke verkaufen, um sich im Lande niederlassen zu können, versündigen sich diese nicht wider das Vaterland und die Religion, indem sie Feinde in den Acker des himmlischen Hausvaters einführen, welche Unkraut ausstreuen werden? Indem sie ihren Mitbürgern den Stein des Anstoßes unter die Füße legen? Indem sie Thätigkeit und Kraft einem Gesetze geben, das auf ewig in der Finsterniß hätte begraben bleiben sollen? Endlich indem sie wider seine eigene, wesentlichsten Vortheile die Absichten eines Fürsten begünstigen, der entweder gegen die Wahrheit eingenommen, oder übel berichtet ist.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Zweyter Brief
des Pönitenzers über die Aufhebung der Klöster.

Mein Herr!

Ich habe Ihre Antwort auf meinen ersten Brief erhalten; sie löset alle Zweifel auf eine so befriedigende Weise auf, daß man es nicht besser wünschen könnte. Aber ich lasse es dabey noch nicht bewenden, und Ihre Genauigkeit, welche allen meinen Dank verdiener, macht mich dreist, Sie über einen neuen Gegenstand zu berathen, der noch weit wichtiger ist, als das Toleranzedikt, weil dadurch größtentheils die Hindernisse gehoben werden, welche dieses etwa noch zu befahren gehabt hätte. Ich rede von der Aufhebung der Mañs- und Nonnenklöster. Man würde in dem Eifer der Einen, und in der Gottseligkeit der Andern einen mächtigen Damm gegen die Ausbrüche dieser Duldung gefunden haben: aber da man selbe aufhob, erleichterte man ihr die Mittel, sich aller Orten ungehindert auszubreiten.

Diese Revolution geschah nicht ohne die Beyhülfe verschiedener Handlanger. Die Ei-

nen hießen sie gut, die Andern vollzogen sie; viele haben das Ihre dazu beygetragen, und nehmen noch heut zu Tage Theil daran. Alle dünken mich mehr oder weniger strafbar zu seyn. Fahren Sie fort, mein Herr, mich als mein Führer zu leiten; setzen Sie sich auf den geheiligten Richterstuhl; thun Sie mit jener Ihnen eigenen Klugheit den Ausspruch, und theilen Sie mir Ihre Entscheidungen mit. Um Sie in Stand zu setzen, wird es sehr dienlich seyn, Sie über mehrere Umstände zu unterrichten, welche Ihnen wegen der Entlegenheit der Schaubühne, wo sie aufgeführt worden sind, nicht bekannt seyn werden. Eine ganz neue, in jedem Betracht seltsame Rechtsgelehrtheit hat in unsern Provinzen aus Gelegenheit dieser Aufhebungen Fuß gefasset. Die geheiligten Rechte der Völker, und jedes einzelnen Gliedes sind verletzet, und unter die Füße getreten worden. Der Kaiser, bey dem man immer gute Absichten, so schlimm es auch in der That hergeht, vermuthen muß, wird das Unglück gehabt haben, das, leider! die meisten Fürsten betrifft, daß er sich von treulosen Rathgebern hinterlisten ließ. So müssen wir

nun

nun einmal aus schuldiger Ehrfurcht setzen. Denn wenn er sich ohne einen andern Grund, als weil es ihm kurzum so beliebte, des Rechtes angemaßet hätte, Klöster aufzuheben, oder, welches gleich viel heißt, zu vertilgen, die seit Jahrhunderten eine gesetzliche Existenz im Staate hatten, und ihres Eigenthums unter dem Schutze der Gesetze genossen; so wäre ja dieses zerstörende System auch nur in Ansehung eines einzigen Religiosen zu befolgen, eben so viel, als die wesentlichen Rechte antasten, welche einen wahren Bürger ausmachen; ein Schritt, den man gegen das geringste einzelne Mitglied des Staates nicht wagen darf, weil dieß seine **Sicherheit** verletzen, seine **Freyheit** beeinträchtigen, ihm sein **Eigenthum** entreißen, oder seine Güter, seinen Stand, seine Ruhe und seine Ehre rauben hieß. Aus diesen Gründen dünkt es mich, daß ein Fürst, so unbeschränkt auch seine Macht ist, hierinn die Gränzen seiner rechtmäßigen Gewalt überschritte, und vergäße, was er Gott, durch den er herrschet, der Kirche, die ihn in ihren Schooß aufgenommen hat, dem Schafstalle, wovon er nur ein simples Schaf unter der Anleitung

der Hirten ist, und was er den Bürgern schuldig sey, die er in ihrem Eigenthume, in ihrer Freyheit, und in ihrer Sicherheit schützen muß.

So hat sich auch der Pabst mit allem Nachdrucke über diese Aufhebungen beschweret, welche den ersten Begriffen des Naturrechts, und dem Geiste des Christenthums so ganz entgegen sind. Die nachdrücklichen Briefe, die er an den Kaiser geschrieben hat, geben den Beweis davon, und er hat seine Gesinnungen in dem Breve an den Bischof von Brünn, und in den Entscheidungen deutlich ausgedrückt, die er bey einer fruchtlosen Anwesenheit in der Hauptstadt Wien, den daselbst versammelten Kardinälen und Bischöfen zustellte. Diese aller Achtung würdige Schriften sind den Bischöfen der österreichischen Staaten mitgetheilt worden, und Sie werden einige davon am Ende dieses Briefes finden.

Wie groß war indessen nicht das allgemeine Erstaunen, als man vernahm, daß die Stände von Flandern, statt sich durch ehrfurchtsvolle Gegenvorstellungen diesem Schritte zu widersetzen, welcher den Rechten der Natur und den Rechten der Kirche, der Grundverfassung des Staats und dem geschwornen Eide,

dem gemeinschaftlichen Beßten der Familien und dem Wohlstande der Privatpersonen so sehr zuwider ist, diese Aufhebungen als geistliche und nichtswürdige Tändeleyen betrachteten, die eben keine Folgen hätten; ja sich sogar beeiferten, alle Hindernisse hübsch zu heben, welche Sr. Majestät bey der Ausführung seines Planes etwa noch hätten aufstoßen können, da sie ihm Mittel und Auswege vorschlugen, dieses unselige Werk zu vollenden; doch unter der Bedingniß, wie sichs von selbst versteht, daß auch sie von dem, was dieses Geschäft abwürfe, ihren Antheil bekämen. Dieß ist itzt die Rechtsgelehrtheit von den meisten dieser hohen Stellen, seitdem eine wahnsinnige Philosophie die Religion des größern Theiles geworden ist. Man würde wohl nie errathen haben, welche Vortheile man, nach ihrem Vorschlage, aus diesen Aufhebungen ziehen könne: — Man soll die Einkünfte der aufgehobenen geistlichen Gemeinden auf nützlichere Gegenstände, unter andern auf den Unterhalt ihrer Schalksnarren verwenden.*

* Man sehe die Gegenvorstellungen der Abgeordneten der flandrischen Landesstände vom 14. des Wonnemonats 1782.

Sie können sich leicht vorstellen, mein Herr, daß rechtschaffene Leute, und die Stände der andern niederländischen Provinzen diese Vorstellungen ohne gerechten Unwillen nicht lesen konnten.

Man würde geglaubt haben, den Ständen von Brabant eine Unbild zuzufügen, so man bey ihnen ein ähnliches Betragen vermuthete, und man hatte alle Ursache zu hoffen, daß die Stände, so aus dem vornehmsten Adel bestehen, sich ihrer alten Freymüthig- und Redlichkeit erinnern würden. Aber wie leicht artet man aus Eigennutz und Ehrsucht von jener Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe aus, welche man mit gutem Grunde für ein unveräußerliches Eigenthum der Geburt hält! Diese sonst größtentheils scharfsichtigen Herren thaten dergleichen, als ob sie ihren eigenen Einsichten nicht traueten, und um den Schein des Wohlstandes besser zu retten, stellten sie sich an, die Aussprüche der Herren Räthe von Brabant hierüber erforschen zu wollen. Diese ehrwürdigen Schiedrichter der Gesetze, diese unbestechlichen Vertheidiger der bürgerlichen Rechte, derer Eitelkeit eine Rathserholung

von

von dieser Art gewaltig schmeichelte, untersuchten den Fall mit allen gewöhnlichen Förmlichkeiten. Ich könnte Ihnen alles erzählen, was man hierüber sagt; es kommen Dinge vor, die ganz erbärmlich lauten. Ich könnte die dabey spielenden Personen mit Namen nennen. Aber wir wollen für das Heiligthum der Gerechtigkeit Achtung tragen. Genug, man untersuchte die Sache, man wog das Ansehen beyderseits ab, und sammelte die Stimmen: sie waren getheilt, sieben gegen sieben. Einer aus ihnen hatte die Gesetze schon eine Sprache reden lassen, die nie kein Gesetzgeber geführet hat, indem er für die Aufhebung Gründe der Schicklichkeit anführte, die er mit prasselnden und hochtönenden Worten, und bissigen Spöttereyen nach der itzigen Mode aufstutzte, die alles obenhin berührt, und nichts im Grunde untersucht. Dieß war genug, einen der sieben Gegner zum Ueberläufer zu machen; und so siegten acht Stimmen wider sechse.

Mit diesem so leichten Vorschlage zogen diese acht Richter, fühllos gegen alles, was sie den Gesetzen, dem Publikum, und sich selber

schuldig waren, nichts als eine feige Staats-klugheit zu Rathe, und hörten weder auf die Stimme ihres Gewissens, noch ihrer Amts-brüder, welche der widrigen Meynung waren. Umsonst stellten ihnen diese recht ehrwürdigen Magistratsglieder vor, daß ein Fürst zwar einen Ordensstand in seine Staaten nach Belieben aufnehmen oder nicht aufnehmen könne; aber nachdem er ihm nun einmal eine gesetzliche Existenz zugestanden hat, stehe es ihm nicht mehr frey, selben jedesmal, so es ihm gefällt, davon zu jagen. Sie hatten gut sagen, daß, so lange ein Bürger nach den Gesetzen lebt; so lange er seinem Fürsten getreu bleibt, das Vaterland liebt, die Auflagen bezahlt, und Ordnung und Ruhe nicht stört, der Regent kein Recht habe, ihn zu berauben, zu entehren und zu vernichten. Diese acht Herren Räthe vergaßen auf diese ersten Grundsätze des natürlichen Rechtes; urtheilten, entschieden und thaten mit allem dem steifen und trotzigen Hochmuthe, den ihnen das Uebergewicht einer Stimme einflößte, den Ausspruch, daß man die Gesetze nicht umstoße, wenn man schnurstracks wider die Gesetze handelt; die Sicherheit nicht verle-

ze; wenn man jene überrascht, welche ohne Mistrauen unter dem Schatten der Gesetze lebten; die Freyheit nicht raube, wenn man ihr Fesseln anwirft, und das Eigenthumsrecht nicht vernichte, wenn man es Ordensleuten entreißt.

Ich will Sie, mein Herr, von allen den Springfedern nicht unterrichten, die man spielen ließ, um die sechs rechtschaffenen Richter mit in das Spiel zu ziehen, welche wir nicht so sehr bewundern würden, wenn sie mehrere Nachfolger hätten. Genug, wenn ich Ihnen sage, daß diese christlichen Magistratspersonen, derer Andenken gesegnet seyn wird, weil sie vor dem Urtheile gen Himmel zu ihrem künftigen Richter aufblickten, nichts erschüttern konnte. Was die Stände belangt, so wird sichs die Nachkommenschaft schwerlich vorstellen können, daß jene, welche sich Väter des Vaterlandes nennen, einen Schritt von dieser Art, vornehmlich zu einer Zeit sollen gethan haben, wo das Andenken des bey ihrem Antritte abgelegten Eides, der nicht deutlicher, umständlicher und nachdrücklicher seyn könnte,

noch ganz frisch seyn mußte. Urtheilen Sie selbst, ob diese Herren bey so auffallenden Umständen die gewaltsamsten Eingriffe in die Landesrechte thun, unzählige Leute ins Verderben stürzen, und die Familien einer stetsfließenden Hülfsquelle berauben konnten. Setzet man sich dann über alle Rücksicht weg, welche man der Geburt der Einen, und dem Verdienste der Andern, der Schwachheit des Geschlechtes und der Hinfälligkeit des Alters, der Gottseligkeit und der Tugend schuldig ist? Redet die Religion nicht laut genug, um schließen zu können, daß es ein gottesschänderisches und entsetzliches Verbrechen sey, Ordensleute des einen und andern Geschlechts von den wesentlichen Beschäftigungen ihres Standes, worinn sie vergnügt lebten, wegzureißen, und sie gegen ihren Willen wieder in das stürmische Weltmeer, mit Gefahr des Schiffbruches, zu versetzen.

Dem sey, wie ihm wolle, diese Rathserholung der Stände von Brabant war das Vorspiel zur unseligen Tragödie der Aufhebungen. Die Entscheidung der acht Räthe war ihr Evangelium; sie ward für andere Provinzen zum Gesetze, und der unvermeidliche Augenblick

rückte

rückte heran, wo eine große Anzahl Manns- und noch eine größere Menge Nonenklöster mit der Aufhebung geschlagen wurde. Mehrere aus den leztern haben die Erhaltung ihres Standes einem ziemlich geringen Gnadengehalte vorgezogen, und nuzten die Güte des gottseligen Königs in Frankreich, der ihnen eine Zufluchtsstätte in seinem Reiche vergonnte. Sie haben zur Schande jener Lästerzungen der Ordensstände bewiesen, daß man sie wider ihren Willen aus den Klöstern reiße, und ihnen Gewalt anthue, da man Fesseln sprengt, die ihnen so theuer und lieb sind.

Sie werden schon gelesen haben, mein Herr, was diese christlichen Heldinnen, die man in den Feuerofen des Leidens schleuderte, bey ihrer Auswanderung alles gedultet haben. Die andern benezten die Wände ihrer ehemaligen Wohnungen, die sie nun auf immer verlassen mußten, mit ihren Thränen, und zogen sich unverzüglich, ohne ihr väterliches Haus auch nur mit einem Fuße zu betreten, in die noch beybehaltenen Klöster, wo sie mit allgemeiner Erbauung, nach der Ausweisung ihres ersten Standes, leben. Die Weltmenschen und Phi-

losophen erwarteten ganz sicher, sie würden, statt ihr Vaterland mit dem Rücken anzusehen, oder sich auf ein Neues in dem finstern Aufenthalt einer niedrigen Zelle einzukerkern, durch einen frohen Gebrauch der ertheilten Freyheit ihre Verleumdungen und Spöttereyen wider die Ordensstände rechtfertigen, welche in ihrer Sprache weiter nichts, als eine tyrannische Sklaverey sind. Aber sie müssen itzt zu ihrer Schande bekennen, daß sie sich betrogen, und von diesen christlichen Jungfrauen fälschlich, und nach verdorbenen Neigungen geurtheilet haben.

Aber es giebt einige, welche keinen Aufenthalt in Klöstern fanden, oder die glaubten, sie wären eben nicht gehalten, ein neues zu beziehen, nachdem man sie aus dem alten verjagt hätte. Ist es nicht eine Gottlosigkeit, so viele Ordensleute in eine stete Unvermögenheit, ihre Gelübde zu beobachten, und in die augenscheinliche Gefahr zu versetzen, sie nicht nur durch die Unterlassung, da sie jenes nicht thun, was sie unter einem Eide verheißen haben, sondern auch in der That zu verletzen, da sie sich mit einer gewissen Unabhängigkeit betragen, sich des Eigenthumsrechtes anmaßen,

ßen, und mitten unter den Aergernissen der Welt und den Klippen der Keuschheit leben? Und bilde man sich nur nicht ein, als ob es allein um die Sünden zu thun wäre, welche sie begehen werden: — wir wollen hoffen, Gott werde sie durch seine Gnade von diesem Unglücke bewahren — nein, es ist um alle die Sünden zu thun, welche sie wegen des Schrittes zu begehen Gefahr laufen, den die Urheber der Aufhebungen gewagt haben. Nun wer wird über alle die Uebertretungen Rechnung halten können, denen sie täglich ausgesezt sind?

Dieß alles ist nur noch der düstere Hintergrund von dem kläglichen Gemälde, das ich entwerfen muß, um Sie mit der Menge und dem Gräuel der Ausschweifungen bekannt zu machen, welche der Urtheilspruch der Räthe von Brabant, den die Stände so willig annahmen, nach sich ziehet. Man sieht wirklich in den Städten die Verwüstung Gott gewiedmeter Oerter, die Entweihung des Heiligthumes und den Umsturz der Altäre. Kirchen werden in Marställe, Bethhäuser in Komödienhäuser, Konvente der Ordensgeistlichen in Kasernen, zu Religionsübungen bestimmte Plätze in

Tanz-

Tanz- und Spielsäle umgeschaffen; und Leute, die wegen ihrer Ausgelassenheit berüchtiget sind, machen aus diesen Zufluchtsörtern der heiligen Geschämig- und Enthaltsamkeit einen Sammelplatz der Ruchlosigkeit und Schlupfwinkel der Verführung.

Glauben Sie nicht, mein Herr, daß ich die Sache übertrieben habe. Diese gehäßige Schilderung ist gewiß nicht wider die Wahrheit erhöhet; sie ist kaum untermalt. Ich habe noch nichts von so vielen durch öffentlichen Verruf losgeschlagenen heiligen Geräthe, nichts vom Altarschmucke und den priesterlichen Kleidungen gesagt, die man ins Feuer warf, um des eingewebten Gold und Silbers habhaft zu werden, oder sie in Tischteppiche, in Bettund Pferdedecken, in Kutschenkissen oder Kutscherssitze umänderte. Die Altarsteine, welche unter dem feyerlichsten Gebethe, und bey den erhabensten Ceremonien mit dem heiligen Crisame gesalbet worden waren, worauf man tausend und tausendmal das unbefleckte Lamm Gottes geopfert hatte, wurden von den itzigen Eigenthümern gewaltsam fortgeschleppet, und zu Thürschwellen bey Pferdeställen, oder

zu Schweintrögen zugehauen. Das Insiegel der Bischöfe wurde abgerissen, und die heiligen Reliquien unter den Schutt von Mauersteinen hingeworfen. Die geweihten Geschirre behandelte und entheiligte man ohne einzige Ehrerbietigkeit; ja um die Gottlosigkeit voll zu machen, ergriffen ruchlose Hände in einem Orte, den man mir nannte, eine Monstranz, und warfen sie zu einem andern Haufen Silbergeschirre hin, obschon die heilige Hostie noch darinn verschlossen, und durch das Glas gar wohl sichtbar war. Anderswo trug man ein Gefäß, worinn ein Phiole mit dem wunderthätigen Blute unseres Heilandes eingefasset war, geradenweges zur Münzstätte hin. Kann man dieses nicht den Gräuel der Verwüstung nennen?

Ich lasse es der Geschichte über, alle diese schaudervollen Entheiligungen umständlich aufzuzeichnen. Aber das Aergerniß müssen Sie wissen, so alle diese gottesschänderischen Schritte verbreitet haben, um Ihr Urtheil zu fällen, und Ihre Entscheidungen darnach richten zu können. — Großer Gott! welcher Anblick für unsere niederländischen Städte! Die

Frem-

Fremden, so zu uns kommen, entsetzen sich über diesen Gräuel. Man glaubt bey einer solchen Vergantung einen jener gottlosen Auftritte zu sehen, welche die Hugonotten vor zweyhundert Jahren bey der Plünderung der Kirchen aufführten. Man sieht aus den aufgehobenen Klöstern hier gottesdienstlichen Schmuck, einen Tabernackel, Bilderrahmen, Altarstufen, dort ein Kommuniongitter, Kruzifix, Statuen, Gemälde, eine Kanzel, oder Beichtstühle, anderswo Chorstühle, Bänke, Glocken, Grab- und Pflastersteine fortschleppen. Kann man bey diesen kläglichen Gegenständen, welche den Vorbeygehenden aufstossen, und ihre Augen beleidigen, nicht nach dem Buchstaben sagen: **Wie liegen die Steine des Heiligthums an den Ecken der Gassen zerstreuet!** (*)

Und es ist wohl zu merken, daß diese Aergernisse so häufig und offenbar sind, daß sie auf niemanden mehr, als etwa auf Fremde einen Eindruck machen. Landeskinder gewöhnen sich unvermerkt an diese Gottlosigkeit, und wer-

(*) Klagl. 4, 1.

werden so bekannt damit, daß sie dieser Anblick nur ganz schwach rühret; um so mehr, da alle diese Schritte unter öffentlichem Ansehen geschehen. Ein anderes, für die Religion noch weit bedenklichers Aergerniß ist die Erschlaffung des Eifers, welches in den noch bestehenden Ordenshäusern Platz zu greifen drohet. Man sagt es einander ganz laut, daß eine Menge einzelner Mitglieder ihrer Bande gerne los wären, und die Regierung von ihren Klagen und ihrem zudringlichen Gesuche recht ungestüm angegangen und überlaufen werde, daß man also nichts besseres zu thun wisse, als sie alle aufzuheben.

Sehen Sie, mein Herr, eine kurze, aber leider! nur gar zu wahre Schilderung von dem, was sich unter unsern Augen zuträgt. Urtheilen Sie von unserer gegründeten Besorgniß, nicht so sehr in Ansehung unserer vergänglichen Besitzungen, als so wir das Eigenthumsrecht des Staates und die Aufrechthaltung unserer heiligen Religion betrachten. Diese schauervolle Aussicht in die Zukunft betäubt und hindert mich, ein richtiges Urtheil über das Gegenwärtige zu fällen. Sie genießen einer un-

gestörten Ruhe; Sie können bey heiterem Geiste entscheiden. Ich erwarte Ihre Antwort mit der lebhaftesten Sehnsucht, und bin ꝛc.

Breve Pius VI. römischen Pabstes an den Bischof zu Brünn.

Ehrwürdiger Bruder! Unsern Gruß und apostolischen Segen.

Die Briefe, die Du am zweyten des Lenz- und wieder am dritten des Ostermonates an Uns erließest, haben Uns den lebhaftesten Schmerz verursachet. Denn es ist ein kläglicher Anblick, so viele geistliche Orden zerstreuet, und die Gott geweihten Jungfrauen aus ihren Klöstern vertrieben zu sehen. Aber Wir sind der Meynung, daß Du dich sehr übereilet hast, da Du erklärtest, daß die in deinem Sprengel aufgehobenen Karthäusermönche von der Beobachtung ihrer Regeln und Satzungen gänzlich frey und ledig seyn, und von dem Augenblicke ihrer Aufhebung an in die Klasse der Weltpriester eintreten können. In der That, ehrwürdiger Bruder! diese Erklärung, die Du ohne Wissen des päbstli-

chen Stuhles gethan hast, und dadurch Du den gegenwärtigen Uebeln zu steuren glaubtest, dünkt Uns im Gegentheile zur Unzeit gewagt, und vielen Gefahren unterworfen zu seyn. Man muß vor allem die kräftigsten Mittel einschlagen, daß alle in ihrem Berufe verharren. In dieser Absicht müssen sie sich in ein Kloster ihres oder irgend eines andern Ordens begeben, wo sie genau alle die Pflichten erfüllen werden, welche den feyerlichen Gelübden, wodurch sie sich Gott gewidmet haben, ankleben. Man muß hierinn auf keinen zeitlichen Vortheil, wie er immer beschaffen seyn mag, Rücksicht nehmen — worauf Du doch, nach deinem eigenen Geständnisse, bey dem Handel dieser Religiosen gesehen hast; — sondern allein auf die Ruhe ihres Gewissens, und die Sicherheit ihres Seelenheils. Dieses wirst Du von Seite Unserer denen bekannt machen, die es betrifft. Wenn Du siehest, daß einige in ihrem Berufe wanken, oder gar davon ausgleiten; so sorge, sie aufrecht zu erhalten, und ihnen Muth einzusprechen. Sollte aber irgend einer keine Zufluchtsstätte finden können; in diesem betrübten Falle allein ge-

ſtatten Wir ihm, ſo lange im Weltprieſter-
ſtande zu leben, als lange ihm die bittere Noth
keinen andern Ausweg geſtatten wird; und
auch dann muß er in der Welt leben, ohne auf
ſeinen Beruf zu vergeſſen, und unverbrüchlich
die Zucht und Obliegenheiten ſeines Standes
beobachten und erfüllen, und die feyerlichen
Gelübde getreu halten, welche nach ihrer gan-
zen Kraft verbinden, und ſtets verbinden wer-
den. Und gewiß, der mindeſte Fehltritt
wider die Keuſchheit würde ein gottesräuberi-
ſches Verbrechen ſeyn. So müſſen ſich auch
alle in ihrem neuen Lebensſtande, ſo viel ſichs
thun läßt, an das Gelübd der Armuth halten,
und ihr Herz frey von aller Neigung gegen die
betrüglich- und zergänglichen irdiſchen Güter
losreißen. Was den Gehorſam betrifft, müſ-
ſen ſie ihn dem Biſchofe leiſten, und unter
dem Kleide ein unterſcheidendes Kennzeichen
ihres Ordens, zu dem ſie ſich bekennet haben,
tragen, auf daß es nicht ſcheine, als ob ſie
ihn auch in der That verlaſſen hätten. Dieſes
ehrwürdiger Bruder, ſind unſere wahren Ge-
ſinnungen, die Du bey deinem Verfahren zur
Richtſchnur nehmen mußt: und daraus kannſt

Du

Du leicht abnehmen, daß Wir auf keine Weise gesinnet sind, den Erlaß von ihren Gelübden, oder die Erlaubniß, den Ehestand anzutreten, oder ein Testament zu machen, denen zu ertheilen, welche sich an Uns wenden werden. Habe dann Acht, daß man in der Kirche nie von dergleichen Dispensen reden höre, welche den Glanz und die Schönheit vom Hause Gottes verdunkeln würden. Du kannst auch, wie Du gar wohl selbst anmerkest, aus eigener Gewalt keinen solchen Erlaß ertheilen, und Wir geben dir keine Vollmacht dazu.

Sey dann deines geheiligten Karakters, womit du geschmücket bist, eingedenk, und waffne dich mit einem neuen Eifer, auf daß Du durch anhaltendes Gebeth von dem Herrn mächtigen Beystand erflehest. In dieser Hoffnung ertheilen Wir Dir und der deiner Sorge anvertrauten Heerde Unsern apostolischen Segen.

Wien, den 12ten des Ostermonats im tausend siebenhundert zwey und achtzigsten Jahre, unsers Pabstthumes im achten.

Auszug der authentischen Abschrift eines Briefes unseres heiligsten Vaters Pius VI, der in das Archiv der römischen Pönitenziarie hinterlegt worden ist.

Euer Eminenz! (*)

Eine verglübdete Nonne von Gent, welche von der weltlichen Macht aus ihrem Kloster vertrieben worden ist, hat sagen gehört, es sey die Willensmeynung Sr. Heiligkeit, daß sie nach der Aufhebung ihres Klosters gehalten seyn soll, eine Zufluchtsstätte in einem andern Konvent ihres Instituts, oder im Falle sie dort keine finden könnte, irgend in dem Hause eines andern Ordens zu suchen, um darinn nach ihrem Stande zu leben.

Weil sie aber keine andere Gewißheit von dem Willen Sr. Heiligkeit hat, als das Gerücht, welches sich aus Gelegenheit der Stelle eines Briefes von Rom verbreitet hat, wendet sie sich in aller Unterthänigkeit an Eure Eminenz, und bittet, Sie möchten gemäß Ihres Amtes geruhen, zu antworten, ob Sie wirk-

(*) Dieß ist die Bittschrift einer Nonne von Gent an den Kardinal Ponitenzer.

wirklich wissen, und Ihnen in der That erklärt worden sey, daß Se. Heiligkeit in Ansehung der Nonnen, welche sich in besagten Umständen befinden, eben so gesinnet sey, wie er sich von Wien aus gegen den Bischof von Brünn, bey Gelegenheit der Karthäusermönche geäußert hat.

Die heilige Pönitenziarie antwortet aus päbstlicher Vollmacht, und auf ausdrücklichen Befehl Sr. Heiligkeit Pius VI, der Supplikantinn, daß sie trachten muß, so viel sichs thun läßt, standhaft in ihrem Berufe zu verharren. Deswegen muß sie sich in ein nicht aufgehobenes Kloster ihres Instituts, oder irgend eines andern Ordens begeben, um darinn die Obliegenheiten genau zu erfüllen, welche den feyerlichen Gelübden, wodurch sie sich Gott gewiedmet hat, ankleben. Sollte sie aber keinen Aufenthalt in einem Kloster finden können, so kann sie, in diesem betrübten Falle allein, so lange in der Welt bleiben, so lange ihr die bittere Noth keinen andern Ausweg gestatten wird. Aber auch dann muß sie in der Welt leben, ohne auf ihren Beruf zu vergessen, und die Zucht des klösterlichen

Standes beobachten, ihre Pflichten standhaft erfüllen, und die feyerlichen Gelübde genau halten, welche auch in dieser Lage nach ihrer ganzen Kraft verbinden, und stets verbinden werden. Und gewiß, der mindeste Fehltritt gegen die Reinigkeit würde ein gottesräuberisches Verbrechen seyn. So muß sie sich auch in ihrem neuen Lebensstande, so viel es ihr möglich seyn wird, an die Armuth halten, und ihr Herz von aller Anhänglichkeit gegen die flüchtig- und zergänglichen Güter dieser Welt losreißen. Was den Gehorsam betrifft, wird sie ihn dem Bischofe, in dessen Sprengel sie sich niedergelassen hat, leisten, und unter ihrem Kleide ein unterscheidendes Kennzeichen des Ordens tragen, zu dem sie sich bekennet hat, auf daß es nicht scheinen möge, als ob sie ihn wirklich verlassen hätte.

Gegeben zu Rom aus der heiligen Pönitenziarie den 2ten des Christmonats 1784.

War unterzeichnet der heiligen Kongregation Kardinal Boßchi.

Weiter unten N. B. Peewangel, der heiligen Pönitenziarie Sekretär.

Breve des heiligsten Vaters Pius VI. an Madame Louise von Frankreich.

Vielgeliebteste Tochter in Jesu Christo! Unsern Gruß und apostolischen Segen.

Wir haben nicht nöthig, Dir zu sagen, daß der Gram, den Unser Vaterherz schon zuvor fühlte, verdoppelt worden sey, da Wir sehen mußten, daß selbst in dem österreichischen Flandern so viel gottgeweihte Jungfrauen ihre Klöster und Kirchen zu verlassen gezwungen, und in die Unvermögenheit versetzet wurden, künftig nach den Satzungen ihres Instituts zu leben. Wir können nicht umhin, Dir zu eröfnen, wie sehr Unser Schmerz durch die Nachricht gelindert worden sey, daß mehrere dieser Klosterfrauen, und vornehmlich die Karmeliterinnen, Deine Schwestern in Christo Jesu, eine Zufluchtsstätte in dem allerchristlichsten Reiche gefunden haben, daß sie gutmüthig in die Klöster ihres Ordens seyn aufgenommen worden, und den Stand wieder gefunden haben, dem sie sich für immer ge-

widmet hatten. Wir können Dir zu einer so großmüthigen Handlung und ihren herrlichen Wirkungen nicht zu viel Glück wünschen. Es giebt keine Lobsprüche, die Du nicht verdienest, und die Wir Dir nicht mit Freuden beylegen.

Wir erkennen itzt klärer, als jemals die Absichten, die Gott mit Dir vorhatte. Nicht zu Deiner persönlichen Heiligung allein hat er dich aus der Welt in die klösterliche Einsamkeit geführet, wo Du dich ihm geopfert hast; er bestimmte dich auch zur Hülfe dieser armen Fremdlinge, welche, da sie in ihrem Lande den Weg nicht mehr fanden, den sie ihre Seelen zu retten eingeschlagen hatten, ihn bey Dir, und zwar von ungleich mehrern, als in ihrem Lande betreten, wieder gefunden haben. Aber da wir dir für den wichtigen Dienst, den deine Gottseligkeit der bedrängten Kirche geleistet hat, danken; so vergessen Wir des Antheiles nicht, den Unser vielgeliebtesten Sohn in Christo Jesu, der allerchristlichste König an diesem Werke hat. Wir danken ihm aus Herzensgrunde dafür, und freuen Uns eines jeden Wachsthumes, das sein Ruhm

und

und seine Glückseligkeit erhält, wodurch Gott seine Frömmigkeit, seine Neigung gegen die Kirche, seine Großmuth, und alle seine königlichen Tugenden belohnet.

Welche Erkenntlichkeit sind Dir nicht auch die Klosterjungfrauen schuldig, welche Du mit so vieler Güte aufgenommen hast! Möchte doch ihr Gebeth und ihre Wünsche, wozu sie der lebhafteste Dank auffodert, in ihrem ganzen Maaße erhört und erfüllet werden!

In dieser Meynung geben wir ihnen Unsern apostolischen Segen: auch Dir ertheilen Wir ihn, geliebteste Tochter in Christo Jesu, wie auch dem beßten und allerchristlichsten Könige, deinem Neffen, und dem ganzen Reiche, und dieses aus ganzem Unserem väterlichen Herzen, als ein Unterpfand aller der Güter, die Wir Gott in reichlichstem Maaße über euch zu ergießen bitten.

Gegeben zu Rom, bey der heiligen Maria der größern, unter dem Fischerringe, den 16ten des Heumonats 1783, Unseres Pabstthumes im 9ten.

Benedikt Stay.

Aus-

Antwort

des Theologals auf den zweyten Brief des Pönitenzers über die Aufhebung der Klöster.

Mein Herr!

Der zweyte Brief, womit Sie mich beehret haben, entwirft ein schaudervolles Gemälde von allem dem, was sich in den Niederlanden bey der Aufhebung der Klöster zugetragen hat. Sie sind in Verlegenheit, und möchten gerne wissen, wie Sie sich im Richterstuhle der Buße in Ansehung derer betragen sollen, welche bey dieser erstaunlichen Revolution mitgeholfen haben. Seitdem die Philosophie, diese Tochter des Kalvinisten- und Jansenistenthums, die herrschende Religion derjenigen geworden ist, welche die Welt ehrliche Leute nennet, so sehen unsere ernstlichen Politiker, unter dem Außenscheine des Christenthums, von der Höhe ihres Schwindelgeistes mit Verachtung auf diese kindische Andächteleyen herab, welche nach ihren Machtsprüchen dem Aberglauben der Alltagsseelen

zur

zur Nahrung dienen. Aber vernünftige Leute, welche zu überlegen und zu folgern gewohnt sind, behandeln nicht so auf der leichten Seite ehrwürdige Gegenstände, so die Religion gutheißt und adelt, welche ein vernünftiger Mann für nichts anders, als für Vernunft und Wahrheit hält. Ja ich getraue mir Trotz allen Philosophen zu behaupten, um wider so erhabene Gegenstände, wie ohne Geschick, so ohne Beruf loszuziehen, und alles, was die Logik eines verdorbenen Herzens von List und Trugschlüssen darbiethet, dagegen spielen zu lassen, müsse man ohne Widerrede entweder ein Tollsinniger, oder ein Betrüger seyn.

Die Vorstellungen der Stände Flanderns, welche sich so angelegentlich für die Tollhäuser verwenden, legen sattsam an Tag, in welcher Klasse sie ihre Rolle spielen sollen. Die Art, wie sich diese versammelten Väter in den gemachten Gegenvorstellungen ihrer Beurtheilungskraft und ihres Patriotismus bedienet haben, zielet auf nichts geringers ab, als die Rechte der Kirche und der Ordensgeistlichen unter die Füße zu treten; die Vortheile

des Fürsten und des Vaterlandes zu verrathen; das Gesetz des Eides und die Landesverfassung umzustossen. Man sollte demnach schließen, daß sie verdienet hätten, aus dem Staate, den sie so schlecht vertreten haben, verwiesen zu werden, und daß sie nach einer so ausgezeichneten Treulosigkeit kein Beichtvater in der ganzen Welt von der unnachläßlichen Schuldigkeit loszählen kann, den unübersehbaren Schaden wieder gut zu machen, wozu sie das ihrige nach Kräften beygetragen haben, da sie, um diese Aufhebungen zu erleichtern, Auswege anzeigten und vorschlugen, welche alle andere Stände mit gerechtem Unwillen vernahmen. Glücklicherweise sind ihre Vorstellungen, welche für andere ein Gottesraub, ein Meyneid, eine förmliche Treulosigkeit würden gewesen seyn, für sie ein pur materialisches Versehen, und rechtfertigen sie besser, als sie wohl selbst denken.

Aber es ist in diesem Briefe allein darum zu thun, meine Entscheidung über die offenbaren Thatsachen von mir zu geben, ohne zu untersuchen, ob sie ein Werk der Bosheit, oder der Tollsinnigkeit, oder der Ueberraschung

ge=

gewesen sind. Nun frage ich, mein Herr, ob nach den Ausschweifungen, welche Sie in Ihrem Briefe so umständlich schildern, und welche, ich will es zugeben, wider die Absicht des Fürsten, der Regierung, der Landesstände und des Rathes von Brabant ꝛc. geschehen sind; aber welche bey alle dem halt doch aus der alleinigen Ursache geschehen, weil man durch die unerlaubten Aufhebungen Gelegenheit dazu gegeben hat: ich frage, ob man nach solchen Entscheidungen, welche ein Abriß nach dem Leben von denen sind, die man die letzten Jahrhunderte in Engeland, in Holland und Deutschland gesehen hat, noch lange Rath einzuholen, und nachzuforschen nöthig habe, wie sich ein Beichtvater gegen jene zu betragen habe, welche zu diesen Aufhebungen beygeholfen haben, sollten sie auch bey dem Gräuel, den Sie mir erzählten, nicht mitgewirkt; sollten sie auch den gemessensten Befehl, wie sie gewiß auch thaten, gegeben haben, bey der Vollziehung des Edikts mit allem Wohlstande und aller Achtung, deren solche Gewaltthätigkeiten nur immer fähig sind, zu Werke zu gehen? Kann man einen Augenblick zweifeln,

feln, ob man sie, alle Entheiligungen bey Seite gelassen, nur den Aufhebungsakt allein, als eine Verletzung des geheiligten Eigenthums, und als eine Beeinträchtigung der Gerechtsame der Kirche und des Staates betrachtet, ob man sie, sage ich, nicht unwürdig halten soll, die Gnade des Sakraments zu empfangen?

1. Die Stände, welche ja doch die Landesverfassung und die Natur ihres geleisteten Eides kennen werden, machten die Unwissenden, um ihre Anfrage um das Gutdünken der Räthe von Brabant zu beschönigen, statt daß sie dem Fürsten mit aller schuldigen Ehrfurcht, aber herzhaft vorgestellet hätten, daß sie weder mit gutem Gewissen, noch mit Ehre, die Rechte der Bürger aufopfern könnten; daß zu diesem Entwurfe schweigen, oder darein verwilligen, eben so viel sey, als zu den boshaften Anschlägen der Gottlosen die Hände biethen, sich den gerechten Unwillen des Publikums zuzuziehen, sein Andenken bey der Nachkommenschaft zu schänden, und sich von Seite Gottes, als des Vertheidigers der Tugend, eine um so schrecklichere Strafe auf den Hals zu laden, je we-

niger

niger die Folgen des Verbrechens wieder gut gemacht werden können.

Denn glauben Sie nicht, mein Herr, als ob das Gewissen dieser Landesstände in einem unüberwindlichen Irrthume gesteckt wäre. Sie sind gewiß überzeugt, daß diese Herren wohl nie um die Entscheidung der brabantischen Räthe angesucht, noch weniger sie befolgt haben würden, wenn die Rede von ihrem persönlichen Eigenthume, von ihren Rechten und Gütern gewesen wäre. Sie suchten also weiter nichts, als einen scheinbaren Vorwand, um ihre feige Nachgiebigkeit zu bemänteln, und sie glaubten, wie Pilatus, sie dürfen ihre Hände waschen, und mit ihrer Unschuld prahlen, wenn sie sich auf den Ausspruch derer beyzögen, welche schrien: **Hinweg mit ihnen, kreuzige sie!** Aber sie mögen sich immer weiß zu brennen suchen, so wird es doch allezeit wahr bleiben, und die Nachkommenschaft, dieser strenge Richter, wird ihnen stets den Vorwurf machen, daß im Jahre 1783 die Väter des Vaterlandes seine Unterdrücker geworden sind.

2. Man muß auch die acht Räthe, diese geheiligten Wächter von der Hinterlage der Gesetze, welche so augenscheinlich wider die Gesetze entschieden haben, für unwürdig der Gnade des Sacraments halten. Sollten diese acht Magistratspersonen nicht wissen, daß ein Fürst ohne billige Ursache Gemeinden nicht aufheben kann, welche unter der Gewehrleistung der Gesetze ihres Daseyns genießen? Sie haben also die Vorrechte des Landes verletzt; sie haben sich gegen die Nachkommenschaft und gegen ihre Zeitgenossen versündiget, da sie zur Vernichtung solcher Stiftungen beyhalfen, welche sich auf den rechtmäßig erworbenen Besitz gründeten; zur Aufhebung der Häuser ihre Einwilligung gaben, welche eine immer offene Zufluchtsstätte für die Unschuld, für die Gottseligkeit, für die Wissenschaft, für den Eifer und die Tugend waren, und die Aushülfe der Familien, die Zuflucht der Armen, und die Zierde des Vaterlandes ausmachten; endlich da sie die grausame Zerstreuung so vieler christlichen Jungfrauen billigten, welche ungezwungen, und aus freyer Wahl sich von dem Gewühle und den Gefahren der Welt gerettet

hatten.

hatten. Nun welchen Namen soll man Magistratspersonen geben, welche sich über öffentliche Treue und Glauben, über die ächtesten Gerechtsame, über den gesetzmäßigsten Besitz, über die förmlichsten Bestättigungen, über die unlaugbarsten Urkunden, über Siegel und Handschrift, endlich über die mit allen rechtlichen Feyerlichkeiten in den Augen und mit ausdrücklicher Gutheißung der weltlichen und geistlichen Macht beschwornen Gelübde wegsetzten? Hier wäre der Ort ihnen mit einer Donnerstimme in die Ohren zu rufen: Vermessene Richter! ihr sehet heut zu Tage die entsetzlichen und unheilbaren Wirkungen eurer gottlosen Entscheidung: **kehret wieder zum Gerichte um** (*): verbessert, wenn ihr könnt, die schrecklichen Folgen eurer ungerechten Schritte, wozu euch eigennützige Absichten, und eine falsche Politik verleitet haben. Stellet dem Regenten vor, daß der Staat ein Ganzes aus so vielen Theilen ist, als es sonderheitliche Körper in den verschiedenen Ständen giebt, woraus er besteht: daß

(*) Dan. 13. 40.

das Ansehen der Gesetze die Stärke ist, so sie aufrecht erhält, und das Band, so sie untereinander knüpfet; daß dieses Ansehen jene kostbare Kette gestaltet, welche die Größe des Fürsten ausmachet, und daß einen Ring von dieser Kette ausheben, die Kette trennen heiße; endlich daß unter einem guten Fürsten nichts willkürlich sey. Aber diese Richter haben zur Wahrheit die Augen geschlossen, dem Fürsten nach jener verruchten Maxime gerathen: Quodcunque volumus, sanctum est, und entschieden, daß er die Ordensleute ihres Eigenthums berauben, mit gutem Gewissen das, was seine Vorältern oder die fromme Freygebigkeit anderer geschenkt haben, wieder an sich ziehen, und die Gaben, woraus man Tempel und Altäre geschmückt hatte, zu einem andern Gebrauche verwenden könne.

Was muß man aus allem diesem schließen, mein Herr? Zwey Dinge; das eine in Rücksicht auf den Staat, das andere in Rücksicht auf die Religion. In Ansehung des Staates, daß nach dieser berufenen Entscheidung des Rathes von Brabant eine jede einzelne Person wegen ihres Schicksales zittern muß; denn

man

man könnte sich ja eben sowohl aus Ursachen der Schicklichkeit des Rechtes anmaßen, das Eigenthum eines jeglichen an sich zu reißen, und daß in öffentlichen Aemtern stehende Leute, welche in ihren Berathschlagungen keine Achtung für Billigkeit und Wahrheit bezeiget haben, als Glieder der Gesellschaft weder billiger noch wahrhafter seyn werden. In Ansehung der Religion muß man schließen: da diesen Richtern nicht unbekannt seyn konnte, daß die Ordensstände ein vermischter Gegenstand sind, der unter einem doppelten Richterstuhle steht, und da ihre Häuser nach einem wechselseitigen Vertrage der Kirche und des Staates gestiftet worden sind, so folgt daraus, daß diese Herren die Rechte der Kirche unter die Füße getreten, und sie der Vortheile beraubet haben, welche sie aus diesen Häusern zum Besten der Religion und zum Heil der Seelen zog. Glauben Sie, mein Herr, aller Orten werden sie die lauten Vorwürfe ihres Gewissens verfolgen, vornehmlich aber bey dem Anblicke des Schuttes jener Häuser, derer Aufhebung sie gutgeheißen und vollendet haben.

3. Ueberdem muß man die Gnade des Sakraments denen aus der Landesregierung abschlagen, welche die Befehle zu einer so widerrechtlichen Revolution gegeben haben. Sie glaubten, da sie die Verordnungen Sr. k. k. Majestät befolgten, sich durch ihre Treue und Unterwürfigkeit gegen ihn auszuzeichnen: und ich, ich sage, daß sie treulos gegen ihn gehandelt haben, und daß er selbst, wenn ihm eines Tages der barmherzige Gott über die Uebel und Unordnungen aller Art, welche aus Gelegenheit dieser Zerstörung sicher über seine Länder hereinbrechen werden, die Augen öffnen wird, diese Minister, Räthe und Beamte mit Abscheu als Treulose verfluchen werde, welche aus einer feigen Gefälligkeit seine wahren Vortheile verrathen haben, statt daß sie ihm mit Ehrfurcht die Binde hätten wegheben sollen, welche ihm die listigen Schmeichler vor die Augen hingezaubert hatten. Man tilge die Religiosen vom Erdboden weg, sagten sie, wie die Sektirer und Philosophen; man setze die Priester auf etliche wenige herunter; man gebe die Mädchen allen Gefahren ihres Geschlechts Preis: der Fürst wird dadurch

durch nur um so mächtiger werden. Und der Fürst hat nicht eingesehen, daß dieß Fallstricke sind, die man ihm leget; daß seine Macht und die Glückseligkeit der Völker in dem Maaße abnehmen werde, wie man den Geistlichen und Religiosen den Krieg ankündiget, und was den Triumph der Neuerungsgeister und Unkatholischen ausmachet, den Untergang der Religion und des Staates ausmachen werde, womit sich diese verabscheuungswürdigen Leute schon seit langer Zeit beschäftigen.

4. Man muß auch alle die Kommissarien, und alle die untergeordneten Handlanger, welche bey der Vollziehung dieser Aufhebungen mit rastlosem Eifer gearbeitet haben, als Leute betrachten, die der Gnade des Sakraments unwürdig sind. Sie merkten gar wohl, daß sie sich über tausend Bedenklichkeiten wegsetzen mußten, um einen Theil für sich zu erhaschen, und daß sie dabey wenig Ruhm einärndten würden; aber sie ließen sich vom Eigennutze verführen. Diese verächtlichen Seelen, welche niederträchtig genug gewesen sind, vor diesem Götzen zu kriechen, aber zu feige,

der Habsucht zu widerstehen, und unbekümmert waren, auf welchen Grund sie das Gebäude ihres Glückes aufführten, berechneten allein, was diese Art von Aufträgen abwerfen möchte, und nach dem Facit nahmen sie selbe an, oder buhlten wohl gar darum.

5. Weiter muß man den Verkäufern der sowohl unbeweglich- als beweglichen Güter der aufgehobenen Klöster, sie mögen zum weltlich- oder geistlichen Gebrauche gewiedmet gewesen seyn, die Gnade des Sakraments abschlagen, weil es gottgeheiligte und gewaltsamer Weise weggenommene Güter sind, über welche sich der Regent, auch kraft seiner Oberherrlichkeit, keines Eigenthumes anmaßen kann, ohne die Einstimmung der geistlichen Macht, ohne die Bewilligung der Gutthäter, und ohne die dringendsten Ursachen. Denn ist er endlich Herr über diese Güter, um sie einer Religionskasse zuzuwenden? Ist er der Schiedsrichter von dem Willen der Stifter, daß er mit ihren Vermächtnissen nach seinem Belieben schalten kann? Kann er die Stiftungen, die mit Begnehmigung zu so und so

einer

einer Absicht ausschließungs Weise sind bestimmet worden, aufheben? Kann er die Einkünfte davon nach seinen Einfällen verwenden? Werden sich nicht die Verstorbenen wie die Lebenden wider einen so gehäßigen Despotismus beklagen? Die ersten Begriffe des Rechtes, das Licht der Vernunft allein ist zureichend, diese Fragen zu entscheiden, und verlegt aller Ausflucht den Weg. Aber der blinden Habsucht ist stets daran gelegen, die Vernunft zu benebeln, und über die Billigkeit zu siegen. Wenn die Hoffnung sein Glück zu machen redet, trägt man kein Bedenken, aus dem Stegreife weg zu entscheiden, wo auch der aufgeklärteste Mann nur so ganz furchtsam seine Meynung sagt.

6. Ich will nichts von den Käufern sagen. Die Meisten gehen nach gutem Wissen und Gewissen zu Werke, und andere glauben, daß der Regent diese Güter zu den Bedürfnissen der Religion bestimmt, oder seinen Kammergefällen einverleibt habe, und daß man sie folglich ohne Bedenken kaufen dürfe. Ich will diese Schwierigkeit nicht entscheiden,

über die sich Einwürfe machen lassen, die eben nicht so leicht aufzulösen sind. Dieß bleibt nun einmal gewiß, daß man entfremdete Güter nicht kaufen darf, und daß die, welche das Kirchengeräth an sich handeln, um einen unheiligen und unanständigen Gebrauch davon zu machen, fürsetzlicher Weise gottesräuberisch verfahren, und dann auch nach diesem Fuße in dem Beichtstuhle behandelt werden müssen.

Fodern Sie von mir, mein Herr, keine weitere Untersuchung. Sie können meine Denkungsart aus dem, was ich gesagt habe, zu Genügen abnehmen; und ich behaupte dreist, das christliche Europa denke in diesem Stücke, wie ich. — Aber, werden Sie sagen, was hätte man dann endlich bey so kützlichen Umständen thun sollen, um seine Hände und sein Gewissen nicht zu beflecken? — Was man thun hätte sollen, mein Herr? — O die Antwort leidet keine Schwierigkeit. Die Stände, der Rath, und die Landesregierung hätten dem Fürsten begreiflich machen sollen, daß man ihn hinterliste; daß

seine verführerischen Höflinge, welche seine Religion hintergangen haben, Feinde seines Ruhms und seiner Ruhe, Feinde des gemeinen Beßten und der Glückseligkeit des Volks, Feinde ihrer Zeitgenossen und der Nachkommenschaft, Feinde det Kirche und des Thrones seyn; und sollten, welches sich von einem christlichen Kaiser und einem apostolischen Könige nicht vermuthen läßt, die gottlosen Räthe über ehrerbietige Vorstellungen gesiegt haben, so hätten sie sich ihrer Aufträge auch mit Gefahr, dem Fürsten zu misfallen, und sich die empfindlichste Ungnade zuzuziehen, lediglich begeben sollen. Aber wir leben nicht mehr in jenen Zeiten des lebendigen Glaubens und Heldenmuthes, wo man sein Glück der Pflicht aufopferte, und eher der Marter und des Todes trotzte, als eine Schwachheit begienge. Heut zu Tage scheint die Fackel des Glaubens in den Niederlanden dem Erlöschen ziemlich nahe zu seyn, und der schwache Schein, den sie noch von Zeit zu Zeit wirft, macht auf die vom Schlafe schon halbgeschlossenen Augen keinen Eindruck mehr.

Eine von den Hauptquellen dieser frostigen Gleichgültigkeit, welche den Geist betäubt, und der tödtlichen Schlafsucht, welche die Sinne einwiegt, ist, um in eurer Provinz zu bleiben, die hohe Schule von Löwen. Diese ehemals so berühmte Schule nährt in ihrem Schooße einen Schwarm Schmeichler, die immer bereit sind, alles gutzuheißen, und ihre ganze Wissenschaft und ihren Witz auf die Folter spannen, um durch scheinbare Trugschlüsse alle die Systeme zu unterstützen, welche der Hof anzunehmen für gut hält.

Sie werden, mein Herr, ohne Zweifel nicht vergessen haben, was zuweilen Herr Bhuyaux zu uns sagte, und was er in Bitterkeit seines Herzens wiederholte, als wir von ihm Abschied nahmen. Dieser ehrwürdige Greis, der uns einer so zärtlichen Freundschaft würdigte, sprach unter Seufzen; Sie reisen ab, meine Herren, um eine Beförderung zu suchen; und ich rüste mich, in die Ewigkeit abzureisen. — Wenn ich die Erfahrung des Vergangenen mit der gegenwärtigen La-

ge

ge zusammenhalte, so sehne ich mich nach dem Ende meiner Laufbahne. Die Anfälle, welche man im Stillen auf die Religion wagt, machen mir ein Leben ziemlich gleichgültig, das mir alle Tage betrübtere Aussichten vorhält. Die Neuerungen, welche die Lehrer der Rechte nur so wie von der Seite her merken lassen, und die Dreistigkeit, alles höhnisch durchzuziehen, das man heut zu Tage Philosophie nennet, sind die sichern Vorbothen einer unseligen Revolution. Noch einige Schritte vorwärts, und alles ist verlohren.

So redete dieser große Mann, als er Abschied von uns nahm. Sehen Sie nicht, mein Herr, daß die Prophezeihung erfüllet ist? Ich kam die letztern Schulferien mit einem Lehrer der Theologie zusammen, der zu mir im Vertrauen sprach: Liebster Freund! wir sind nichts mehr, und wir selbst beschleunigen unsern Sturz. Die Schule der Rechte beschäftiget sich itzt allein

allein mit den Ausfällen, welche sie auf die heiligen Kanonen und Kirchenentscheidungen waget. Diese ist der lauterere Febronianismus. — Ein Schwarm Rechtsgelehrter, welche zu diesen verderblichen Grundsätzen eingeweihet sind, breitet sich in den Provinzen aus, und da ihr Verstand verdorben ist, was können sie anders seyn, als öffentliche Verführer und Giftmischer? Die philosophische Schule hat seit fünf oder sechs Jahren öffentlich Sätze vertheidiget, welche ihren Hang gegen den Materialismus ganz augenscheinlich aufdecken. Und unsere Fakultät richtet sich selbst durch die Gnadenlehre der falschen Brüder zu Grunde. — — Bestättiget nicht dieses Gespräch in allen Stücken die Weissagung unseres ehrwürdigen Lehrers?

Ich setze nur noch ein Wort von dem Aergernisse und der Erschlaffung des Eifers in den noch bestehenden Klöstern bey, welche Sie

in

in Ihrem Briefe berühret haben. Die Anordnungen, sagen Sie, welche unter den Ordensgeistlichen einreissen, scheinen die Aufhebungen zu rechtfertigen. Aber man rede weiter von diesen Aufhebungen nicht mehr; man halte die einzelnen Glieder nicht mehr zwischen Furcht und Hoffnung, so, daß sie nicht wissen, was man mit ihnen anfangen, oder was aus ihnen werden wird; man weise die unzufriedenen und ausschweifenden Mönche an ihre Obern, ohne daß man sich immer geneigt zeiget, ihre Klagen anzuhören, oder sie wohl gar dazu aufzufodern: dann wird alles wieder in seiner Ordnung gehen. Der Leichtsinn, der Unbestand, die Liebe zu Neuerungen, und der Eckel ob der klösterlichen Zucht werden keine Nahrung mehr finden, und ein jeder wird seine Standespflichten zu erfüllen trachten. Ich weiß, es giebt Ordenshäuser, welche einer Verbesserung bedürfen. Aber aufheben heißt nicht verbessern. (*) Man weise sie an ihre ursprüng-

liche

(*) Ein anderes wäre es, wenn eine Gemeinde von dem Gifte des Irrthumes angesteckt wäre,

liche Verfassung und an die kanonischen Satzungen, und es hat mit der Reform seine Richtigkeit. Ich halte demnach sicher dafür, daß das Gerücht von Aufhebungen, womit man sich seit einiger Zeit aller Orten trägt, die ganz natürliche Ursache von dem Verfalle der klösterlichen Zucht und der wirklich- oder vorgeblichen Aergernisse sey, welche verschiedene Unterhändler in der Absicht erdichten, oder vergrößern, um die Aufhebungen zu rechtfertigen. Dieß macht diese Leute nur noch sträflicher, und die Beichtväter haben eine neue Pflicht, sie anzuhalten, diesen Unordnungen zu steuren, und sie wieder gut zu machen.

Ich habe die Ehre zu seyn u. s. w.

---

re, wie jene des Portroyals, oder gegenwärtig eine gewisse Kongregation in Frankreich, welche man zu Genügen kennet, ohne daß man sie eben nennen darf.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merz, Aloys, 1727-1792

Neueste Sammlung jener Schriften, die von einigen Jahren her über verschiedene wichtigste Gegenstände zur Steuer der Wahrheit im Drucke erschienen sind
Bd.: Sechs und zwanzigster Band

Augsburg 1786

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 606 -26
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11245863-6
VD18 80128815-001